3 1761 07166434 6

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

LUBITSA TOMAS
IN MEMORY OF
BOHDAN TOMAS

LEBENSTAG EINES MENSCHENFREUNDES

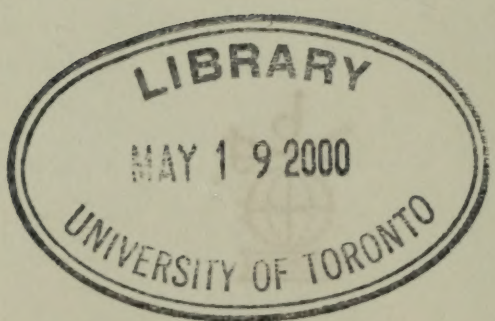
Ein Pestalozzi Roman

VON

WILHELM SCHÄFER

BERLIN
DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

Deutsche Buch-Gemeinschaft
E. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin SW 68



Copyright 1915 by Georg Müller Verlag A.-G., München
Printed in Germany
Druck von A. Seydel & Cie., Berlin SW 61

Vorwort

Dieſes mein Peſtalozzibuch iſt an ſich keine Jubiläumsgabe; es wurde vor dem Weltkrieg begonnen und in ſeinem erſten Winter zu Ende gebracht. Auch verdankt es ſein Daſein nicht dem Pädagogen, ſondern dem Menſchenfreund, der zur Schulmeiſterei kam, um dem Haus des Unrechts, wie er die Geſellſchaft ſeiner Zeit nannte, eine Treppe zu bauen. Es jammerte ihn des armen Volkes, das er in der Not ſeiner Unbildung ſah, und er wollte ihm durch eine andere Wohltätigkeit helfen als jene, die „das Elend mit dem Miſt der Gnade zudeckt". Nicht darum ſein Lebensbild allein wollte ich geben, ſondern der Idee ſeines Lebens eine neue Fackel anzünden. So möchte ich auch dieſe Jubiläumsausgabe geachtet und wirkſam ſehen; denn wer will leugnen, daß die Treppe der Bildung immer noch keine Volks- oder gar Menſchengemeinſchaft aus dem Haus des Unrechts gemacht hat, daß, die hinauf und hinab gehen auf ihren Stufen, immer noch einander keine Brüder geworden ſind.

Herbſt 1926. Wilhelm Schäfer.

Morgen

I

Als die Menſchenſeele in Heinrich Peſtalozzi erwacht, liegt ſie in einer Stube am Hirſchengraben, wo ſich jenſeits der alten Stadtmauer bis zu den neuen Baſtionen am Zürichberg hinauf die Landhäuſer der Reichen ſonnen. Sie ſelber ſpürt nicht viel von dieſer Sonne, ſie hauſt mit Kleinbürgersleuten im Gedränge hoher Steingebäude, die nur finſtere Gäßchen zwiſchen ſich laſſen und mit dunklen Treppen in beengte Wohnungen führen. Außer der Mutter und einer Magd, die Babeli gerufen wird, ſind noch drei Geſchwiſter in der Stube, ein Knabe Johann Baptiſta und zwei Mädchen, von denen das kleinſte in der Wiege liegt. Das wird eines Tages von ſchwarzen Männern fortgetragen, über die dunkle Treppe hinunter in die Stadt, die draußen mit beſchneiten Dächern wartet. Im Sommer aber iſt es wieder da, ſchläft in der Wiege und heißt Bärbel, wie es vorher auch geheißen hat. Doch weint die Mutter immer noch, und der Vater, der ſonſt mit großen Schritten durch die Stube gegangen iſt, liegt in der Kammer nebenan, nicht anders als das Bärbel in der Wiege; ſeine haarigen Hände ruhen auf dem Leintuch, und die Augen forſchen an der Zimmerdecke.

Eines Tages muß das Babeli hinein zu ihm — allein und lange, während die Dachtraufe vor dem Fenſter einen langen Strahl zerſtäuben läßt; als es wieder herauskommt, fällt es der Mutter um den Hals und weint. Die hat, das Bärbel ſäugend, auf der Ofenbank geſeſſen; nun tut ſie das Kind ſchnell von der Bruſt und läuft in die Kammer. Nachher muß Heinrich Peſtalozzi mit den Geſchwiſtern auch hinein; der Vater bemerkt ſie ſchon nicht mehr, ſeine Augen aber forſchen noch immer an der Zimmerdecke, nur die eine Hand iſt von der Bettdecke abgerutſcht, und die Mutter hängt daran, als ob ſie ihn feſthalten wolle.

Am andern Tag iſt er in einen Sarg getan, die Hände ſind auf der Bruſt gefaltet, und die Lider haben wie zwei Deckel aus Wachs die forſchenden Augen zugemacht. Heinrich Peſtalozzi und ſein Bruder bekommen die Sonntagskleider an und müſſen — als fremde Männer in ſchwarzen Röcken und Hüten kommen, den Vater zu holen — mit hinunter über die dunkle Treppe und hinter ihnen her durch die Gaſſen nach dem Großmünſter gehen, wo geſungen und gebetet wird, bevor ſie den Sarg auf den Kirchhof bringen und bei Wind und Regen in ein friſch gegrabenes Loch verſenken. Seitdem Heinrich Peſtalozzi die hohen Münſterhallen mit dem Donnerſchall der Orgel geſehen hat, weiß er, wo die Schweſter Bärbel ſo lange geweſen iſt; der Vater aber kommt nicht wieder, bis er ihn faſt vergißt und nur noch manchmal gleich ihm mit langen Schritten die Stube meſſen will.

Als wieder Winter wird, nimmt ihn das Babeli eines Abends schnell bei der Hand, einen Arzt zu suchen; sie finden den ersten nicht und müssen den zweiten erst aus einem Wirtshaus holen, wo viele Männer bei der Lampe in einer qualmigen Stube sitzen. Der läuft gleich mit, doch geht er bald wieder kopfschüttelnd fort von dem Bettchen der Schwester Dorothea, und andern Morgens sagt die Mutter, es sei gestorben an der Bräune. Die schwarzen Männer kommen zum drittenmal, aber diesmal tragen sie das Dorli fort, mit dem er jeden Tag gespielt hat. Seitdem ist ihm das Großmünster ein furchtbares Geheimnis, und sooft er die Glocken läuten hört, läuft er zur Stubentür, den Riegel vorzuschieben. Manchmal aber kommen doch Menschen über die Treppe herein, die mit der weinenden Mutter sprechen, und denen er die Hand geben muß; er tut es gehorsam, doch immer in der Furcht, daß sie ihn mitnehmen könnten in das Großmünster. Auch wenn die Mutter oder das Babeli ihn selber an der Hand hinunterführen, ist er nicht froh, bis er endlich durch die Haustür hineinschlüpfen kann und oben die Heimeligkeit der Stube wiederfindet. Und nur dadurch, daß seine seltenen Ausgänge meist den gleichen Verlauf nehmen, durch die steilen Gassen und über Treppen zum Markt hinunter, wo die Limmat unter den Holzbrücken hindurch ihr reißendes Wasser drängt, oder Sonntags bis an den gleißenden See hinaus, wo die Schiffe und Schwäne schwimmen und die Wolken auf den fernen Bergen Rast machen, die den blauen Himmel mit ihrem weißen Zackenrand begrenzen: bahnt sich seine furchtsame Seele allmäh-

lich Straßen in die fremde Unermeßlichkeit, darin die Türme des Großmünsters drohend stehen. Sonst aber bleibt die Stube die einzige Sicherheit seiner Welt.

2

Einmal macht Heinrich Pestalozzi auch eine Reise an den See mit seiner Mutter; mittags nach dem Markt fahren sie hinaus, unaufhörlich am Seeufer hin durch Dörfer mit weißen Kirchen, durch Weinberge und Matten, wo die Bauern lustige Haufen Heu zusammenbringen, bis nach Richterswil, wo der Onkel Johannes wohnt. Es ist dort ein großes Haus mit einem prächtigen Garten und vielen fremden Menschen, die seiner schwarzen Mutter um den Hals fallen, und denen er die Hand geben muß. Auch einen Knaben gibt es, älter als er und wie ein Soldat mit einem stolzen Federbusch gekleidet; der führt ihn auf den großen Speicher, wo Korn in Haufen liegt, durch die Ställe mit unheimlich behörnten Kühen und stampfenden Pferden in die Weinberge hinauf zu einer Bank, die unter einer Linde einen Ausblick auf den See gibt bis tief in die blauen Bergschlüfte hinein, und danach an das weiche Ufer hinunter, wo das Ried mit hohen Halmen aus dem Wasser wächst und seine Büschel im Wind verneigt. Da haben Jünglinge gerade ein Schiff losgemacht, und weil der eine ein Bruder des Knaben mit dem Federhut ist, sollen sie mit einsteigen. Die Mutter aber kommt gelaufen, todblaß, und trägt ihn auf den Armen, obwohl er sich dessen

ſchämt und ſchreiend wehrt, durch den Garten zurück ins Haus.

Sie bleiben zwei Tage dort, bis ſie am dritten Morgen noch in der Dunkelheit abfahren auf demſelben Bauernwagen und in der Morgenfrühe zurückkommen in die Stadt und in die Stube, wo der dicke Kachelofen mit der kühlen Steinbank auf ſie wartet und das Babeli mit den Geſchwiſtern iſt. Er denkt ſpäter nicht gern an dieſe Reiſe; es iſt ihm alles fremd geblieben, als ob er nur geträumt hätte.

3

Lieber hat Heinrich Peſtalozzi die Ausflüge nach Höngg, wo der Großvater als Pfarrer amtet. Sie brauchen keinen Bauernwagen dahinaus, ſie gehen durch die Niederdorfporte auf die Schaffhauſer Straße und dann am Käferberg ſacht hinauf durch Weinberge bis an den Hügelrand, wo nach einer Stunde das Dörfchen mit der ſauberen Kirche und dem Pfarrhaus erſcheint. Unten zieht die Limmat ihren Silberſtreifen durch das breite Tal, und hinten zeigt der Albisrücken die ſteile Schmalſeite; wo ſeine Kante gegen den See verläuft, ſteht vor der Helligkeit der Berge und gegen das blanke Waſſer die Stadt Zürich mit ihren Mauern und Türmen dunkel wie ein Haufe reiſigen Kriegsvolks da.

Jedesmal, wenn er mit ſeinem Bruder Johann Baptiſta angekommen iſt und ſie ſich in dem unteren mit ſpitzen Feldſteinen gepflaſterten Flur von dem Staub des Marſches gereinigt haben, dürfen ſie zu dem alten Herrn in die Studierſtube hinauf.

Sie liegt ganz oben und ist in der Ecke des Pfarrhauses so eingebaut, daß durch die breiten Fenster von Süden und Osten die Helligkeit der weiten Landschaft hineinsieht und den würdigen Greis mit Heiterkeit umspielt. Er steht nicht auf, wenn die Buben zu ihm hereinkommen, auch dürfen sie nicht anders als einzeln gerufen zu ihm an den Tisch treten. Jedes muß sein Sprüchlein sagen, wie sie die Mutter verlassen haben und wie lange sie unterwegs gewesen sind; und niemals fällt es ihnen bei, hier oben die Ehrwürdigkeit durch eine Zärtlichkeit zu verletzen. Erst unten, wenn er mit am Tisch sitzt, wo die Großmutter mit den gütigen Zwickelfalten ihres alten Gesichts das Gespräch führt, wird er der Großvater, der sie auf den Schoß nimmt und Scherze mit ihnen treibt. Aber wenn sich allmählich aus dem Donnergott des Großmünsters das Bild Gottes als eines himmlischen Vaters in Heinrich Pestalozzi umbildet, sind es die Züge des Großvaters in der Studierstube, die dem Bild ihr Wesen geben.

Stärker wird dieser Eindruck, als er am Gottesdienst teilnehmen darf. Das Pfarrhaus ist an die Kirche so angebaut, daß es mit dem Totenacker seitlich vom Dorf und am äußersten Rand des Hügels eine Art Gutshof vorstellt, der wie ein solcher auch durch einen Torweg zugänglich ist. Durch den sieht Heinrich Pestalozzi Sonntags die Kirchgänger kommen, sauber gekleidet in ihrer bäuerlichen Tracht. Die Glocken klingen heller, und auch die Orgel hat nicht den brausenden Schall wie im Großmünster. Wenn sie anfängt zu spielen, ist es nicht anders, als ob sich die dunkleren Stimmen der Männer mit

denen der Frauen und Kinder miſchten, und wenn das Lied dann wirklich einſetzt, wird alles zum Geſang der Gemeinde.

Weil er die Stimme und das Weſen des Großvaters kennt, bleiben ihm auch die Worte ſeiner Predigt nicht gar ſo fremd, ſowenig er im einzelnen davon verſteht. Es iſt faſt der himmliſche Vater ſelber, der zu ſeinen Kindern in dem feierlichen Ton der Studierſtube ſpricht, aber der gütige Klang in ſeiner Stimme bleibt; und weil er niemals poltert, niemals auf den Rand der Kanzel ſchlägt wie die Prediger in der Stadt, bekommt die Predigt nichts von ihrem gottfremden Haß. So trägt Heinrich Peſtalozzi jedesmal einen warmen Glanz von der Empore mit hinunter; und weil er die Kirchgänger nachher nicht gleich den Zürchern in die dunklen Schlüfte der Gaſſen verſchwinden, ſondern langſamen Schrittes ſich rundherum in die Gehöfte zerſtreuen ſieht, zweifelt er nicht daran, daß ſie überall etwas von dem Glanz hinbringen. Um ſo ſtolzer iſt ihm zumut, daß er ſelber danach im Pfarrhaus bleiben und mit dem Träger dieſer feierlichen Macht zu Tiſch ſitzen darf — wo der Pfarrer freilich am Sonntag außer dem Gebet niemals ein Wort ſpricht, wie er auch an dieſem Vormittag das Frühbrot in ſeiner Studierſtube nimmt und ſich vor dem Gottesdienſt niemandem zeigt. Erſt wenn er ſeine Mittagsruhe gehalten hat, ſehen ihn ſeine Enkel als Großvater wieder, der gern fröhlich iſt und ſie manchmal noch bis vor das Tor der Stadt zurückbegleitet; hinein geht er ſeit dem Tode ſeines einzigen Sohnes nicht mehr gern.

So bewirkt der Großvater in Höngg durch die weise Trennung amtlicher Würde von seiner gütigen Menschlichkeit, daß sich für die Kindheit Heinrich Pestalozzis das Grauen von den kirchlichen Dingen hebt.

4

Auch außerhalb des Pfarrhauses findet Heinrich Pestalozzi im ländlichen Leben zu Höngg vertrautere Wege aus der engen Stube als in der finsteren Stadt. Wo jeder den andern kennt und die Großmutter wohl weiß, mit welchen Kindern sie den Enkel spielen läßt, ergibt sich leichter ein Kamerad. Der angenehmste heißt Ernst Luginbühl und wird ihm bald ein sehnsüchtig erwarteter Führer in die hügeligen Gebiete bis an den Wald am Käferberg hinauf oder gar in die steinichten Limmatwiesen hinunter, wo Samstags die Schiffe der geputzten Zürcher eilfertig mit der Strömung nach Baden treiben und Sonntags von dem Landvolk an Stricken mühsam stromauf gezogen werden. Er trägt keinen stolzen Federhut wie der Vetter in Richterswil, er läuft barhaupt und barfuß wie die andern Landbuben auch und hat prallrote Backen mit wasserhellen Augen; aber er weiß, wo man am sichersten einen Specht bei seiner Klopfarbeit belauscht oder wo ein Ameisenberg ist. Sein Vater arbeitet als Baumwollenweber, der erste und einzige in Höngg; einmal geht Heinrich Pestalozzi mit hinein und sieht den bärtigen Mann gebückt in dem Gestänge sitzen. Er hat nichts Ähnliches von menschlicher Arbeit ge-

sehen; Küfer, Schmiede, Bäcker und Schreiner und erst recht die Bauern: alle schaffen mit den Händen und bleiben für sich selber frei; dieser Weber aber sitzt im Gestänge seiner Arbeit als ein Teil von ihr wie die Spinne ans Netz gebunden. Er bleibt eine Stunde lang mit dem Knaben da sitzen und hört dem unablässigen Geklapper zu, das aus dünnen Fäden Stoff macht. Als er nachher beim Abendessen ausgefragt wird, wo er gewesen ist, und anfängt, von dem Baumwollenweber zu erzählen, will der Großvater stirnrunzelnd nichts mehr hören von dem Unglück dieser städtischen Neuerung — es ist das einzige, was Heinrich Pestalozzi von seinem Unwillen versteht.

Einmal ist er eine ganze Woche lang in Höngg geblieben und kommt sich selber schon wie ein Landkind vor, als ihn die Mutter wieder holt. Auch diesmal geht der Großvater mit, aber nur bis Wipkingen, von wo er sich geärgert gegen den Berg zurückwendet. Er ist böse auf das geputzte Stadtvolk in den Schiffen, das sich am Sonntag von den Dorfleuten heimziehen läßt, ihre schwere Arbeit mit übermütigem Geschrei begleitend, und Heinrich Pestalozzi hört wieder, wie er von dem städtischen Unglück zu der Mutter spricht. Es geht schon gegen die Dämmerung, und so wendet sich der alte Mann von ihnen fort in einen dunkelroten Abendhimmel hinein, der den Häusern glühende Augen macht. Heinrich Pestalozzi weiß nicht warum, aber die Traurigkeit überkommt ihn so, daß er herzbrechend hinter dem Großvater her weint; es dauert lange, bis die erschrockene Mutter herausbekommt, daß es die dunkle Stadt

iſt, vor der er ſich fürchtet, und daß er alle Tage mit ihr und den Geſchwiſtern und dem Babeli auf dem Land wohnen möchte. Da geſteht ſie ihm, daß die Verwandten in Richterswil ihr das ſchon damals bei dem Beſuch vorgeſchlagen hätten, daß ſie es aber nicht möchte der Stadtſchulen wegen. In Richterswil möchte ich auch nicht, ſagt er faſt trotzig, lieber in Höngg! und weiß nicht, warum nun ſeine Mutter herzbrechender weint als er vorher; ſo daß ſie beide mit einer verlorenen Traurigkeit durch die Niederdorfporte in Zürich eingehen.

5

Nach dieſem Abend verlangt Heinrich Peſtalozzi ſehnſüchtig in die Schule. Seitdem die Schweſter Dorothea geſtorben iſt und der Johann Baptiſta, um ein Jahr älter als er, täglich ſechs Stunden zu den Schulmeiſtern am Neumarkt geht und nachher bei den Schularbeiten ſitzt, iſt er tagsüber allein mit dem Bärbel, das immer noch in der Wiege liegt und ihm kein Geſpiele ſein kann. Für die deutſche Schule ſcheint es der Mutter noch zu früh, ſo bringt ihn das Babeli eines Morgens in die Hausſchule.

Es wird aber kein ſchönes Erlebnis für ihn: als ſie in den ſchmalen Raum eintreten, der eigentlich nur einen breiteren Gang vorſtellt, iſt der alte Lehrer gerade dabei, einen Buben zu walken; es ſieht aus, als ob er ihm die Haare in Büſcheln ausreißen wolle; zugleich vollführen die beiden ein weinerliches Geſchrei, über das die andern Kinder, Buben und

Mädchen durcheinander, schadenfroh lachen. Erst als das Babeli den Zornigen anruft, hört er auf. Hinten ist noch eine Bank frei, dahinein wird Heinrich Pestalozzi mit seinen Sachen gesetzt; das Babeli droht ihm noch einmal mit dem Finger und überläßt ihn den Kindern, von denen er nicht eines kennt, und dem weißköpfigen Schulmeister, der — als er den Namenszettel gelesen hat — die Magd für die Frau Pestalozzi selber hält und ihr mit vielen Komplimenten an die Tür nachläuft. Der Lärm, der durch die Neugier gestockt hat, hebt wieder an: die Kinder haben neben den Büchern ihre Eßwaren und was sie sonst mit sich führen, auf den Pulten ausgebreitet; ein jedes liest laut oder schreibt für sich wie zu Hause: der Lehrer ist nur eine Art Unhold, der eines nach dem andern vornimmt und die andern schwatzen und balgen läßt. So hört das Geklatsch seiner Prügel und sein Geschrei ebensowenig auf wie der Lärm der Kinder, die meist gar nicht hinsehen, wenn sich sein Zorn beim nächsten Opfer neu entzündet. Auch Heinrich Pestalozzi kommt endlich an die Reihe, als er eine Stunde lang verängstigt dagesessen hat; er wundert sich fast, als es diesmal ohne Prügel abgeht, malt danach Buchstaben, wie er es von seinem Bruder gelernt hat, und ist noch fleißig dabei, als die andern mit eiligem Geklapper ihre Sachen zusammenraffen.

Auf der Gasse wartet das Babeli; und wenn ihm das schon diesmal Spott einträgt, so wird ein paar Tage später ein wahres Schicksal daraus: es macht sich gerade so, daß ein Platzregen losgeht; das handfeste Babeli will ihn unter die Schürze nehmen und

rafft ihn kurzerhand — da er ſich vor den andern ſchämt — als Bündel unter den Arm, um mit ihm heim zu rennen, ſo ſehr er ſchreit und ſtrampelt; ſogleich verfolgt von einem Rudel der Kinder, die ſich nun alle aus dem Regen nichts mehr machen und die Tropfen in ihre Geſichter klatſchen laſſen.

Seitdem haben ſie ihren Schabernack mit ihm, wo ſie nur können. Seine Vorfahren vom Vater her ſind Italiener geweſen, davon hat er die ſchwarzen Haare und die dunklen Augen behalten und von den Blattern ein Geſicht voll Narben: ſo ſieht er eher einem Savoyardenknaben ähnlich als einem Stadtzürcher und iſt für ſie ein fremder Vogel. Obwohl er nichts lieber gemocht hätte als mit ihnen ſpielen, macht ihn die Erfahrung ſcheu, ſo daß er nun erſt recht ein einſames Stubenkind wird.

6

Später in der deutſchen Schule tritt Heinrich Peſtalozzi ſtatt mit dem Babeli mit ſeinem Bruder Johann Baptiſta auf; der iſt beweglicher als er und hat auch ſchon Bekanntſchaften; dadurch kommt er mit den Knaben anfangs beſſer zurecht, um ſo leidvoller wird die Schule ſelber für ihn. Obwohl die Lehrer nicht ſolche Zornickel ſind wie in der Hausſchule, bleibt auch ihr Unterricht eine fortgeſetzte Streitigkeit mit dem einzelnen Schüler, wobei ſie die Schwächen eines jeden mit geübter Schulmeiſtergrauſamkeit zu finden wiſſen. Heinrich Peſtalozzi, dem es niemals völlig gerät, ſich ſelber und ſeine Bücher in Ordnung zu

halten, der bald ungekämmt in die Schule kommt, bald seine Schreibsachen oder Hefte vergessen hat, der, aus den Spaziergängen seiner Gedanken aufgeschreckt, die törichtsten Dinge zu sagen vermag und dem die richtigen Antworten meist erst auf dem Nachhauseweg einfallen, ist ihnen bald nur eine Gelegenheit, die herkömmlichen Schulwitze anzubringen. Daß er im ganzen eifriger als die meisten ist und sich leicht geschickter anstellt, als es zu ihren Späßen paßt, stört sie nicht in ihren Hänseleien.

Und weil die Lehrer es so halten, widerstehen auch die Mitschüler der Verlockung nicht, ihren Witz an diesem Neuling zu üben, der nichts von ihren Spielen kennt und sich gutgläubig zum Narren halten läßt. Ihm steht diese Gutgläubigkeit gleichsam schon im Gesicht geschrieben, und seine linkischen Hände scheinen nur geschaffen, für ihr Gelächter fehlzugreifen. So weiß ihn eines Tages einer mit Äpfeln begehrlich zu machen, die er im Sack hat: er würde ihm den schönsten schenken, wenn er ihm damit auf sechs Schritte in den Rücken werfen dürfe. Mehr um der Tapferkeit als um des Apfels willen, geht Heinrich Pestalozzi auf den Handel ein; der Knabe aber trifft ihn so hart zwischen den Schultern, daß er wie von einem Büchsenschuß hingestreckt wird, und — als er sich mit einer Übelkeit kämpfend an dem nassen Steintrog unter dem steinernen Brunnenmann aufrichtet — nur noch sehen kann, wie ein Flinker unter dem Hallo der andern den Apfel aufhebt und davonrennt.

Heinrich Pestalozzi fühlt damals schon, daß es die Absperrung seiner häuslichen Erziehung ist, die ihn

ſo fremd und linkiſch unter den andern Knaben macht; er ginge trotz ſolcher Späße gern nach der Schule, zu ihren Spielen auf die Gaſſe, aber das Babeli, das immer mehr wie ein handfeſter Weibel die Stubenwelt der Witwe Peſtalozzi regiert, duldet dergleichen ſchon aus Sparſamkeit nicht: Warum wollt ihr unnützerweiſe Kleider und Schuhe verderben? Seht eure Mutter, wie ſie wochen- und monatelang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer ſpart, euch zu erziehen! Und um dem Grund praktiſche Kraft zu geben, nimmt ſie den Buben nach der Schule ſogleich die Schuhe weg.

Heinrich Peſtalozzi vermag nicht wie ſein Bruder Johann Baptiſta den gutgemeinten Zwang mit allerlei Liſten zu umgehen; er hat unterdeſſen durch die Mutter erfahren, was damals am Sterbebett des Vaters geſchehen iſt: da hat die Magd dem todkranken Wundarzt um ihrer Chriſtenheit willen verſprochen, die Frau nicht zu verlaſſen, weil ſeine Kinder ſonſt womöglich in fremde und harte Hände kämen! Das Babeli in ſeiner Einfalt, damals dreißigjährig, hat es dem Sterbenden in die Hand zugeſagt, an ihrem Platz zu bleiben, bis ſie ſtürbe; auch hat ſie tapfer Wort gehalten, als ſie den Antrag eines ehrlichen Stadtbürgers ausſchlagen mußte, und iſt dem bedrängten Haushalt ohne Lohn durch alle Schwierigkeiten treu geblieben. Seitdem Heinrich Peſtalozzi das weiß, kann er das faltige Sorgengeſicht der guten Magd nicht anders als ehrfürchtig anſehen; und wenn der Großvater in Höngg dem Bild des himmliſchen Vaters für ſeine Vorſtellung die Züge herleihen muß, ſo vermag er die bibliſche Erzählung

von Chriſtus und den Schweſtern in Bethanien nicht zu hören, ohne daß ihm ſeine Mutter zur ſtill vertrauenden Maria und das Babeli zur ſchaffenden Martha wird. So viel innige Gläubigkeit er aber damit auf die zarte Geſtalt der Mutter legt, die — als Suſanna Hotze in Richterswil bei den wohlhabenden Brüdern aufgewachſen — ihre beſcheidene Lage niemals als Armut fühlt und auch den Kindern das Gefühl ihres guten Standes erhält, ſo wenig vermag er aus dem Evangelium eine Verachtung für die treue Magd zu ziehen, deren Stunden nichts als ſchaffende Sorgen kennen; ja, ſooft er die abweiſenden Worte Jeſu lieſt, drängt ihn ſein Gefühl, für die ſchaffende Martha aufzuſtehen.

7

Heinrich Peſtalozzi iſt acht Jahre alt, als ihm eine Veränderung der äußeren Lebensumſtände die Gedanken der Armut dennoch aufdrängen will. Seine Mutter, die immer noch die alte Wohnung gehalten hat, ſieht ſich genötigt durch die wachſenden Ausgaben für die Kinder, den Haushalt in der kleinen Stadt jenſeits der Limmat beſcheidener einzumieten. So luſtig die Knaben mit dem Bärbel, das nun ſchon aus der Kammer in die Stube laufen kann, den äußeren Aufwand des Umzugs finden: ſo ſchmerzlich iſt der Augenblick, als ſie hinter dem Wagen mit ihrem Hausrat her — das Babeli trägt die Schweſter auf dem Rücken, und die Mutter führt die Brüder an der Hand — am ſteinernen Rathaus

hinübergehen auf die breite Bretterbrücke und in die kleine Stadt. Die iſt freilich um den hohen Lindenhof herumgebaut, von dem die Schriften ſagen, daß er ſchon in römiſchen Zeiten befeſtigt und der eigentliche Urſprung der Stadt geweſen wäre; aber darum laſſen ſie doch das Großmünſter mit dem Haus Zwinglis drüben, von wo der Zürcher Glaubensheld für ſeinen Gott in den Krieg und Tod gezogen iſt. Überdies will ein Mißgeſchick, daß am Hotel zum Schwert gerade ein fremder Herr mit drei Roſſen vorfahren will und bei der Wendung in die Deichſel ihres Gefährtes gerät. Der Ruck iſt heftig und bricht dem Tiſch, der hinten mit abgeſperrten Beinen aufgebunden iſt, eins davon ab, das ſchief herunterhängt. Gleich gibt es zwiſchen den Fuhrleuten ein Geſchimpfe, und weil der ihrige zu Fuß geht, der andere aber in einer ſtolzen Uniform auf dem Bock ſitzt, auch der Wirt zum Schwert gleich ſeinem vornehmen Gaſt zu Hilfe kommt, bleibt der mit den drei Roſſen Sieger, indeſſen ſie mit ihrer Habe, verbellt von Hunden, demütig um die Ecke ziehen.

Es iſt kein großer Schaden; ſie müſſen den Tiſch nachher in eine Wandecke ſtellen, damit er ihnen beim Abendbrot nicht umfällt; doch liegt die Stimmung des verſchimpften Auszuges aus der großen Stadt ſo jämmerlich auf ihnen, daß ſie miteinander in eine Heulerei geraten. Die neue Wohnung iſt ſichtlich beengter als die alte; außer der Küche mit einem Alkoven für das Babeli und der gemeinſamen Kammer für die andern hat ſie nur einen Raum, der fortab Beſuch- und Wohnſtube in einem ſein muß: es iſt die Lebensluft verſchämter Armut, in die ſie

nun eingezogen ſind. Mehr als die Mutter hat das praktiſche Babeli auf den Umzug gedrängt.

Die Mutter will auch da noch die geborene Hotzin bleiben; und wenn in der Folge eine Bekanntſchaft aus den beſſeren Zeiten, da der Wundarzt Peſtalozzi noch auf die Jagd oder fiſchen ging, oder gar einer aus der vornehmen Verwandtſchaft vom See den Weg in die kleine Stadt findet, wird die Stube jedesmal mit allem Staat aufgemacht, den ſie aus ihrer Mitgift gerettet hat. Auch hält die einſam verhärmte Frau ängſtlich darauf, was ſie als Stadtbürgerin an Ehrengaben zu leiſten ihrem Stande ſchuldig iſt; und ob ſie manchmal dem letzten Gulden mit Ehrenfeſtigkeit zu Leibe geht, und ob das Babeli danach die Kreuzer zuſammenkratzen und auf dem Markt das Billigſte erfeilſchen muß: nach außen ſoll alles den Anſchein eines unabhängigen Bürgerhaushalts behaupten.

8

Für Heinrich Peſtalozzi wird der Abſtieg in die Armut dadurch gemildert, daß er gleich am andern Tag nach Höngg hinauskommt. Er iſt mit der deutſchen Schule zu Ende, und bevor er in die Lateinſchule am Fraumünſter eintritt, will der Großvater ſeinen Kenntniſſen noch etwas nachhelfen. Er holt ihn diesmal ſelber ab; die Überſiedlung hat ihn beſorgt gemacht, doch findet er alles recht, und gegen Abend iſt eine Kaleſche da, ſie miteinander hinauszufahren. Vor der Stadt darf Heinrich Peſtalozzi auch einmal kutſchieren; er zupft aber unabläſſig an

den Zügeln, als ob es an ihm läge, daß die vier Beine ſich bewegten, ſo daß der Gaul am Ende wild wird und ſie in einem unfreiwilligen Galopp nach Wipkingen bringt. Der Großvater liebt ſolche Vorfälle nicht; als er ihm kurzerhand die Zügel abgenommen und das Pferd zur Ruhe gebracht hat, ſagt er ſtrafend, das würde einem Knaben vom Land nicht begegnen; es wäre ein rechtes Stadtbubenſtück. Er bleibt aber nicht unfreund mit ihm, und als er vor der Wegſteile gegen Höngg ausſteigt und das Pferd am Zügel führt, nimmt er ihn gütig an der Hand, als ob trotzdem noch etwas Rechtes aus ihm werden könnte.

Der Großvater hat den armen Kindern der Gemeinde erlaubt, hinter der Kirche zu ſpielen, wo neben dem Kirchhof ein ſonniger Raſenplatz auf neue Gräber wartet. Obwohl manche von den Kindern nur mit Hudeln bekleidet ſind, tadelt er es nicht, wenn ſeine Enkel an ihren Spielen teilnehmen. So iſt Heinrich Peſtalozzi eines Tages mit ihnen dabei, das Waſſer aus einer Pfütze neben der Kirche in einer Rinne bergab zu leiten, wo es gerade den ſchönſten Waſſerfall macht, als auf einmal einige der Kinder, dann alle auseinander laufen und ſich unter der alten Steinbank, hinter Gräbern oder wo ſie ſonſt einen Schlupfwinkel finden, verſtecken: ohne ihr ſonſtiges Geſchrei und ſichtbar in Angſt, nicht anders, als ob Hühner einen Habicht in der Luft geſpürt hätten. Er hält alles zunächſt für eins von ihren Spielen; aber ſo ſtill es auf dem Kirchhof iſt, ſo laut wird es auf der Landſtraße: die geſtrengen Herren in Zürich haben allmonatlich eine Bettelјagd

verordnet, und nun kommen die Landreiter von der Pirsch mit einer verlumpten Schar, Alten und Kindern, in einem langen Strick wie eine Schafherde eingehürdet.

Heinrich Pestalozzi besinnt sich nicht, er läuft nach vorn um die Kirche an den Torweg, und obwohl die Holzflügel schwer mit Eisen beschlagen sind, bringt er sie mit allen Kräften doch in die Riegel. Die Landreiter sind unterdessen schon durch das Dorf geritten, sie hätten sich auch schwerlich durch das Tor abhalten lassen; doch als er eben dabei ist, den Verschüchterten anzusagen, das Tor wäre zu und kein Landreiter könne herein, kommt der Großvater um die Kirche herum neugierig nach. Er hat das eilige Geschäft seines Enkels bemerkt, tut aber nicht weiter dergleichen, nur wie er ihn nachher an der Hand mit ins Pfarrhaus genommen hat und der Knabe in dem dämmrigen Hausflur schon denkt, er werde ihn strafen: hebt er ihn auf den Arm, als ob er ihm sagen wolle, bist ein tapferer Bub! Und als sie miteinander oben in dem Studierzimmer sind, wo er nun lernen soll, wendet er sich zu ihm hin, wie wenn er ein Großer wäre: Ich wüßte den Herren in Zürich andere Mittel als Landreiter und Betteljagden, der Armut auf dem Lande abzuhelfen!

9

Als Heinrich Pestalozzi diesmal von Höngg zurückkommt, trägt er einen Schatz bei sich, mit dem er sich stolz und vieler Dinge mächtig fühlt. Um ihm den ungewissen Weg in die lateinische Wissenschaft

vertrauter zu machen, hat ihn der Großvater das Vaterunser lateinisch gelehrt. Auf dem ganzen Weg nach Zürich hinunter, den er diesmal tapfer allein geht, sagt er die fremden Worte vor sich hin, ängstlich, daß ihm eins davon entfallen könnte. Es ist aber nicht die Schule, der zuliebe er sorgsam mit ihnen ist; dahinter steht das Bild des Großvaters als Lebensziel auf: auch einmal so in einem Dorf Seelsorger zu werden — womöglich in Höngg selber — den Armenkindern ein väterlicher Freund; das scheint ihm alle kommenden Mühsale der Schule wert zu sein.

Er wird auch im Fraumünster kein Schüler, wie ihn die Schulmeister brauchen können. Zu sehr gewöhnt in seiner behüteten Stubenwelt, die Dinge von sich aus zu erleben und eigene Wege in das Geheimnis der Augenwelt zu suchen, sieht er sich bei ihnen vor ein unaufhörliches Vielerlei von leeren Worten gestellt. Bloß auswendig Gelerntes herzuplappern, wie es die meisten tun, vermag er nicht; und selbst, wenn er etwas verstanden hat, wird es ihm schwer, Worte daraus zu machen, weil er sich damit leicht wie ein Komödiant vorkommt. Damit er etwas sagen kann, darf es nicht schon ausgedacht sein, es muß ihm aus den Gedanken selber, nicht aus dem Gedächtnis kommen: weil aber die Fragen der Lehrer selten in seine Gedanken treffen, findet er trotz bestem Willen und innerer Lebendigkeit wenig Gelegenheit, sich als guten Schüler zu zeigen; ja, weil er gerade dann, wenn ihn eine Sache des Unterrichts wirklich beschäftigt, leicht für Minuten und länger von dem unwiderstehlichen Fluß seiner Gedanken

fortgetragen werden kann, stellt er nur selten den gelehrigen Schüler dar — der er doch ist —, sondern er wird gerade dann gescholten, wenn er vielleicht mehr als ein anderer bei der Sache ist. Am selben Tag kann er in einem Fach der beste und gleich darauf doch wieder der schlechteste sein; so kommt er bei allem Eifer auch in der Lateinschule bald wieder in ein feindseliges Verhältnis zu den Lehrern, das mit zornigen Strafen über seine Zerstreutheit anfängt und mit der Verspottung seiner absonderlichen Art ausgeht, ihn nach wie vor dem Gelächter der Klasse bloßstellend.

Obwohl das Babeli ihn stets ordentlich herausputzt, steht er doch in der Kleidung gegen die gepflegten Herrenbuben zurück, und was er von der mühsamen Ordnung heimbringt, ist manchmal übel genug. Auch hält das Babeli immer noch strenge Hauszucht, so daß er auch jetzt nicht zu den Spielen der anderen auf die Gasse darf und für die lateinischen Mitschüler der gleiche fremde Vogel bleibt, der er auf der deutschen Schule war. Als der erste Sommer zu Ende geht, hat er bei ihnen schon den Spottnamen, der ihm von da ab durch die ganze Schule bleibt: Heiri Wunderli von Torliken.

10

Trotzdem hört Heinrich Pestalozzi allmählich auf, der unfreiwillige Spaßvogel seiner Mitschüler zu sein; er lernt sich zu wehren und kommt durch einen Vorfall sogar in den Ruf einer besonderen Tollkühnheit:

Er ist ein Jahr lang Lateinschüler gewesen, als sein zeitweiliger Spielfreund Ernst Luginbühl aus Höngg in die untere Klasse eintritt. Dessen Vater ist herkömmlich ein verarmter Stadtbürger, der sich in sein dörfliches Anwesen hineingeheiratet hat, aber bis in seine Baumwollenweberei ein unruhiger Kopf bleibt, weshalb ihn auch der Großvater nicht gern in seiner Dorfgemeinde sieht. Ihm selber ist es mit allen möglichen Anschlägen fehlgegangen, darum will er seinem Buben eine bessere Bildung mitgeben und bringt ihn — der einen klaren Kopf hat und gern lernt — in die Lateinschule, wo er, älter als die andern, in die untere Klasse aufgenommen wird. Er hat noch immer seine roten Backen und die wasserhellen Augen, aber er trägt Schuhe an den Füßen und ist auch sonst für die städtische Schule zurechtgemacht, in einer ländlichen Art, die den Stadtkindern von selber zum Gespött wird. Heinrich Pestalozzi weiß längst, wie die Bürgersöhne den Knaben vom Land die Schule verleiden, als ob sie Eindringlinge in ihre Vorrechte wären; ihn selber lassen sie deutlich genug merken, daß seine Mutter nur eine Landbürgerin ist; nun aber trifft es seinen Freund, der in dieser fremden, feindseligen Welt mit den Bauernaugen um Mitleid zu flehen scheint. Jeden Morgen kommt er den mühsamen Weg von Höngg herunter, manchmal, wenn es geregnet hat, naß bis auf die Haut; und mittags, wenn die andern heimgehen, fertigt er seinen Hunger im Klassenraum mit einem Stück Brot ab. Er gerät in ein hartes und verstocktes Dasein, und wenn ihn Heinrich Pestalozzi anspricht, ist es fast, als ob er etwas von seinem Haß gegen die hochmütigen

und grausamen Bürgersöhne auf ihn übertrüge, so daß es hier in der Stadt keine rechte Fortsetzung der ländlichen Freundschaft geben will.

Eines Mittags kommt Heinrich Pestalozzi zufällig als der letzte aus der Klasse und hört unter dem Gang im Hof ein Hetzgeschrei. Einige größere Knaben haben den mißliebigen Webersohn in eine Ecke gedrängt und hauen auf ihm, der sich kratzend und beißend wehrt, mit Linealen herum; einer muß ihn am Kopf getroffen haben, denn aus dem weißblonden Haar laufen ein paar Zickzacklinien von Blut herunter. Heinrich Pestalozzi weiß nichts von dem Anlaß des Streites, er sieht nur das Blut und wie sie ihren Übermut und Hohn an dem Knaben auslassen; darüber faßt ihn augenblicklich der zornige Eifer so, daß er blindlings aus der offenen Halle über die Steinbrüstung hinunterklettert. Es ist eine kleine Stockwerkshöhe, und er könnte sich leicht zu Tode stürzen, als er für einen Augenblick selber erschrocken an der Steinbrüstung hängt. Er purzelt aber einem, der sich gerade bückt, auf die Schultern, daß der bäuchlings hinfällt und ihn wie einen Igel abkugeln läßt, ist gleich von Zorn besessen wieder auf und springt auf die anderen ein, die im ersten Schrecken auseinander rennen. Auch der von seinem Sprung Betroffene will fort, kann aber nicht auf und kriecht auf Händen und Füßen eilig davon. Darüber erheben die andern, die schadenfroh der Prügelei zugesehen haben, ein solches Hohngeschrei, daß ein Lehrer dazukommt, ehe die Überfallenen ihrem kuriosen Angreifer heimzahlen können. Es gibt nun zwar ein strenges Verhör, bei dem Heinrich

Peſtalozzi, weil er trotzig ſchweigt, als der allein Schuldige übrig bleibt und auch in Strafe genommen wird: aber mit ſeinem tollkühnen Sprung iſt er doch Sieger geblieben, und die Schande einer feigen Flucht vor dem ſchmächtigen Heiri Wunderli von Torliken bleibt auf den andern ſitzen. Das Babeli, als es durch den Johann Baptiſta davon hört, will ihn ſtrafen, weil die Hoſen zerriſſen ſind; aber die Mutter wehrt ihr und ſtreichelt ihn.

II

Im Dezember des gleichen Jahres ſind die Schüler in der Klaſſe von Heinrich Peſtalozzi gerade aufgeſtanden, ein Weihnachtslied zu üben, als es einen Erdſtoß gibt, wie wenn Pferde einen Wagen anzögen, auf dem ſie ſtänden. Sie hören in derſelben Sekunde auf zu ſingen und halten ſich an den Bänken feſt; dann iſt der Lehrer der erſte, bei dem ſich die Erſtarrung auf die Gefahr beſinnt. Mit langen Beinen ſpringt er zur Tür, die Geige und den Bogen noch in den Händen; aber ehe er dort iſt, drängen ſich ihm ſchon die nächſten Knaben vor. Draußen quillt die Schreckensflucht aus den andern Räumen ebenſo zur Treppe; und iſt es zuerſt totenſtill geweſen, ſo erhebt ſich nun das Geſchrei; erſt derer, die hinfallen und getreten werden, dann der andern, die davon angeſteckt die letzte Beſinnung verlieren. Es gibt keinen einzelnen mehr, nur noch eine Herde, dahinein die Todesfurcht gefahren iſt; und die am eheſten Kaltblütigkeit bewahren ſollten, die ſchul-

meisterlichen Hirten, gehen mit langen Beinen über die Köpfe und abwehrenden Hände der Knaben hinweg.

Auch Heinrich Pestalozzi ist wie die andern von der Besessenheit gepackt worden und hat Arme und Beine gebraucht, sich in dem Strudel oben zu halten; aber darum haben seine Augen doch das unwürdige Beispiel der Lehrer aufgefaßt; und als er unten auf dem Hofe steht, wo rundherum die Stücke von Dachziegeln in dem schwärzlichen Schnee liegen und die Nachzügler kommen, die von den andern überrannt wurden und teilweise bluten — einer liegt leichenblaß seitwärts allein, weil er aus dem Fenster gesprungen ist und den Fuß gebrochen hat —, muß er weinen vor Zorn. Die meisten drängen auf die Gasse hinaus, wo die Bürger unterdessen aus den Werkstätten gelaufen sind und in den Himmel starren, der unbewegt über dem Erdbeben steht. Die zurück bleiben, möchten zum Teil gern ihre Bücher und Hüte herunterholen, aber keiner wagt sich hinein, obwohl nach der ersten Erschütterung, die gleich einem langen Gerolle von unterirdischen Wagen gewesen ist, nichts mehr geschieht und die leeren Gebäude gleichsam verwundert auf die ängstliche Menschheit herunterssehen. Der Widerspruch zwischen dieser lächerlichen Flucht und dem alten Heldentum, davon sie täglich durch dieselben Lehrer hörten, macht, daß ihm sein Knabenherz trotzig aufspringt, sich selber und den andern ein Beispiel von Tapferkeit zu geben. Während einige Bürger in den Schulhof gekommen sind und den Jungen mit dem zerbrochenen Fuß aufheben, geht er in das verlassene Schulhaus zurück; obwohl es

unheimlich ist auf der leeren Treppe und oben im Gang, wo alle Türen offen stehen, kommt er bis an die Klasse und holt seine Sachen heraus; auch einigen andern bringt er mit, was er rasch greifen kann; und nachher zwingt er seine Furcht, daß er die Treppe nicht hinunterspringt, Schritt für Schritt die Stufen nimmt und triumphierend zu den wenigen hinaustritt, die da noch warten.

Als er danach heimkommt in die Stube, ist der Johann Baptista schon längst dabei, dem Bärbel das Abenteuer zu erzählen, indessen das Babeli verzweifelt durchs Fenster sieht und ihn scheltend empfängt, daß er so spät käme; nun wäre die Mutter aus Angst um ihn schon auf die Gasse gelaufen! Er könnte ihr anders antworten; doch wirft er nur die Sachen verächtlich auf einen Stuhl und springt hinunter, den Schrecken der Mutter abzukürzen. Er findet sie auch gleich, wie sie mit blassem Gesicht zurückkommt und ihn erblickend nichts anderes vermag, als ihn hastig am Arm zu nehmen, wie wenn sie ihn jetzt noch retten müßte.

Bei den Genossen aber gilt der Heiri Wunderli seit diesem Erdbebentag als einer, der sich aus Großmannssucht für etwas Besseres hält, und ihrem Spott ist fortab deutlich der Haß beigemischt, der für das Ungewöhnliche das sicherste Erbteil unter den Menschen ist.

12

Mit zwölf Jahren kommt Heinrich Pestalozzi wieder hinüber in die große Stadt, wo seine Mutter im Haus zum Roten Gatter an der Münstergasse eine

billige Wohnung gefunden hat. Er tritt nun in die Lateinschule am Großmünster über und verliert dadurch seinen ländlichen Freund aus Höngg ganz aus den Augen. Um so betroffener wird er, als er beim Großvater in die Ferien einrückt und dort erfährt, dem Baumwollenweber sei es zu teuer geworden mit der Schule, auch habe der Ernst Luginbühl selber die Plage mit den Stadtsöhnen nicht mehr gemocht. Er benutzt den ersten Ausgang, ihn zu besuchen; schon draußen vor dem kleinen, windschiefen Haus hört er den Webstuhl klappern, aber als er zögernd hineinkommt, sitzt statt des bärtigen Baumwollenwebers der Sohn im Gestänge. Es ist so laut in der Stube, daß der ihn nicht gleich bemerkt; als er sich nachher umsieht, dauert der Streifblick nicht länger als eine Sekunde, dann starrt er wieder in seinen Webstuhl.

Heinrich Pestalozzi denkt, daß es die Arbeit so erfordere, und wartet geduldig eine Pause ab; als sich nach einer Viertelstunde immer noch nichts ändert an dem gleichförmigen Takt, ruft er ihn an, erst leise, dann mehrmals lauter: der andere aber zieht nur trotzig die Schultern ein. Da merkt er, daß ihn der Ernst Luginbühl nicht mehr ansehen will, und in einer tief rinnenden Traurigkeit verläßt er die Stube. Draußen sieht er gerade noch, wie die mattrote Sonnenscheibe in dem Wolkengerinnsel am Horizont versinkt; was ein warmer Glanz mit lustig langen Schatten war, als er heraufkam, ist nun eine rote Glut, die sich brandig in den Himmel einfrißt. Nur am Utliberg läuft noch eine feurige Kante hinauf, und unten starrt das Kriegslager von Zürich vor dem See, als ob es dunkel auf eine bläßliche Glasscheibe gemalt

wäre. Er fühlt mit ſeinen zwölf Jahren, daß alles, was bisher in ſeinem Herzen geweſen iſt, Zorn und Empörung, Mitleid und Freude: mit den Stunden kam und verrann, wie dort das Sonnenlicht verrinnt und morgen wiederkommt; aber, was da am Webſtuhl angeſchloſſen iſt, kam nicht mehr los aus ſeiner Unabwendbarkeit.

Heinrich Peſtalozzi vermag nicht, ins Pfarrhaus zurückzugehen; bis zur Dunkelheit ſitzt er am Rain und verſucht, aus dem Knäuel dieſer Gedanken herauszukommen. Das einzige, was er gewinnt, iſt ein Gefühl, daß bis zur Stunde alles eitel und ſelbſtſüchtig in ihm war: nur, weil er die reichen Verwandten am See und hier den Großvater im wohlbeſtellten Pfarrhaus hat, durch kein anderes Vorrecht iſt er vor dem gleichen Schickſal behütet. Je tiefer er ſich da hineindenkt, um ſo mehr ſchämt er ſich vor dem Knaben, und um ſo glühender wird ſein Wunſch, ihm wenigſtens ein Pfand der Liebe aus ſeinem Herzen hinzulegen, da er ihm ſonſt nicht helfen kann. Und als er das Pfand gefunden hat — es darf nur das liebſte ſein, was er beſitzt —, hindert Heinrich Peſtalozzi nichts mehr, ſein Herz zu erfüllen:

Vor der Tür des Pfarrhauſes, aus dem ein Licht der Wohlhabenheit in den Abend leuchtet, zieht er die Schuhe aus und ſchleicht auf Strümpfen in die Kammer. Der Ranzen iſt noch nicht ausgepackt, und ſeine Hände wühlen im Dunkeln nach dem ſilberbeſchlagenen Teſtament, das ſeine Mutter von ihrem Vater zur Konfirmation erhalten und ihm kürzlich am Grab des eigenen Vaters in die Hand gegeben hat. Er fühlt das Unrecht, das er damit tut: es gehört ihm ſelber

gar nicht, es ist ein Vorrecht vor den Geschwistern, es zu haben. Aber gerade das bestimmt ihn, es herzugeben; denn nur darum ist er wie alle übermütigen Stadtbürgersöhne in Zürich gegen den Weberknaben im Vorteil, weil sie in den Reichtum solcher Familienstücke hineingewachsen sind! Und daß es ein Liebespfand von seiner Mutter ist, darauf hat Christus selber zu Maria gesagt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?

Als er zitternd und mit einem schmerzenden Knie, weil er im Eifer gefallen ist — auch die Schuhe wieder anzuziehen, hat er vergessen —, zu dem Knaben in die Stube kommt, ist von dem Lichtspan an der Wand ein trübes Licht darin, das die Schatten des Webstuhls wie Ratten in dem halbhellen Raum hin und her laufen läßt. Diesmal hört der Ernst Luginbühl gleich auf zu weben, so sehr scheint er erschrocken, wie einer aus der Dunkelheit mit bittend hingestreckten Armen in sein Licht kommt. Vor den heißen Augen weiß Heinrich Pestalozzi keins von den Worten zu sagen, mit denen er hergelaufen ist; weil die Hände des Knaben am Webstuhl hängenbleiben, legt er ihm das Testament mit dem blinkenden Silber darauf. Wohl eine Minute lang ist es still um die Atemzüge der beiden Knaben, wie wenn dieses Liebespfand sie wirklich vereinen könnte; dann reißt der Webersohn die Hände fort, als ob ihn mit dem kalten Metall des Buches ein widerliches Tier berührt hätte. Klappernd fliegt es gegen das Holz und fällt seitwärts auf den Lehmboden; doch darf es auch da nicht liegen, der Dämon in dem Knaben fährt auf und spuckt danach; und als Heinrich Pesta-

lozzi schützend seine Hände über sein Heiligtum breiten will, tritt er mit beiden Füßen darauf, bis es in den Lehm eingestampft ist. Erst dann bricht er schluchzend aus und läuft durch die offene Tür in die Nacht.

Heinrich Pestalozzi meint die Mutter laut mit sich weinen zu hören, als seine zitternden Finger das Buch aus dem Boden graben; mit einem Grauen, darin das Großmünster aus seiner ersten Jugend über ihm einstürzt, geht er aus der Stube. Am Zürichberg wird unheimlich das Signal der Mondscheibe aufgezogen; so rot ist sie, als hätte sie dem Abendrot das Blut ausgetrunken. Und wenn Heinrich Pestalozzi auch erst nach Jahren die Verzweiflung verstehen soll, die ihm sein Liebespfand bespien und zertreten hat, eine Ahnung trägt er schon an diesem Abend ins Pfarrhaus hinunter: alles andere, nur nicht das gedruckte Evangelium hätte er dem Knaben auf die Hände legen dürfen, der sich von einer auf dieses Evangelium gegründeten Welteinrichtung verraten fühlt.

13

Seitdem geschieht es Heinrich Pestalozzi häufig, daß er unversehens an den Webstuhl in Höngg denken muß; er meint dann das unaufhörliche Geklapper zu hören, und kann, wenn er sich auf die Schulgegenwart besinnt, staunend in eine neue Anschauung der Wirklichkeit versinken: die sonst nur als der Kreis seiner Sinne um ihn gewesen ist oder in seiner Erinnerung ein Bilderbuchdasein geführt hat, je nachdem er zufällig an etwas dachte, wächst sich

zur Weite in ihrer unabhängigen und ungeheuren Exiſtenz aus. Es wird ein leidenſchaftliches Spiel ſeiner Einbildung, ſich vorzuſtellen, was alles in der gleichen Stunde geſchieht, da er mit ſeinen Büchern daſitzt: wie der Großvater in Höngg den Pfarrhut in ſeiner Studierſtube aufſetzt und hüſtelnd — er geht nun ſchon an die Siebzig — die Treppe hinunterſteigt, die Kranken der Gemeinde zu beſuchen; wie die Großmutter unterdeſſen mit runzeligen Händen im Garten ſchafft, manchmal ein Viertelſtündchen mit einer Nachbarin plaudernd; wie rundherum in den Weinbergen und Feldern die Bauern ſich nach ihrer Arbeit bücken; wie auf der Straße die Kaufmannswagen, mit runden Tüchern überſpannt, ihren Trott dahingehen, oft überholt von den Staubwolken eiliger Reiſenden; wie bald ein Sonnenſtrahl, bald ein Wolkenſchatten hinläuft über das breite Limmattal, über die reiſige Stadt Zürich und die Großmünſtertürme — daneben er ſelber im Schulhaus ſitzt und dies alles denkt —, über den langen See hin bis Richterswil und weiter hinauf gegen den blaudunklen Wall der Berge, die ſich nicht ſo leicht überrennen laſſen, über ungezählte fleißige Menſchen hin, welche, die fröhlich ſingen, und andere, die um einer Not willen verzweifelt ſind. In der Weite und unausdenkbaren Vielgeſtaltigkeit dieſes Lebens fühlt er ſich und ſeine Pfarrpläne kaum anders als den Vetter am See, der mit ſeinem Federhut den Soldaten ſpielt. Die Welt iſt nicht mehr ſo, daß einer mit ſeiner Knabeneinfalt hineingehen und ihre Dinge umgeſtalten kann, die Dinge ſelber ſind es, die mit ihrem unüberſehbaren Zuſtand den einzelnen feſthalten und

nötigen. Wie die Unheimlichkeit des Großmünsters drohend gegen die Stubenwelt seiner frühen Knabenjahre aufgestanden ist, so kommt jetzt der Lebenskreis der Dinge; nur daß er diesmal die wirklichen Zusammenhänge fühlt und demütig die Überhebung seiner Knabenpläne einsieht.

Dazu kommt etwas Zufälliges, das freilich mit dieser Art, die Dinge zu empfinden, zusammenhängt, ihn völlig verzagt zu machen: Weil er im Examen der Erste gewesen ist, trifft es ihn, daß er das Gebet vor der Klasse sprechen muß. So feierlich für ihn die Worte des Vaterunsers sind, da er sie selber zum erstenmal öffentlich sagen soll, überfällt der komische Zwiespalt zwischen seiner in tausend Täglichkeiten verbrauchten Knabenstimme und dem feierlichen Aufwand, den er damit treiben soll, sein verscheuchtes Selbstgefühl derartig, daß er einem unwillkürlichen Zwang zu lachen nicht widerstehen kann und dadurch zu einer ernstlichen Vermahnung kommt. Auch in der Folge verliert sich dieses Hindernis nicht; sooft er in der Schule oder gar in der Kirche etwas öffentlich aufzusagen hat, ist das stete Gefühl dabei, vor den anderen Knaben lächerlich dazustehen, und er braucht dann nur seinen Blick mit einem andern zu kreuzen, um auch schon auszuplatzen. Es ist ihm sicher, daß er niemals als Pfarrer seine Stimme in der Kirche wird erheben können, ohne diesen Zwang zum Lachen. Die erste Erkenntnis der Weltzusammenhänge hat ihm die Unschuld seines Knabendaseins unsicher gemacht, und ängstlich fragt er, ob sie ihm jemals wiederkommt?

14

Als Heinrich Peſtalozzi mit dem fünfzehnten Jahr aus der Lateinſchule übertritt in das ſogenannte Collegium Humanitatis, das auch beim Chorherrngebäude des Großmünſters liegt, iſt von ſeinen Knabenplänen nichts geblieben als die Verzagtheit, überhaupt einen Platz mit ſeinem Daſein in der Wirklichkeit zu finden. Da hilft ihm zum erſtenmal ſeine Vaterſtadt; indem er anfängt, die Dinge zu beobachten, wie ſie außer dem Kreis ſeiner Sinne ihre eigenen wechſelvollen Zuſtände haben, ſieht er ſich unerwartet vor ihre Vergangenheit geſtellt. Dieſe Baſtionen und Stadttürme, Kirchen und Brücken: das alles iſt nicht immer ſo geweſen, wie es nun für ſeine Augen daſteht. Es iſt die Erbſchaft der Jahrhunderte — wie die öffentlichen Einrichtungen der Zünfte, der Lehrſchulen und Gottesdienſte auch —, von Menſchenhänden in den ewigen Kreislauf der Natur geſtellt und von Menſchen in der unaufhörlich ablaufenden Friſt ihrer irdiſchen Gegenwart verändert. Noch bevor er Schüler vom alten Bodmer wird, der ſeit Jahrzehnten in Zürich helvetiſche Geſchichte lehrt, verfällt er mit Eifer auf die Geſchichte der ſtolzen Heimatſtadt. Gerade weil ſie ihm mit ihren finſteren Gaſſen nie ſo heimelig geworden iſt wie das Land, und weil ſein Gefühl ſich ſo ſchwer zurechtfindet mit den Einrichtungen, die überall Ehrfurcht fordern und ihn bedrücken: ſucht er hitzig nach der Herkunft aller dieſer Dinge und Sitten, als ob es ihm ſo gelingen müßte, ſein eigenes Gefühl aus der drohenden Ungewißheit in eine ſichere Übereinſtimmung mit der Heimat zu bringen.

So lieſt Heinrich Peſtalozzi, der zwiſchen den Bürgerſöhnen immer noch ein ſchmächtiges Gewächs und der Heiri Wunderli von Torliken iſt, die mehr als tauſendjährige Geſchichte ſeiner Stadt: wie ſchon zu römiſchen Zeiten der Lindenhof ein befeſtigtes Kaſtell war und in den Märtyrern der thebäiſchen Legion, Felix und Regula, ſeine chriſtlichen Schutzheiligen gewann, wie Karl der Große ihm ſeine geiſtlichen Stifte, das Großmünſter und das Fraumünſter, gab und eine Reichsvogtei das römiſche Kaſtell auf dem Lindenhof ablöſte; wie es lange vor dem Eintritt in die Eidgenoſſenſchaft reichsfrei und ein mächtiges Stadtweſen war, bis es durch Zwingli der Vorort der reformierten Chriſtenheit wurde. Er lieſt von den berühmten Bürgermeiſtern der Stadt: von Brun, dem ränkevollen Aufrührer der Innungen, der die Regierungen der Zünfte gegen die Geſchlechter begründete und in der Züricher Mordnacht die von Rapperswil eingebrochenen Adligen grauſam unterwarf; von dem rieſenhaften Stüſſi, der um das Toggenburger Erbe den Krieg mit den Eidgenoſſen aufnahm und vor dem Stadttor an der Sihlbrücke fiel; von Hans Waldmann, dem Helden zu Murten, unter deſſen Hand Zürich zum Vorort der ganzen Eidgenoſſenſchaft wurde, bis er, von ſeinem eigenen Glanz verblendet, ſeinen Gegner, den Volkshelden Friſchhans Theiling, hinrichten ließ und bei der Empörung der Seebauern ſelber den ſtolzen Hals aufs Schafott legen mußte. Er lieſt, wie ſich die Bürgermeiſter um Geld an mächtige Fürſten verkauften, wie Zürich um ſeines Vorteils willen mehrmals die Eidgenoſſen an die Öſterreicher verriet, und wie

durch den Bundesvertrag mit Frankreich das Reislaufen der Eidgenossen ein bezahltes Handwerk wurde. Aber dann kommt Zwingli, der gegen diese wie andere Unsitten in Zürich ein Regiment schweizerischer Mannhaftigkeit aufrichtet und, obwohl er selber bei Kappel kläglich umkommt, Zürich zur evangelischen Glaubensburg macht. Aus dem ränkevollen Spiel der Jahrhunderte wächst ihm die Gestalt dieses Glaubenshelden zu einer Größe heraus, daneben die Figuren der Bürgermeister in den schwankenden Schatten böser Leidenschaften versinken.

Alle diese Dinge liest Heinrich Pestalozzi, wie ein anderer Züricher Knabe die Geschichte seiner Vaterstadt auch gelesen hätte; aber unvermutet kommt eine Begebenheit, die seine eigene Herkunft angeht und danach lange den heimlichen Schlüssel seiner vaterländischen Gefühle abgibt: Zwingli ist seit vierundzwanzig Jahren tot, und überall haben die Evangelischen mit der katholischen Gegenreformation zu kämpfen; da ziehen an einem Mittag des Jahres 1555 einhundertsiebzehn Flüchtlinge in Zürich ein, ziemlich die ganze reformierte Gemeinde aus Locarno, die mit ihrem Pfarrer Beccaria über den schneebedeckten Bernardino und den Splügen, durch Lawinengefahr und die Frühjahrsschrecknisse der Via mala gewandert ist und in dem Nachfolger Zwinglis, dem Münsterpfarrer und eigentlichen Regenten von Zürich, Heinrich Bullinger, einen mannhaften Beschützer findet. Heinrich Pestalozzi weiß vom Großvater, daß seine Familie ursprünglich italienisch und um des Glaubens willen eingewandert ist: nun erkennt er die Umstände und wie tief er — mütterlicherseits

ſogar ein direkter Abkömmling jener Flüchtlinge — der Stadt Zürich verpflichtet iſt. Zum andernmal wächſt das Großmünſter mächtig auf vor einem Gefühl, aber es iſt kein Grauen mehr; er ſieht die beiden Türme als rieſige Wächter ſeines Glaubens die Stadt behüten, und wenn nun Sonntags die mächtigen Glocken darin läuten, iſt es der Schlachtgeſang Zwinglis und ſeiner Getreuen, die für das Evangelium hinausreiten in den Tod.

15

Seitdem ſich Heinrich Peſtalozzi ſelber als einen Schützling dieſer mächtigen Stadt erkannte, mag er einſam durch die Straßen gehen und ſich allein von ſolchem Gang beglückt fühlen: Es braucht nur ein Hufſchmied zu hämmern, und ſchon hört er Schwertſchlag auf ſtählerne Panzer, und wenn er Sonntags mit der Gemeinde in den hohen Münſterhallen ſingt, beim Donnerſchall der Orgel, wenn er den Prediger das Buch vom Altar nehmen ſieht, wie es Zwingli an derſelben Stelle genommen hat, miſcht ſich mit dem ehrfürchtigen Grauen der Stolz und Dank ſeiner von unbändigen Erinnerungen erfüllten Seele. Er weiß nun, was es bedeutet, daß der ſteinerne Karl außen hoch am Münſterturm das Schwert flach auf den Knien hält und warum auf den Brunnen die reiſigen Männer ſtehen. Als er einmal mit in die Zwölfbotenkapelle unter dem Großmünſter hinunter darf, läuft er nachher wohl eine Stunde lang weinend vor Glück an der Limmat hin.

Es iſt, als ob er nun die Stadt erſt ſehe, in der er aufgewachſen iſt; und wenn er durch eine der alten

Porten hinausgeht, die noch immer wehrhaft daſtehen, obwohl draußen die wohlgerüſteten neuen Baſtionen ſind, kann es ihm ängſtlich werden, die ſchützende Grenze zu überſchreiten. Der ſchwarze Pfahlwall im See am Grendel, der mit der Dunkelheit die Schiffahrt abſperrt, der Wellenbergturm mitten in der Strömung, das mit mächtigen Quadern ins Waſſer vorgebaute Rathaus, die ſtattlichen Zunfthäuſer und der breit bedachte Rüden am Stücklimärt, wo immer noch die Conſtafel, die Geſchlechter, tagen, das Haus zum Königſtuhl mit ſeinem derb vorgebauten Erker, darin der Bürgermeiſter Stüſſi gewohnt hat, oder das Haus zum Loch, mit ſeltſamen Sagen dem großen Kaiſer Karl verknüpft: jeder Stein der Stadt wird mit dem Bewußtſein der Geſchichte lebendig, die daran gebaut hat.

Auch empfindet er nun, daß es etwas anderes iſt, ob der Antiſtes von Zürich durch die Straßen geht oder ob ſein Großvater von Höngg zu einer Beſorgung hereinkommt; und als er erſt einmal in der Waſſerkirche geweſen iſt, wo die Bibliothek der Stadt in zwei Galerien eingebaut ſteht und mit den alten Ölbildern an den Wänden gleichſam das Uhrwerk ihrer geiſtigen Geſchichte darſtellt, wird der ſtille Saal für ihn ein Raum mancher heimlichen Feier. Von hier aus beginnt er, mit Stolz nach den Männern zu ſehen, die zum Ruhm und Vorbild der Bürgerſchaft leben, und wenn er nun den greiſen Bodmer daherkommen ſieht, fühlt er: es iſt mehr als ein Profeſſor der helvetiſchen Geſchichte, es iſt der Geiſt dieſer tapferen Geſchichte ſelber, der unter ſeinen buſchigen Augenbrauen in die Gegenwart blitzt.

In dieſer Zeit fängt Heinrich Peſtalozzi auch an, Kameraden zu bekommen; er iſt den Wunderlichkeiten des alten Babeli entwachſen, und ſo ſehr die Gute ſchilt, wenn ſeine Kleider bei einer unnützen Kletterei an der Stadtmauer oder ſonſt Schaden genommen haben: er iſt zu lange in ihrer Stubenhaft geweſen, um nicht mit Ausgelaſſenheit die Freiheit ſolcher Streifereien zu genießen. Sogar reiten lernt er, als wieder einmal der Vetter Weber aus Leipzig für einige Zeit in Zürich auf Geſchäften iſt und ihm eins von ſeinen Roſſen leiht. Es geht ihm immer noch wie damals bei dem Großvater in der Kaleſche, er kann nicht mit dem Gaul übereinkommen, hält ſich an den Zügeln feſt, als ob es Rettungsſeile wären, und macht das arme Tier einmal am Hottinger Pörtchen ſo wild, daß es auf der Holzbrücke anfängt, Männchen zu machen, und ihn beinahe über das Geländer in den Stadtgraben hinunterwirft. Schon läuft der Torwächter erſchrocken hinzu, und die Spaziergänger flüchten ſich; irgendwie aber bleibt er doch noch im Sattel hängen, das Pferd zieht es vor, den Stall zu ſuchen, und er widerſtrebt ihm nicht, obwohl er dabei ſeine Mütze verliert und nicht gerade eine Reiterfigur macht.

Schlimmer ergeht es ihm jenes Mal, als er an einem Sonntagnachmittag mit einigen Kameraden in einem Weidling nach Wollishofen hinausgerudert iſt und nachher wieder heim will. Sie ſind nach Knabenart laut geweſen, haben Schweizerlieder geſungen und in dem ſchwanken Schiff ihre Katzbalge-

reien gehabt, als ob ihnen gar nichts Schlimmes begegnen könnte. Beim Einſteigen aber, als ſie noch mitten im Gelächter ſind, kommt er mit dem einen Fuß nicht vom Landungsſteg los, während er den andern ſchon auf den Rand geſetzt hat. Durch den Ruck weicht das Schiff unter ihm fort, bis ſeine Beine zu kurz für die Spannung ſind und er kopfüber in den See kippt. Er kann nicht ſchwimmen; das Waſſer iſt ihm immer unvertraut geweſen, und nur dadurch, daß die andern ihm ſchnell das Ruder hinhalten, als er mit zappelnden Armen hoch kommt, ertrinkt er nicht. Sie ſchleppen ihn daran wie einen gefangenen Fiſch gegen das Ufer zurück, wo ſie ihn diesmal mit größerer Vorſicht ins Boot holen wollen. Er mag aber nicht mehr, verſchlägt ſich unter den Scherzen der andern ſeitwärts an eine durch Büſche geſchützte Uferſtelle und trocknet da ſeine Kleider in der Sonne. Das dauert einige Stunden, während die andern wieder ihre Tollheiten in dem Kahn machen und ihn ſchließlich, ſeine Feigheit verhöhnend, im Stich laſſen. Daß ſeine Kleider naß geworden ſind, macht ihm nichts aus bei der Sonne; auch iſt er ſo raſch wieder oben geweſen, daß er gleich mit den andern dazu gelacht hat: nun er aber allein ſo am Waſſer ſitzt, das auf eine gierige Art ans Ufer ſchwappt, fängt das Erlebnis an, ihn ſchwermütig zu machen. Er hat, als er unterſank, für einen Augenblick die Augen der Mutter dicht vor den ſeinen geſehen, und den Großvater dahinter, wie er ihm die Hand auf die Schultern legte: nun hört er das übermütige Geſchrei der Knaben vom See und kann nicht begreifen, daß er ſelber dabei

war. Es wäre nichts als ein unnützer Knabe gewesen, den das Wasser an ihm verschluckt hätte; weil aber nichts so heftig in seiner Seele aufbegehrt als der Ehrgeiz, sich selber wert zu halten und es den großen Männern seiner Stadt einmal gleichzutun, werden für Heinrich Pestalozzi die beiden Nachmittagsstunden, während er am See bei Wollishofen in der Sonne sitzt, zu einem Selbstgericht, wo ein beschämter Jüngling die Kleider halb trocken wieder anzieht, die sich der Knabe naß vom Leibe gerissen hat.

Stärker als damals in Höngg vor der Tür des Ernst Luginbühl ist das Gefühl eines eitlen und selbstgefälligen Daseins in ihm. Mit all seinem Selbstbewußtsein, mit seinen Vergangenheitsträumen und spintisierten Taten ist er doch nur ein Schüler, nach dem niemand fragt als die, denen er mit seinen Großsprechereien zuleide ist. Seine Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit der Lehrer, wenn der Kantor betrunken in die Singstunde kommt oder der Provisor Weber — derselbe, der sich einmal eine Laus vom Kopfe nahm und sie auf dem Papier zerknickte — dem Ludwig Hirzel vom Schneeberg ein paar Fehler übersieht, weil dessen Eltern ihm eine Metzgeten ins Haus geschickt haben; sein ganzes Weltverbesserertum setzt er nun gegen die Unfähigkeit, mit sechzehn Jahren sich selber und seine Kleider in Ordnung zu halten oder einen Heller zu haben, den er seiner Mutter nicht abgebettelt hat, als ob die ganze Schöpfung nur da wäre, einem Schulknaben nach seinen Einfällen und Sinnen gefällig zu sein.

Freilich, als er dann ſucht, wie er ſeine unnützen Beine unter dem Tiſch der Mutter fortbringen könne, findet er nichts als die Kaufmannſchaft, dahinein ſie ſchon im Frühjahr nicht ohne Tränen den Johann Baptiſta getan hat. Ihr zuliebe muß er die Schule durchhalten; ſo iſt es unvermutet doch wieder der Zirkel ſolcher unnützen Schülerſchaft, darin er ſeine Jugend gebunden ſieht. Trotzdem, als er im ſpäten Nachmittag allein gegen Zürich geht, fröſtelnd von den nicht völlig trockenen Kleidern, iſt es ihm, als ginge er nun wirklich in den großen Schritten des Vaters, die er als kleiner Knabe ſo gern verſucht hat. Er mochte ſich kein Gelöbnis geben, und auch diesmal ſind die Kreiſe ſeiner Gedanken gleich dem Ringelſpiel um die Steine verlaufen, die er draußen in den See warf: doch geht eine Sicherheit mit ihm, als läge ſein unnützes Knabentum noch mit den Kleidern auf einem Häufchen im warmen Uferſchilf. Weil aber doch für einen Augenblick der Tod an ſeine Natur gerührt hat, iſt die heimliche Luſt des Lebens in ihm, die — wie er danach noch tiefer erfahren ſoll — durch nichts ſo ſehr als durch das Grauen des Todes angeregt wird.

17

Heinrich Peſtalozzi iſt im Januar ſiebzehnjährig geworden, als er zum Frühjahr ins Collegium Carolinum eintritt. Er weiß, daß er für keinen ſchlechten Kopf gilt, wenngleich er bis zuletzt als ein unordentlicher und zerſtreuter Schüler geſcholten worden iſt: nun liegt die Zeit der Abrichtung hinter ihm, und er ſteht als Student zu Hauſe wie vor den Mitbürgern

mit dem Stolz da, endlich auf die Wissenschaften selber zu zielen. Wo Bodmer helvetische Geschichte lehrt und Breitinger außer den alten Sprachen Philosophie, da hat die Schulmeisterei ihr Ende; das sind Männer, um die er Zürich von halb Europa beneidet weiß, und zu denen weither die Berühmtheiten angereist kommen. Namentlich Bodmer mit seiner vaterländischen Begeisterung, der auch als Mitglied des Großen Rates in Zürich selber in die Regierung eingreift, ist das Ziel seiner Verehrung. Der ist damals noch nicht der schrullenhafte Greis, trotz seiner fünfundsechzig Jahre behend und rasch mit der trefflichen Rede. Unter seinen Zuhörern zu sitzen, bedeutet für Heinrich Pestalozzi, in die geistige Gemeinschaft seiner Stadt eingetreten zu sein; und als es ihm zum erstenmal gelingt, einige Worte mit ihm zu sprechen, erzählt er nachher der Mutter und dem Bärbel glückselig von der Begegnung. Die Mutter, wie immer, hört mit leiser Trauer zu; das Bärbel aber, das nun schon vierzehnjährig mit seinen Italieneraugen ein zärtliches Kind vorstellt, ist stolz auf den großen Bruder.

Heinrich Pestalozzi spürt seit dem ersten Tage, daß ihm die Zeitumstände einen günstigen Wind in sein Studium bringen; tagtäglich kann er neue Segel aufziehen, und wenn er sein Lebensschiff in dieser ersten Studentenzeit aufmalen könnte, wäre es von der Mastspitze bis zum Steuer bewimpelt.

Aus Frankreich ist die Nachricht von einem Buch gekommen, das einen Schweizer, den Genfer Uhrmachersohn Jean Jacques Rousseau, zum Verfasser hat und im Auftrag des Parlaments in Paris vom

Henker zerriſſen und verbrannt worden iſt; auch der Magiſtrat in Genf hat das Buch verdammt, und ſo gibt es wenige, die ſeinen Inhalt wirklich kennen. Aber als ob aus den Flammen des Henkers Funken fortgeweht wären, niſtet ſich der Brand allerorten ein, ſo daß die Wirkung des „Emil" — wie das Buch heißt — ihm in hitzigen Geſprächen vorausläuft, beſonders da, wo die übrigen Schriften des welſchen Schweizers ſeine Naturreligion ſchon verbreitet haben. Heinrich Peſtalozzi kann nicht daran denken, ſobald ein Exemplar dieſes Buches zu erhalten, wohl aber bekommt er ſeine Wirkung zu ſpüren. Er war eben aus der Lateinſchule gekommen, da haben die neun Schweizer, durch Iſelin in Baſel gerufen, ihre Freundſchaftsfahrt nach Schinznach gemacht, die Helvetiſche Geſellſchaft zu gründen. Auch ein Zürcher, Hans Kaſpar Hirzel, iſt dabeigeweſen, und obwohl die Geſtrengen Herren im nächſten Jahr die Teilnahme an den Verhandlungen in Schinznach als ſtaatsgefährlich verboten haben, weiß er wohl, daß ihrer ſieben heimlich dort geweſen ſind; und er entſinnt ſich noch, mit welchen Augen ſelbſt die Knaben in der Schule davon ſprachen, als ob Schinznach ein neues Rütli für die Eidgenoſſenſchaft wäre gegen den gewalttätigen Herrſchaftsgeiſt der einzelnen Kantone. Und nun kommt der Tag, wo der alte Bodmer das Licht öffentlich aufſteckt, das bis dahin nur mit Tüchern verhüllt heimlich von Haus zu Haus getragen worden iſt; wo er als der einzige in Zürich, der die Geltung und den Freimut zugleich beſitzt, dergleichen zu wagen, die Helvetiſche Geſellſchaft zur Gerwe einrichtet.

Als Heinrich Peſtalozzi ſich mit andern Studenten vor den Anſchlag drängt, der den Arbeitsplan der Geſellſchaft kundgibt, kommt zufällig Bodmer mit zwei jungen Männern daher, die ſchon die Kleidung der zukünftigen Geiſtlichen tragen und aus Reſpekt vor dem Profeſſor, obwohl er freundſchaftlich mit ihnen ſpricht, die Hüte in der Hand halten. Die beiden ſind ziemlich allen bekannt als die Predigtamtskandidaten Bluntſchli und Lavater, die dem alten Herrn eifrig zu Dienſten und auch bei der Gründung der neuen Geſellſchaft ſeine Handlanger ſind. Sie verziehen keine Miene ihrer feierlichen Geſichter, als ſie vorübergehen; Bodmer aber bleibt ſeiner ſcherzhaften Laune folgend ſtehen, und weil er zufällig an Heinrich Peſtalozzi gerät, tippt er ihm mit dem Zeigefinger leicht auf die Bruſt: ob er Luſt zur Mitarbeit habe? Die Frage ſcheint nicht weiter ernſt gemeint, der alte Herr wartet auch gar keine Antwort ab und geht mit den ſchwarzen Pagen zur Münſtertreppe hinunter: aber darum hat er ihm doch mit dem Finger ans Herz gerührt. Er wäre auch ſonſt glücklich geweſen, mit bei dieſer Sache zu ſein, die aus ſeinen glühenden Wünſchen gemacht ſcheint; nun aber ſind ſeinem Ehrgeiz Hoffnungen geweckt, die er ſich ſelber wie eine Fahne aufrollt.

Der ſchwarze Peſtaluz wird Tambour! höhnt ein Bürgerſohn, den die Bevorzugung ärgert, und die andern lachen dazu, als ob ſie ihn ſchon trommeln hören; er aber iſt viel zu erregt, darauf zu achten, und noch, als er zu Hauſe die Treppe hinaufgeht, ſpürt er die Stelle, wo ihm der Bodmer genau auf das Herz getippt hat.

Die Gesellschaft heißt Zur Gerwe, weil ihre Versammlungen im Zunfthaus der Gerber abgehalten werden, das unterhalb des Rathauses über die Limmat hinaus gebaut ist. Als Heinrich Pestalozzi zum erstenmal hinkommt, ist noch niemand da, weil seine Ungeduld sich verfrüht hat; so wird er von einigen Männern, die nach ihm eintreten, um eine Auskunft angesprochen und gerät dadurch gleich anfangs in die Stellung eines Vertrauten, der mehr von dieser Sache weiß, um so mehr, als Bodmer nachher der Versammlung scherzhaft ankündigt, daß sie es einmal mit der umgedrehten Welt versuchen und der Jugend das Wort lassen wollten, indessen sie, die Alten, diesmal nur das Parterre im Theater wären. Es mögen an die hundert Personen in dem getäfelten Saal sein, wie Heinrich Pestalozzi an der Begrüßung merkt, zumeist Schüler Bodmers, der seit vierzig Jahren vaterländische Geschichte in Zürich liest und schon der Lehrer einiger Graubärte gewesen ist, die nun als begeisterte Eidgenossen in seine Studiengesellschaft eintreten. Den ersten Vortrag hält der Kandidat Bluntschli; er liest ihn mit einer Stimme, die beinern vor Erregung ist, und das Papier zittert ihm so in den Händen, daß ein Blatt mittendurch reißt. Auch seine Worte sind so, sie handeln von den Grundsätzen der politischen Glückseligkeit, und wie Heinrich Pestalozzi den blassen, schon durch die Schwindsucht gezeichneten Menschen von den politischen Einrichtungen Zwinglis sprechen hört, glaubt er den Reformator fast selber zu sehen, so erfüllt

iſt dieſer Kandidat von der unbeugſamen Sittlichkeit ſeiner Gedanken.

Nachher gibt es eine Ausſprache, und nun ſpürt Heinrich Peſtalozzi, daß dies mehr ſein ſoll und iſt, als eine Studiengeſellſchaft der vaterländiſchen Geſchichte. Einer der Männer, die ihn zu Anfang angeſprochen haben, nimmt auch das Wort, und es iſt ſchon ein Zeichen ſelbſtändiger Geſinnung, wie er mit ſeinem braunen Vollbart gegen die raſierten Geſichter der modiſchen Herren ſteht. Er bringt die Rede auf den Landvogt Grebel in Grüningen, der in ſeiner ſechsjährigen Amtszeit mehr ein Räuber als eine Obrigkeit im Sinne Zwinglis geweſen ſei und nur deshalb ſeinen Raub trotz aller Klagen des Landvolks behalten könne, weil er der Eidam des Bürgermeiſters wäre. Obwohl der alte Bodmer ſichtlich erſchrocken die harten Worte mit erhobenen Händen abwehrt, muß er ſie wieder ſinken laſſen; denn aus der Verſammlung bricht die Empörung über die allbekannten Greuel des leichtfertigen und böſen Mannes in ſolchen Zurufen aus, als ob ſie ſich alle nur deshalb in der Gerwe vereinigt hätten. Bodmer weiß zwar die Erregung mit klugem Bedacht wieder auf eine Ausſprache zurückzulenken, aber die Worte, die nun kommen, ſind anders, als die vorher waren: als ob ſie auf einem Waſſer hingeriſſen würden, ſo ergeht der einzelne Schall, aber die ſtark ſtrömende Flut der Erregung bleibt.

Heinrich Peſtalozzi fühlt ſich aus ſeinem jünglinghaften Träumerdaſein mitten ins Leben verſetzt; er könnte die Worte des bärtigen Mannes aus dem Gedächtnis ſagen, ſo ſind es Hammerſchläge auf ſein

Herz geweſen, und als es zum Schluß noch ein erregtes Zwiegeſpräch mit dem Bluntſchli gibt, ſteht er im Rauſch dabei. Der Kandidat iſt mit der Anwendung ſeiner Grundſätze nicht einverſtanden; weil er aber nur abzuleſen, nicht frei zu ſprechen vermag, hat er dem braunen Mann vor der Verſammlung nicht entgegnen können; nun, wo die meiſten, auch Bodmer, ſchon gegangen ſind, gerät ſein zu lange verhaltener Widerſpruch in Zorn, ſo daß es faſt einen Streit gibt. Der andere aber, der vorher ſo ſcharf geweſen iſt, weiß nun den Humor des Älteren herauszukehren, ſo daß ſie zuletzt noch friedlich miteinander auf die Gaſſe kommen. Heinrich Peſtalozzi hätte längſt heim gemußt, er kann ſich aber nicht von den andern löſen, ſolange derartige Dinge in den Worten ſind; ſo geht er treulich noch am nächtlichen Limmatufer mit den andern hinauf und befindet ſich, als es unvermutet eine Abſchiedsecke gibt, zu ſeiner eigenen Verwunderung mit dem Kandidaten allein.

Der in ſeiner gereizten Stimmung iſt augenſcheinlich froh, noch einen Zuhörer für ſeine zornigen Gedanken zu haben. Vielemal läuft er mit ihm disputierend am Waſſer auf und ab, auf dem der Mond ſein Silberlicht in einen ruheloſen Abgrund ſchüttet: Er habe die Grundlage der ſittlichen Bürgerordnung, nicht den Aufruhr ſtipulieren wollen, ſagt der Kandidat, und obwohl Heinrich Peſtalozzi ſeine Freude an dem braunbärtigen Manne gehabt, folgt er dem Aufgeregten in ſeine Welt. Es tut ihm wohl, von dem Älteren ſo gewürdigt zu werden, und als er endlich allein — vom Nachtwächter verſcheucht —

zum Roten Gatter hinaufgeht, geben die einstürmenden Erinnerungen aus der Stadtgeschichte nur noch die Begleitung zu seiner fast trunkenen Melodie, daß er nun mit beiden Füßen in das Gemeinleben der Stadt eingetreten sei, und daß er an dem Kandidaten einen Bekannten gewonnen habe, von dessen entschiedenen Meinungen er sich manches für seine eigene Zukunft erhoffen dürfe.

19

In der Folge sorgt Heinrich Pestalozzi, daß ihn der Bluntschli nicht wieder aus den Augen verliert. Er weiß, wie der unbemittelte Sohn eines Steinmetzen es gleich ihm nicht leicht hat zwischen den reichen Bürgersöhnen, aber um seines Fleißes und der jungmännlichen Strenge willen mit besonderen Hoffnungen betrachtet wird. Wen der Bluntschli von den Studenten seines Umgangs würdigt, der ist damit schon etwas Besonderes; obwohl er den unfröhlichen Menschen bisher nicht günstig angesehen hat, überläßt sich Heinrich Pestalozzi nun willig seiner Führung, weil sein Ehrgeiz in dieser Gefolgschaft schneller einen Weg in die Lebensdinge zu finden hofft, als auf dem Umweg der Schule.

Es dauert auch nicht lange, so darf er ihn besuchen im Zunfthaus zu den Zimmerleuten, wo sein Vater Stubenverwalter ist. Er spürt wohl, daß der Bluntschli einen herrschsüchtigen Hang hat und seinen Freunden strengere Pflichten auferlegt, als es einem Lehrer gestattet würde; aber weil er selber in einen fanatischen Lerneifer geraten ist, so daß er nicht

eſſen kann, ohne daß noch ein Buch neben dem Teller liegt, iſt ihm die Strenge recht.

Eines Tages kommt es zu einem Spaziergang, durch Sihlport hinaus gegen den Uto. Er muß ſich einen Tadel gefallen laſſen, weil er dem Bluntſchli zu haſtig mit den Armen ſchlenkernd dahinläuft; als ſie dann gegen den Waldrand hinauf wollen, merkt er freilich, daß es nicht nur die Sorge um ſeine Würde iſt, die den andern ſo gemeſſen ſchreiten läßt: der Atem wird ihm bald zu kurz, ſo daß ſie den ſteilen Weg verlaſſen und einem Pfad links unter der Manegg her folgen. Wo die Büſche den Blick frei laſſen, geht er über die ſchattige Rinne des Sihltals und den dunklen Waldrücken bei Wollishofen in das blaue Himmelsbecken des Zürichſees, darin Wolken und Bergfernen ihr ſchimmerndes Licht miſchen: ſo erſtaunt Heinrich Peſtalozzi nicht, als ſie in einer grünen Wieſenbucht einen Maler emſig dabei finden, die Linien und Farben dieſer Anſicht auf ein Papier zu bringen. Ein Genoſſe von ihm hat ſich augenſcheinlich als Staffage auf eine Kuppe davor geſetzt, und ein weißer Hund liegt artig ihm zu Füßen, als ob er ſeine Wichtigkeit im Bild fühle. So emſig der eine mit den Waſſerfarben hantiert, ſo eifrig lieſt der andere in einem Buch; und erſt als der Hund ſich erhebt, die beiden Ankömmlinge knurrend zu ſtellen, ſchauen beide auf, erſt der Maler, und als der gleich einen Juchzer ausſtößt, auch der Leſer.

Der mit dem Buch iſt Lavater, und Heinrich Peſtalozzi begreift nicht, daß er ihn nicht beim erſten Blick erkannt hat; von dem andern weiß er, daß er ein

Sohn des Malers Füeßli ist, gleichfalls Theologie studierend, aber gern mit dem Handwerkszeug seines Vaters über Land, und den Lehrern mit seiner freimütigen Art vielmals ein Ärgernis. Er hat wie meist sein Waldhorn mit, und ehe sie noch ihren Gruß sagen können, bläst er ihnen schon einen ländlichen Hopser ins Gesicht. Dem Bluntschli scheint die Begrüßung zu mißfallen; er geht an dem übermütigen Bläser vorbei gleich auf Lavater zu, und es sieht aus, als ob er ihn zur Rede stelle. Dabei hat er den Hund des Malers nicht mit berechnet; denn als er mit einer beschwörenden Gebärde auf den Freund losgeht, stellt das große Tier seinen Mann und legt ihm die Pfoten auf die Schultern, so daß er statt des Gesichts des Ungetreuen das blecken de Maul vor sich hat. Der Füeßli kann vor Gelächter nicht mehr blasen; er ruft den Hund erst zurück, als er sieht, daß der Bluntschli sich mit seinem blassen Zorn in Gefahr bringt.

Heinrich Pestalozzi hat den Auftritt, weil der Füeßli nicht zu seiner Bekanntschaft gehört, wie ein überflüssiger Zuschauer erlebt; sein Pflichtgefühl ist bereit, sich zu dem Zornigen zu schlagen; als aber der Maler ihm lachend die Hand hinhält, vermag er den lustigen Augen nicht standzuhalten. Die andern scheinen sich unterdessen auch geeinigt zu haben; obwohl verstimmt, kommen sie hinzu, setzen sich auch zögernd, wie der mit dem Waldhorn vorschlägt, miteinander auf den trockenen Grasboden und betrachten sein Bild. Es zeigt erst die porzellanene Bergferne und vorn das waldige Sihltal wie eine dicke grüne Raupe, aber es ist sauber gemalt, und Heinrich Pestalozzi

muß den leichtherzigen Menſchen bewundern, der gleichwohl ſolches vermag. Dem Bluntſchli ſcheint das Bild keiner Beachtung wert; er will wiſſen, was für ein Buch Lavater geleſen hat, und als der ihm den Titel zeigt, weiſt er es kopfſchüttelnd zurück. Als ob er ſich vor Peſtalozzi rechtfertigen müſſe, gibt Lavater ihm das Buch in die Hand: es iſt eine Schrift von Winckelmann über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt. Er weiß nicht weshalb, aber er hat im Augenblick, da er es nahm, gehofft, es möchte der „Emil" von Rouſſeau ſein; ſo gibt er das Buch enttäuſcht aus der Hand.

Der Maler will die Stimmung retten und ſchlägt vor, daß ſie zuſammen durch das Sihltal hinüber nach Wollishofen wandern und von da am Abend in einem Schiff zurückfahren ſollten. Heinrich Peſtalozzi würde das trotz ſeinem Erlebnis an dem Weidling mitgemacht haben; aber Bluntſchli ſteht geärgert auf und geht ohne Gruß den gleichen Pfad zurück, es ihm überlaſſend, ob er folgen oder ſich den andern anſchließen will. Er wäre auch bei beſſerer Stimmung eines ſolchen Verrats nicht fähig, gibt alſo beiden mit einem flehenden Blick für ſeinen zornigen Genoſſen die Hand und ſpringt ihm nach.

Bis zur Sihlbrücke kommen ſie ſchweigend, Bluntſchli immer vorauf, und er wie ſein Pudel hinterher; dann ſcheint das rauſchende Wildwaſſer den Groll zu löſen, und obwohl Heinrich Peſtalozzi deutlich fühlt, daß nur die Eiferſucht um Lavater den Verärgerten ſo ſprechen läßt, horcht er doch ſeinen Worten. Die erſten hört er kaum im Lärm der

Sihl, erſt nachher verſteht er, daß der Bluntſchli ſtreng und erbittert von dem Geiſt der Aufklärung ſpricht, von dem Heidentum, das mit der gerühmten modernen Bildung in die Stadt Zwinglis gekommen ſei und ſich da mit dem Tand ſeidener Kleider, mit komiſchen Erzählungen lüſterner Art, mit radierten Idyllen und dem armſeligen Götterwerk der heidniſchen Welt breitmache. Solange man ſeine Urteilskraft an wahrhaft nützlichen Gegenſtänden üben könne, ſei es ein Abfall, dürre und unfruchtbare zu wählen: Die nötigen Kenntniſſe ſind allen Menſchen gemein, die nicht allgemeinen ſind unnötig!

Es iſt zuviel von ſeiner eigenen Geſinnung darin, als daß Heinrich Peſtalozzi ihm nicht zuſtimmen ſollte, und für eine Weile ſtehen die beiden da oben im Wald vor ihnen wie rechte Taugenichtſe da; aber als ſie von der Meiſezunft her gegen die Waſſerkirche über die Brücke gehen, lehnt bei dem Mühlrad ihr Lehrer, der weiſe Bodmer, und ſieht in das glatt ſtrömende Waſſer, als ob er etwas in ſeinem Grund ſuche. Sie wollen ehrfürchtig grüßend an ihm vorbei; er erkennt ſie aber und hält ſie an: ob ſie ſchon wüßten? Als ſie beide den Kopf ſchütteln, nimmt er ſie mit hinunter in die Gerwe und zeigt ihnen da eine Anklageſchrift gegen den Landvogt Grebel, die in der ganzen Stadt verbreitet wäre und, wie er beſtimmt vermute, Lavater und Füeßli zu Verfaſſern hätte: Wenn ſie ſich dazu bekennen müſſen, ſagt er und faltet das Papier wieder in ſeine Bruſttaſche, iſt den beiden der Wellenberg ſicher!

Einige Tage ſpäter muß Heinrich Peſtalozzi hinauf nach Höngg, wo ſeine Mutter mit dem Bärbel die kränkelnde Großmutter pflegt. Sie iſt nun einundſiebzig und längſt zu ſchwach für ihren Garten, doch hat ſie es gern, wenn ſie bei gutem Wetter hinuntergelaſſen und auf Stühlen zwiſchen den Beeten gebettet wird. Da liegt ſie auch diesmal, als er um einer Laune willen unten an der Limmat hin und dann den ſteilen Pfad heraufgekommen iſt. Es macht die alte Frau beſorgt, daß er von dem raſchen Anſtieg ſeine brandigen Hitzflecken im Geſicht hat, und ſie ruht nicht, bis er ſich mit ihrer Schürze den Schweiß abtrocknen läßt. Nachher muß er ſich auf die Steinbank ſetzen und ihr erzählen; da ihn die Vorfälle um den Vogt Grebel, die geheimnisvolle Anklageſchrift und die zornigen Unterſuchungen der Geſtrengen Herren bis in den heißen Kopf erfüllen, ſpricht er ihr davon. Dann ſcheint es ihm freilich, als ob ihr einfältiger Sinn den Dingen nicht zu folgen vermöchte; ſie ſtreichelt nur immer eine Lilie, die ſich in der linden Luft zu ihr neigt, und lächelt auf eine kindliche Art dazu. Als er aufſteht, die andern aufzuſuchen, hält ſie ihn feſt mit ihrer welken Hand, und für einen Augenblick ſcheint ihr Greiſenſinn völlig verwirrt. Du mußt im Traum ſein, Heiri, den Landvogt hat der Tell geſchoſſen!

Er findet die Mutter und das Bärbel, die er abholen ſoll, ſchon reiſefertig im Flur. Seitdem der Tochtermann des Pfarrers, der Vikar Wolf, geſtorben iſt, führt ihm die Witwe den Haushalt; das

Tantli, wie sie bei ihnen heißt, ist noch eine junge Person und kann es trotz ihrer beiden Kinder wieder allein machen, seitdem es mit der Großmutter bessert. Er mag aber nicht so bald wieder fort; es drängt ihn, auch mit dem Großvater zu sprechen; so läßt er die beiden allein gehen und bleibt zur Nacht. Der Großvater hat mit der zunehmenden Gebrechlichkeit des Alters eine Vorliebe für gelehrte Studien gefaßt und sitzt über seinem Liebling, dem Kirchenvater Lactantius, den er den christlichen Cicero nennt; er läßt sich aber diesmal gleich stören: Es geht mir bald wie mit meinem Schwiegervater selig, dem Chorherrn Ott, und seinem Flavius Josephus, sagt er wehmütig lächelnd, indem er die alten Bände zur Seite legt. Heinrich Pestalozzi weiß, wie merkwürdig die Weisheit dieses Juden aus der Zeit Christi an dem Zürcher Baum der Erkenntnis seines Urgroßvaters gehangen hat, und wie der alte Chorherr daran zum Narren geworden ist; aber angefüllt von den Dingen der Gegenwart vermag er nicht mit dem Großvater zu lächeln und sagt ihm das seltsame Wort aus dem Garten, das einen Dammbruch in seine Gefühle gerissen hat. Der alte Herr wird im Augenblick ernst und nimmt ihn hastig an der Schulter hinaus, als ob dergleichen in seiner Amtsstube nicht gesprochen werden dürfe.

Sie machen danach miteinander einen Gang ins Dorf, wo der Pfarrer dem Schulmeister eine Weisung zu geben hat. Heinrich Pestalozzi sieht von weitem das Haus, darin er den Ernst Luginbühl an den Webstuhl genötigt weiß, und das schmerzhafte Erlebnis mit dem Testament der Mutter, das er seit-

dem tiefunterſt im Schrank verwahrt, gibt ſeinen ſtrömenden Worten einen bitteren Beiklang. Der Großvater läßt ihn ſchweigend ſein übervolles Herz ausſchütten und tadelt ihn nur, als er ſich allzu heftig zum Richter aufwirft. In ſeiner Kammer aber findet er an dieſem Abend — vom Großvater heimlich hingelegt — die Verordnungen für das gemeine Landvolk, die den Pfarrern von den Geſtrengen Herren übergeben ſind. Er lieſt darin, bis ſein Kerzenlicht zu Ende iſt; nachher vermag er nicht zu ſchlafen, ſitzt in den Kleidern am offenen Fenſter bis in den Morgen und ſieht in die unruhige Mondnacht hinaus, darin die jagenden Wolken ihre ſchwarzen Schatten vor die ſilberne Scheibe drängen; ſooft ſie auch ſiegend daraus hervorkommt, unaufhörlich ſteigen die ſchwarzen Sturmvögel vom Zürichberg herauf, ihr Licht zu decken; nicht anders, als die Verordnungen der Züricher Stadtherren über den mühſamen Lebensſtand des gemeinen Landvolkes kommen:

Alle Ämter in Staat und Kirche, alle ehrſamen Handwerke ſind dem Landvolk verſchloſſen, das mit Zehnten und Grundzinſen, mit dem Erb- und Leibfall, der dem Landvogt bei jedem Todesfall das beſte Stück der Hinterlaſſenſchaft ſichert, mit Fronden und Kleidervorſchriften, mit Handelsverboten und ſtrengen Strafen für jedes Gelüſt der Freizügigkeit von den Stadtbürgern wie leibeigen gehalten wird. Heinrich Peſtalozzi hat all dieſe Dinge einzeln auch ſchon vorher gewußt; wie der Bauer nichts auf dem Dorf verkaufen, ſondern alles auf den Züricher Markt bringen muß, wo die Bürger für jede Ware den

Preis festsetzen; wie ihm verboten ist, Geld auszuleihen, damit die Stadtherren den hohen Zins behalten; wie er nicht einmal sein selbstgesponnenes Tuch und Leinen selber färben darf: aber daß diese grausame Willkür mit allen Folgen des Elends ein Verrat an den alten Sagen und Briefen der Eidgenossenschaft ist, das hat er nicht durchgefühlt bis zu dieser Nacht, wo ihn das einfältige Wort der Großmutter vom Landvogt und dem Tell in einen Aufruhr aller Gedanken gebracht hat.

21

Heinrich Pestalozzi kommt am nächsten Morgen aus Höngg zurück, als ob der Geist Tells in der Stadt Zürich auf ihn warte. Er findet den Kram der Straßen in der gleichmütigsten Geschäftigkeit, und nur am Rathaus drängen sich die Leute vor einem Anschlag der Gestrengen Herren: Man habe mißfällig vernommen, daß gewisse für die Ordnung des Staates zwar wichtige Nachrichten auf eine illegale Weise angezeigt worden wären, und wolle hiermit jedermann erinnert haben zu berichten, was er von der Sache wisse! Der Vorwitz der Stunde treibt ihn, sich eines Wortes von Bodmer zu erinnern, daß es der Charakter der Regierungen sei, sich selber allen Patriotismus zuzuschreiben und bei andern Leuten nichts als Unverstand, unreine Absichten, Wildheit und Aufruhr zu bemerken. Aber einige grämliche Handwerker, die dabeistehen, nehmen ihm den jugendlichen Vorwitz übel, und hätten ihm die vor-

lauten Worte mit Schlägen heimgezahlt, wenn er nicht eilig in die Marktgaſſe hinauf entwichen wäre. Als er ſich da nach den ſchimpfenden Verfolgern umſieht, aber haſtig weiterläuft, hat er das Unglück, in eine offene Kellertreppe hineinzufallen, wodurch er zwar ihrem Zorn entgeht, ſich aber ſchmerzhaft den Knöchel vertritt. Er iſt noch nicht aufgeſtanden, als ſchon mit einem Licht aus der Tiefe des Kellers ein Mann im Lederſchurz herzuläuft, den er gleich als den braunbärtigen Ankläger aus der Gerwe erkennt. Der hilft ihm mit luſtigem Spott auf, leuchtet ihn ab und bringt einen Napf mit Waſſer, die Schramme an der Stirn zu waſchen, aus der ihm Blut in die Augen läuft. Es ſcheint nichts Schlimmes damit, und da er bei ſeiner haſtigen Art Beulen und Schrammen gewöhnt iſt, hält ihn das Geſpräch mit dem handfeſten Mann länger auf als ſeine Wunde. Er erfährt, daß ſich Lavater und Füeßli gleich tapfer zu der Schrift bekannt haben und ſofort ins ſchärfſte Verhör genommen ſind: weil ſie geblaſen hätten, was ſie nicht brannte.

Um ſeine Mutter nicht unnötig zu erſchrecken, humpelt er zunächſt ins Carolinum, wo ihm die allgemeine Aufregung die Mitteilung des Mannes beſtätigt. Er kommt in der kampfluſtigſten Stimmung, aber mit ſchmerzendem Fuß, zu Hauſe an, und über Nacht ſchwillt dieſer ſo auf, daß der Doktor kommen muß. Es iſt nur eine Zerrung der Sehnen, aber der Fuß wird eingepackt, und er liegt nun als das erſte Opfer der Begebenheit zu Hauſe. Das Babeli läßt ihn ihren Grimm über den unnützen Fall ſpüren, und wenn ihm das Bärbel nicht mit ſchweſter-

lichem Eifer zu Dienſten wäre, hätte er es hart. Sie bringt ihm ans Lager, was er braucht, und holt Erkundigungen über den Stand der Dinge ein: Es gibt zwar eine zornige Partei, die den beiden Angebern nach altem Brauch kurzerhand den Wellenberg verordnen möchte, aber der Kreis der Patrioten aus der Gerwe ſammelt Unterſchriften aus der ganzen Stadt, daß die beiden nur nach ihrem Bürgereid gehandelt hätten. Da der Bürgermeiſter Leu ſich in der Sache neutral verhält, obwohl der beſchuldigte Landvogt Grebel ſein Eidam iſt, auch Lavater wie Füeßli aus angeſehener Familie ſind, gelingt es Bodmer, ſie vorläufig frei zu halten, indeſſen die Unterſuchung nach anderen Aufrührern ihre verbiſſenen Gänge weiterwühlt.

Heinrich Peſtalozzi kann ſchon wieder vom Fenſter an die Ofenbank humpeln, als es eines Abends gegen die Dämmerung zaghaft an die Stubentür klopft. Das Babeli hebt noch ſchnell ein Stuhlkiſſen auf, das er dem Bärbel im Scherz nachgeworfen hat, bevor es den Riegel aufklinkt. Herein kommt aber nur die unſichere Geſtalt Lavaters, der den Hut ſchon draußen abgenommen hat und damit ein Päckchen in ſeiner Hand bedeckt. Heinrich Peſtalozzi kennt ihn bisher eigentlich nur aus der Gerwe, wo er freilich einmal lange mit ihm geſprochen hat, und iſt ebenſo überraſcht von dem Beſuch, wie der andere verlegen ſcheint. Er habe erſt jetzt von ſeinem Mißgeſchick gehört, ſagt er ſchließlich, als ihm Hut und Päckchen abgenötigt ſind, und fängt an, vor Heinrich Peſtalozzi auf und ab zu ſchreiten: ſeine eigene Sache ſtände nicht günſtig, er wolle zwar nicht vorher

fliehen, aber nach dem Urteil außer Landes gehen; zu Hause und vor der übrigen Verwandtschaft als einer dazustehen, der aus Leichtsinn seine Zukunft verspielt habe — hier läuft das Babeli weinend aus der Stube —, wäre ihm unerträglich; er wolle sehen, ob die Welt keinen andern Platz für ihn habe! Er spricht noch manches, bis es völlig dunkel wird, und verhehlt auch nicht, daß der Füeßli der treibende Wille und er nur die Feder dieser Anklageschrift gewesen sei, die ihn nun selber zum Angeklagten gemacht habe. Als das Bärbel ein Licht bringt, nimmt er seinen Hut, bevor Heinrich Pestalozzi weiß, was er eigentlich gewollt hat, das Päckchen läßt er liegen; die Schwester will es ihm nachbringen, aber er wehrt mit einer komischen Verdrießlichkeit ab und geht auf seine lautlose Art rasch die Treppe hinunter, von dem Bärbel beleuchtet.

Als sie wieder zurückkommt mit dem Licht und Heinrich Pestalozzi das sauber verschnürte Päckchen ansieht, trägt es seinen Namen. Ungeduldig, nun endlich zu wissen, was der seltsame Besuch des Kandidaten für ihn bedeute, reißt er den Umschlag ab, und dann steht für einen Augenblick sein Leben still wie eine Kerzenflamme: was er in den Händen hält, ist Rousseaus „Emil".

Was hast du? fragt die Schwester, als sie ihn mit dem Buch in den Händen so dasitzen sieht; er hält ihr den Titel hin und weiß kaum selber, was sein Mund spricht: Ich habe den Propheten!

Heinrich Peſtalozzi vermag nicht ſo fließend Franzöſiſch zu leſen, daß er das Buch verſchlingen könnte; er muß es wie einen alten Schriftſteller ſtudieren, und oft genug ſtockt er bei einem Wort, deſſen Sinn ihm vieldeutig oder unklar iſt. Aber darum iſt es doch für ihn, als ob er eine Feuersbrunſt erlebte, wie erſt nur die Flämmchen nach dem Firſt hinlaufen, auf einmal Pfannen niederpraſſeln und endlich das feurige Gerippe brennender Balken in der Lohe ſteht, wo vorher ein Dach jahrhundertelang die Menſchlichkeit vor den Elementen beſchützt hat. Zeit und Raum verliert er vor dem Buch; und wenn er aus den Seiten aufblickt in die Stube, kann er ſtaunend ſeine Mutter oder das Bärbel daſitzen ſehen, als ob ſie im Augenblick aus himmliſchen Weiten hergeweht wären. Vieles kennt er ſchon, aber gerade darum iſt es ihm, als ob in den Geſprächen Bluntſchlis, in den Reden Bodmers und allen Verhandlungen der Gerwe nur Irrlichter geweſen wären von dem Feuer, das hier durch Tag und Nacht ſeinen Brand brennt. Mehr als dies alles aber iſt die heimlich wachſende Erſtaunung, daß die Seele ſeiner Jugend in dem Buch ihre Heimat findet; immer bis zu dieſem Tag iſt es geweſen, daß es von ihr zur Welt keinen Zugang gab: So irrend er geſucht hat, ſo lieb ihm die Mutter und das Bärbel, das Babeli und der Baptiſt, die Großeltern in Höngg und das heimelige Pfarrhaus geweſen ſind, er iſt doch in der Einſamkeit geblieben, als ob nicht ſchon ſeine Ahne vor mehr als zweihundert Jahren, ſondern er ſelber erſt fremd über die

Alpen nach Zürich gekommen wäre. Auch alle Schriften, die er bis dahin gelesen hat, sind für ihn von dieser fremden Welt gewesen; nun aber ist es, als ob in diesem Buch seine Seele selber aufgebrochen wäre, so daß es in der Welt ringsum nichts mehr gäbe als sie. Alles bis zu diesen Tagen, was er gefühlt, gewollt und getan hat, ist mit dem schmerzlichen Gefühl des Unrechts geschehen; zum erstenmal steht seine Natur auf und sieht, daß sie recht hat.

Die Tage füllen sich zu Wochen, und die Wochen laufen schon in den zweiten Monat, daß Heinrich Pestalozzi noch immer mit dem Buch dasitzt und sich mit achtzehn Jahren erst eigentlich zur Welt bringen läßt. Unterdessen läuft draußen alles seinen Gang ab: der Landvogt Grebel wird schuldig gesprochen, aber Lavater und Füeßli müssen öffentlich Abbitte tun; sie verlassen bald miteinander Zürich, wo die Patrioten in der Gerwe vom Argwohn und Haß der Gestrengen Herren beaufsichtigt bleiben und von den Kanzeln gegen den aufrührerischen Geist der Jugend gepredigt wird. Im Carolinum werden die alten Schriften und die Kirchenväter gelesen, und in den Zünften wird mißtrauisch über die städtischen Rechte der Gewerke Buch geführt; das Bauernvolk bringt zu Wagen und zu Schiff die Erträgnisse seiner Arbeit auf den Züricher Markt, und Sonntags strömen die geputzten Bürgersöhne und Mamsells hinaus in seine ländliche Welt; in den Gasthöfen steigen Kaufleute und empfindsame Reisende aus allen Ländern Europas ab, und die Baumwollenweberei stellt zum Nutzen der Züricher Fabrikherren einen Stuhl nach dem andern in den Dörfern auf, angeblichen Wohl-

ſtand verbreitend; die Landreiter gehen auf die Betteljagd, und an zierlichen Tiſchen werden die Idyllen Geßners geleſen: alles um ihn läuft ſeinen Gang wie zuvor, nur ſteht das ſehnſüchtige Gefühl ſeiner Jugend nicht mehr als ein unbrauchbarer Fremdling darin. Es hat die Natur als Boden der Menſchlichkeit gefunden, wo alles Verirrung und Falſchheit iſt, was dem inneren Gefühl um äußerlicher Vorteile willen widerſtrebt, und er iſt ſicher: dies iſt der einzige Schlüſſel für den Menſchen in die Welt.

23

Heinrich Peſtalozzi hat den „Emil" zum drittenmal geleſen und iſt noch immer im Traum dieſer Dinge, als Ende November in Höngg die Großmutter ſanft hinwegſtirbt. Sie haben ſie am Mittag bei milder Sonne noch einmal in den Garten hinuntertragen müſſen; da ſind ihr mit den letzten verirrten Blüten die Augen zugefallen, als ob ſie ſchliefe. Er muß mit dem Bärbel allein zum Begräbnis gehen, weil die Mutter ſelber zu Bett liegt. Der matte Glaſt der Novemberſonne ſteht in der unbewegten Luft, als ſie den Sarg um die Kirche auf den Acker tragen, wo die alten Holzkreuze auf ein neues zu warten ſcheinen. Das ganze Dorf iſt da, auch die, denen es zu keinem ſonntäglichen Kleid mehr reicht in ihrer Armut; bis an die untere Mauer ſtehen ſie, als der letzte Kriegshaufe lebendiger Liebe gegen den Tod. Bevor ſie ihm ſeine Beute in das enge Erdloch hinunterlaſſen, tritt der Schulmeiſter vor, mit den Kindern

das Abſchiedslied ihres Lebens zu ſingen: Heinrich Peſtalozzi iſt oft mit dem Großvater in der Dorfſchule geweſen und hat ihnen zugehört, nun will ihm der Geſang der Mädchen- und Knabenſtimmen einſtimmig vereint herrlicher klingen, als er jemals Menſchen ſingen gehört hat, und die Erſchütterung davon iſt tiefer als die Trauer.

Weinend kommt er in die Kirche; da vermag die kleine Halle nicht alle zu faſſen, daß ihrer viele noch draußen horchen, wie der alte Pfarrer und Dekan ſeiner eigenen Frau die Leichenrede hält. Auch er iſt welk, und der Kopf kämpft mit dem gebeugten Nacken, das Angeſicht von der Erde zu heben, aber die Stimme trägt noch klar durch den Raum, als er der Gemeinde den Lebenslauf der Dorothea Ott vorträgt, die ſeit achtundvierzig Jahren ſeine Frau und ſeit ſechsunddreißig Jahren ihre Pfarrerin geweſen iſt. Heinrich Peſtalozzi weiß nun, es iſt nicht der liebe Gott ſeiner Knabenjahre, der da ſpricht, es iſt ein Greis, den ſie bald ſelber um die Kirchecke tragen; um ſo mehr fühlt er, wie ergreifend dies iſt, daß ein Menſch mit ſeinem Leid daſteht und aus der Ewigkeit den Lebenslauf ſeiner Gefährtin ablöſt, deren irdiſches Daſein vor dem ſeinen vollendet iſt. Aber was ihn tief erſchüttert, iſt die Erfahrung, wie alles, was er hier ſieht und hört, nur ein Stück aus dem Buch des Genfers ſcheint. Wenn er von hier aus an die Stadt denkt, an ihre Gaſſen, ihren Aufwand, ihr Gezänk: glaubt er niemals wieder hineingehen zu können. Auf dem Dorf allein iſt das menſchliche Weſen noch auf die Einfalt der Natur geſtellt; von hier aus allein kann deshalb der Geiſt natürlicher Sittlichkeit

wieder gesellschaftliche Rechte in der Menschheit erhalten. Es ist ihm nicht anders, als ob sie drei: die ländliche Gemeinschaft, seine Seele und der Traum des Buches in dieser Stunde einen Bund schlössen gegen den verkünstelten Aufwand der städtischen Welt.

24

Seitdem denkt Heinrich Pestalozzi wieder ernstlich daran, Pfarrer zu werden; das Bild des Großvaters ist von neuem sein Lebensziel geworden, aber nicht um den Armen ein väterlicher Freund, sondern dem menschlichen Wesen ein Fürsprech und Märtyrer gegen Unnatur und elende Versunkenheit zu sein. Er tritt mit seinen Studien, die ihn immer leidenschaftlicher abgesondert haben, bis das Erlebnis Rousseaus ihm alles andere überflüssig machte, wieder in den Kreis des vorgeschriebenen Unterrichts ein. Selbst das Patriotentum in der Gerwe scheint ihm für eine Zeit nicht mehr so wichtig, und als es im Januar wieder zu einer Anklage, diesmal gegen den Zunftmeister Brunner, kommt, der sich schwerer Veruntreuungen schuldig gemacht hat, bleibt er der Sache fremd.

Er geht schon in sein neunzehntes Jahr und sieht wohl die Sorge, mit der die Mutter seine Unstetigkeit aufnimmt. Er wollte ihr auch den „Emil" zu lesen geben, aber sie ist nur traurig dabei geworden und hat ihm das Buch ungelesen wieder hingelegt. Seitdem er mehr von seinem Vater weiß, wie der zwar ein geschickter Wundarzt, aber ein sorgloser

Haushalter gewesen ist, spürt er leicht eine Besorgnis in ihren stillen Augen, daß er von seiner Art zuviel geerbt haben möchte — zumal von seinem Bruder Johann Baptista bedenkliche Nachrichten kommen —, und immer tapferer wird sein Entschluß, auch ihr zuliebe etwas Tüchtiges zu werden. Er weiß, wie schwer ihm alles in den Kopf geht, was nicht irgendwie sein Gefühl ergreift; doch weil er gerade das, was eine kaltblütige Beobachtung erfordert, als das wichtigere geschätzt sieht, übt er sich täglich im Zwang zur Aufmerksamkeit. Unvermutet aber wird er durch einen Lehrer wieder aus der Zucht seiner strengen Entschlüsse geworfen:

Im selben Frühjahr ist ein Schüler Breitingers mit Namen Steinbrüchel als Lehrer der Eloquenz ins Kollegium gekommen, ein noch jugendlicher Mann, der die größte Belesenheit mit einem glänzenden Vortrag verbindet und bald zum Abgott der Studenten wird, dabei von schneidender Schärfe, wo er unklaren oder halben Dingen zu Leibe geht. Auch Heinrich Pestalozzi tritt bei ihm ein, und er erwartet sich für seine gegenwärtigen Absichten eine heilsame Kur davon. Es geht auch anfangs vortrefflich, solange er nichts als seinen Schüler vorstellt; aber als nach einem Vierteljahr die erste Bekanntschaft gesichert ist, so daß auch in diesem Verhältnis das Menschliche zum Vorschein kommen kann, sieht er als Grundlage aller glänzenden Fähigkeiten dieses Mannes den Geist der Aufklärung, den er immer gehaßt hat, und der ihm seit dem „Emil" als die Quelle aller Unnatur verächtlich wurde. Es ist eine Art, die Welt in das Einmaleins der Vernunft aufzulösen, die

seiner Natur unmöglich ist und ihm als Vorbereitung für das Pfarramt verbrecherisch erscheint. Das Bild eines Seelsorgers, wie es ihm vorschwebt, ist der Diener eines gütigen und demütigen Menschentums; dies aber dünkt ihn eine Sklavenherrschaft der Bildung zu sein, die auch die jungen Pfarrer noch von dem Volk absondert zu dem geistigen Hochmut, in dem er alles städtische Wesen eingezirkelt sieht: In dem Zwiespalt dieser geistigen Dressur zu seinem Lebensgrund zerreißen sich die tapferen Absichten der Selbstzucht; denn gerade die freimütige Art des Professors, seine Schüler zur tätigen Mitarbeit herauszufordern, bringt seine Natur zu Äußerungen des Widerspruchs, die dem selbstsicheren und auch selbstgefälligen Mann als mädchenhaft verächtlich sein müssen.

So kommt es eines Tages, als Steinbrüchel über das vernünftige Denken in der Religion mit allem Aufwand seiner gewetzten Vernunft und seines spöttischen Witzes gesprochen hat und gerade dabei ist, seinen Triumph aus den Äußerungen der Schüler zu ernten, zu einem Frage- und Antwortspiel, darin der Streit von Anschauungen zu persönlicher Feindschaft ausartet. Heinrich Pestalozzi, der das Rüstzeug Rousseaus gegen Voltairesche Dialektik in Händen hat und an seine sterbende Großmutter denkt, wie sie die Lilie im Garten streichelt, vergißt die Eitelkeit des berühmten Lehrers und sagt: Wie alles Wahrnehmbare, könne auch die Religion Gegenstand der vernünftigen Denkarbeit sein, nur dürfe man nie den Unterschied vergessen, der zwischen ihr selber und den Gedanken über sie bestände, und um Gottes

willen dieſe Gedanken nicht ſchon für Religion halten; wie in allen Arten der Liebe, in der Treue, im Haß und in der Trauer habe man in ihr eine direkte Äußerung des Lebens — und zwar die tiefſte, da ſie auf den Zuſammenhang mit dem Geheimnis der Welt ginge —, während alles Denken nur indirekt, eine Hilfe des Lebens, aber nicht wie jene Dinge das Leben ſelber ſei!

Er bringt das nicht ſo raſch heraus, verhaſpelt ſich vielmals und ſucht mit den Armen nach dem fehlenden Wort, ſo daß die andern ſchon zum Spott geſtimmt ſind, bevor der Profeſſor ihn mit dem ſcharfen Witz abfertigt, daß ſie ja auch hier zum Denken und nicht zum Leben ſeien, auch wenn ihm das eine ſchwerer zu fallen ſcheine als das andere! Mit ſolcher Waffe hat er es natürlich leicht, die Spottluſt der Klaſſe über ſeinen ungeſchickten Gegner herauszufordern, ſo daß die Antwort Heinrich Peſtalozzis vom Gelächter verſchüttet wird. Seit dieſem Tag behandelt Steinbrüchel ihn mit einer ſpöttiſchen Nachſicht, als ob er einen komiſchen Störenfried in ſeiner Klaſſe hätte; und da der Geiſt der Aufklärung, aus dem er ſich mit den meiſten ſeiner Schüler verſtändigt, der Stolz von Zürich iſt, kommt Heinrich Peſtalozzi unvermutet wieder in die Rolle des Heiri Wunderli von Torliken, und gerade die Klaſſe, in die er mit ſo tapferem Willen eingetreten iſt, wird ihm zu einem Martyrium, darin er nun die Freude am Kollegium überhaupt verliert.

Mitten in den Entmutigungen dieſer Zeit trifft Heinrich Peſtalozzi ein merkwürdiges Ereignis: Lavater iſt nach faſt einjähriger Abweſenheit in der Stille zurückgekehrt, hat ſich auch den Freunden einige Wochen lang nicht gezeigt, und überraſcht ſie eines Tages mit einem Bändchen Schweizerlieder. Der nach ſeiner demütigen Abbitte aus der Vaterſtadt entwichene Kandidat kehrt damit als ein Dichter in die Heimat zurück, den nun auch die Mißgünſtigen nicht mehr wie einen jugendlichen Störenfried abtun können. Als er danach zum erſtenmal wieder in die Gerwe kommt, von Bodmer an der Hand geführt, wird der Tag von den Patrioten wie ein Sieg der vaterländiſchen Sache gefeiert. Auch Heinrich Peſtalozzi ſchüttelte dem Glücklichen die Hand, geht aber bald wehmütig fort; nicht, daß er dem Lavater den Triumph weniger als ein anderer gönnte, aber es wird ihm mitten im Kreis der Freunde, die ſich um ihn drängen, deutlich, daß er nicht zu ihnen gehört, daß er nur einen jüngeren Nachzügler ihrer Generation vorſtellt. Faſt alle ſind älter als er und haben ihr Studium ſchon beendigt, während er ſich ſelber immer mehr als ein Geſcheiterter vorkommt. Darin hilft ihm auch ſein Rouſſeau nur zu einem trotzigen Selbſtbewußtſein, das letzten Grundes ſeine Unfähigkeit zu einer bei jenen geachteten Exiſtenz beſtätigt.

In dieſer Laune begegnet er Bluntſchli, der unterdeſſen Hauslehrer in Zürich geworden iſt und, durch ſeine Verpflichtungen verſpätet, noch zur Gerwe will.

Um mit seinem frühen Weggang nicht sonderbar zu erscheinen, geht er einige Straßen mit ihm zurück und klagt ihm offenherzig seine Not. Der hört ihn schweigend an, aber als sie vor der Gerwe stehen, kehrt er kurzerhand um: Wenn es ihm recht wäre, könnten sie miteinander noch auf den Lindenhof gehen!

Es ist eine unermeßliche Sternennacht da oben; obwohl der Mond noch nicht aufgegangen ist, scheinen die Dächer der Stadt vom Licht begossen, und der See leuchtet den Himmel in einer zarten Verklärung wider. Sie schweigen lange, bis Bluntschli spricht: Du hast mir von einem Menschen gesagt, der sein Leben nicht wie einen sauberen Parkweg vor sich sieht und darum verzweifelt ist; ich könnte dir von einem andern erzählen, der seine Stunden sorgfältig vorbereitet hat, nur daß er sie selber nicht mehr wird schlagen hören, weil ihm das Uhrwerk vom Rost zerfressen ist! Er hat die Hand auf seine vom Anstieg angestrengte Brust gelegt, als er das sagt, und danach schweigt er, so daß Heinrich Pestalozzi — der kein Wort findet, das ehrlich und zart zugleich ist, um eine Antwort auf dieses Bekenntnis eines Todgeweihten zu sein — in einer Spannung dasteht, als müsse ihm der Kopf zerspringen. Auch der andere kommt nicht mehr zurecht, bis sie schweigend aus dem Schauer dieser Sternennacht hinuntergehen, in die dunklen Gassen und auf der Brücke mit dem Mühlrad nach der großen Stadt hinüber. Erst auf der Münsterterrasse, wo die beiden Türme sich riesenhaft in die Sterne einzubauen scheinen, findet die Erregung noch einmal ein Wort: Wozu meinst du,

ſagt der Bluntſchli und zeigt an den Steinmauern hinauf, wozu meinſt du, daß die daſtehen? Für dich nicht und für mich nicht, für jeden einzelnen wären ſie zu groß, und für alle ſind ſie auch nicht da; denn ich weiß hundert, denen ſie gleichgültig bleiben! Aber daß die Menſchlichkeit im Namen des Höchſten, das wir kennen, täglich in die Geſchäfte und die Arbeit eingeläutet wird, dafür ſind ſie ſo dick und dauerhaft gebaut. Und daß ſie uns ſagen: was einer für ſich ſelber Irdiſches zuwege bringt, das höre mit ſeinem Leben auf; aber was er an der Menſchlichkeit tut, das iſt unſterblich. Du ſorgſt, was aus dir werden ſoll, und mir iſt die Sorge bald abgenommen — am Ende aber iſt es wichtiger, was wir geweſen ſind!

Er läßt ihn danach ſtehen, gibt ihm nicht einmal die Hand, und geht auf ſeine vorgebeugte Art davon. Heinrich Peſtalozzi kommt nach Haus, als ob er aus dem Jenſeits wiederkehre.

26

Seit dieſem Frühwinterabend verliert Heinrich Peſtalozzi die enge Fühlung mit den Freunden in der Gerwe nicht mehr; es iſt, als habe er eine Verkündigung erlebt, was zwiſchen ihnen Gemeinſames ſei. Als ſie zum Januar ein Wochenblatt gründen, das „Der Erinnerer" heißt und von der klugen Hand Lavaters in Gemeinſchaft mit Heinrich Füeßli — einem Vetter des Malers, der unterdeſſen in London ſeine Künſtlerlaufbahn begonnen hat — geleitet wird, iſt er eifrig dabei. Sie haben nun alle Rouſſeau ge-

leſen; und wenn Bodmer ſie von Anfang an lehrte, daß der ſicherſte Weg zur perſönlichen Freiheit der ſei, ſich aller perſönlichen Bedürfniſſe zu entwöhnen, da man nur durch dieſe den Machthabern ausgeliefert, ohne Bedürfniſſe aber frei wäre: ſo wird nun ein aſzetiſcher Wetteifer daraus, der über die perſönliche Unabhängigkeit hinaus eine ſpartaniſche Vereinfachung der Sitten erzwingen will. Mit jugendlicher Behendigkeit wird dadurch das Ideal des ſittlichen Lebens aus der Zeit Zwinglis und der Eidgenoſſen in das Kriegslager der Spartaner zurückverlegt; und auch Heinrich Peſtalozzi überraſcht das Babeli damit, daß er ſich auf den Stubenboden bettet, nur mit einem Rock zugedeckt, und dies auch monatelang zu ihrer Verzweiflung durchhält.

Unvermutet gibt die Züricher Regierung den patriotiſchen Jünglingen Gelegenheit, die ſpartaniſche Tugend zu erproben: Schon in der deutſchen Schule iſt in der Klaſſe von Heinrich Peſtalozzi ein Sohn des Amtmanns Schinz zu Embrach geweſen, der — ein Jahr älter als er — jetzt mit ihm Theologie ſtudiert und auch einer aus der Gerwe iſt. Deſſen Eltern beſitzen einen Pachthof in Dättlikon, wo der Pfarrer Hottinger von ſeiner Gemeinde eher für einen Wolf im Schafspelz als für einen guten Hirten gehalten wird. Da ihn die Züricher Regierung trotz der böſeſten Gerüchte weiter amtieren läßt, weil er anſcheinend beim Antiſtes einen verläßlichen Fürſprecher hat, ſetzt der Student Rudolf Schinz eine Anklageſchrift auf, die von dem Gerichtsvogt und dem Schulmeiſter in Dättlikon, den Gebrüdern Ernſt, unterſchrieben und mit ſorgfältiger Beachtung aller

Vorſchriften in Zürich eingereicht wird. Als darauf zwei Monate lang nichts geſchieht, als ob die Geſtrengen Herren auch dieſe Anklage noch verſchweigen wollten, findet der Antiſtes Heß an einem Maitag in ſeinem Kirchenſtuhl einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel, auf dem der Oberpfarrer an ſeine Pflicht erinnert wird: Weil ſonſt die Steine anfangen möchten zu ſchreien!

Dieſer Läſterbrief, wie er danach in den Akten heißt, bringt die Geſtrengen Herren mehr in Zorn als alle Amtsvergeſſenheit eines laſterhaften Pfarrers. Wer von den Patrioten fähig ſcheint, ihn verfaßt zu haben, wird peinlich ins Verhör genommen; auch Heinrich Peſtalozzi trifft es diesmal. Seine Mutter verſchließt ſich traurig in die Kammer, als er den Weg aufs Rathaus antreten muß, und das Babeli putzt ihn grimmig zurecht, daß er zum wenigſten noch in der Kleidung als ein ordentlicher Menſch vor die Herren käme; er ſelber iſt voll überlegener Verachtung. In einem öffentlichen Anſchlag des Kleinen Rates ſind dem, der den Briefſchreiber verriete, zweihundert Dukaten verſprochen worden unter Verſchweigung ſeines Namens: Daß eine Regierung, die in ihren Schulen die Tugenden der Römer und Spartaner lehren läßt, ſich ſo weit vergißt, hat — wie der Bluntſchli ſagt — aus dem Schwert der Gerechtigkeit ein Dolchmeſſer gemacht. So hört Heinrich Peſtalozzi die umſtändlichen Vermahnungen der Herren mit verächtlichem Trotz an und verweigert wie die andern den verlangten Eid — nichts von der Sache zu wiſſen — mit der vereinbarten Begründung, daß er bereit ſei, einen Eid für alles zu ſchwö-

ren, was er nach seinem Bürgergewissen zu sagen sich für verpflichtet halte.

Gegen soviel Festigkeit der Jünglinge, die sich in die Hand gelobt haben, ein Beispiel spartanischer Tugend zu geben, wagen die Gestrengen Herren diesmal noch nicht vorzugehen: der Pfarrer Hottinger wird seines Amtes enthoben, die Brüder Ernst in Dättlikon als Landbürger müssen „übertriebener Anklägten" halber zweimal vierundzwanzig Stunden aufs Rathaus in Arrest, Rudolf Schinz kommt als Stadtzürcher mit einer Verwarnung davon.

In Heinrich Pestalozzi löst das Ergebnis einen Plan aus, den er schon lange mit sich herumgetragen hat: Seitdem Klopstock und andere deutsche Dichter Zürich hoch gerühmt haben, ist es eine beliebte Äußerung des Heimatstolzes geworden, die Stadt an der Limmat mit Athen zu vergleichen. Ihm scheint der Vergleich in dem besonderen Sinn zu passen, daß athenischer Luxus und athenische Verweichlichung in der Stadt Zwinglis überhand genommen haben, und daß es not täte, sie auf das Beispiel Spartas zurückzuführen. Nun hat Heinrich Pestalozzi in der ganzen Geschichte des lakonischen Staates nichts so gerührt wie das Schicksal des jungen Königs Agis, der die von athenischen Sitten angesteckte Stadt wieder zu den Gesetzen des großen Lykurgus zurückführen wollte und darüber von seinen eigenen Landsleuten hingerichtet wurde. Lykurgus und Zwingli sind für sein Gefühl eins; weil aus dem spartanischen Zürich der Reformationszeit das Limmatathen des Dättlikoner Handels geworden ist, liegt es für ihn nahe, auch für Zürich einen Agis zu erwarten, und tatsäch-

lich vermag er nicht an seinen Freund Bluntschli zu denken, ohne daß dieser ihm das Bild jenes edlen und unglücklichen Agis vorstellt. Nun sie in dem Handel Sieger geblieben sind, gewinnt er Mut zur Beschwörung des alten Heldenjünglings; aber seine Darstellung soll so deutlich auf Züricher Verhältnisse zielen, als ob der spartanische Reformator noch einmal in die Welt gekommen wäre.

So schreibt Heinrich Pestalozzi, der sein zwanzigstes Lebensjahr noch nicht vollendet hat und unter den Patrioten immer noch das Nesthäkchen ist, als Antwort auf den Dättlikonhandel seinen „Agis" nieder, den er dem greisen Bodmer in Handschrift überreicht, und den er nachher auch in der Gerwe vorlesen darf. Endlich kommt sein Ehrentag, und er hätte am liebsten seine Mutter, das Bärbel und das Babeli dabei — den Großvater hat er gefragt, aber der hat sich nicht entschließen können mit seinen dreiundsiebzig Jahren —, wie er den jungen und alten Patrioten seiner Heimatstadt ein Bild ihrer schlimmen Zustände im Spiegel Spartas zeigen darf. Nicht allen sind seine starken Ausdrücke recht, wie er das Reislaufen für fremdes Gold, die Raubsucht der Reichen, die aufgeblasene Weisheit, das kriechende Wesen der Untertänigen und den Redner, der um Beifall spricht, mit dem Zeigefinger aus dem Bild herausholt; als er die Verleumdung gegen Agis auch die Sprache der Niedrigkeit unserer Tage nennt, stürmen die Jünglinge so laut mit ihrem Beifall, daß einige Ältere aufstehen und sich entfernen; und als er den Agis sagen läßt: Ich rede die vergessene Sprache der Freiheit in ein Jahrhundert hinein, das gewohnt ist, die

ewigen Geſetze der Freiheit verletzen, Mitbürger in Sklaverei ſtürzen und das Heil des Staates vertilgen zu ſehen! ſind auch manche von den Jüngeren erſchrocken, und viele Augen richten ſich fragend auf den ſonſt ſo klugen Bodmer. Der aber, der den Schluß kennt, ſieht unbewegt und faſt ſpöttiſch unter ſeinen weißen Augenbüſcheln gegen das vertäfelte Gebälk der alten Zunftdecke. Als ſich dann das Schickſal des ſpartaniſchen Jünglings unter hohen Worten erfüllt, kommt alles ſo, wie es der alte Herr vorausgeſehen hat: mit ihrer Rührung um den Helden gehen ſie doch wieder in das griechiſche Altertum ein; ſoweit ſie ängſtlich geweſen ſind, ſichtlich froh, alle harten und böſen Worte mit dahinein packen zu können.

Aber in den „Erinnerer" wagt Lavater die Arbeit doch nicht zu nehmen, und ſelbſt Bluntſchli, der ſich die Handſchrift noch an dem Abend mitnimmt, bringt ſie nach einigen Tagen, manchen Ausfall tadelnd, zurück. Bei den Jungen und Stürmiſchen aber trägt ihm die Vorleſung ein, daß ſie ſeitdem auf ihn als einen Führer ſehen, wie er ſelber beim Eintritt ins Kollegium auf Lavater und Bluntſchli geſehen hat.

27

Der Beifall, den Heinrich Peſtalozzi an ſeinem Abend in der Gerwe genoſſen hat, die Achtung ſelbſt von denen, die bis dahin bereit geweſen ſind, ihn um ſeiner Wunderlichkeit willen zu verſpotten, die bedenklichen Geſichter der Abwägenden und das Gemunkel um ſeine rebelliſchen Ausfälle: bringen für ein paar Wochen einen Überſchwall in ihm zuſtande,

als ob er ſelber für ſeine Stadt ein Agis werden könne. In dieſer Stimmung findet er eines Mittags, aus dem Kollegium heimkehrend, ein Billett, das ihm jemand unbemerkt zwiſchen ſeine Bücher und Hefte geſteckt hat: Einer, der von ſeinem Vortrag gehört habe, bäte ihn aus einer verzweifelten Notwendigkeit um ein geheimes Geſpräch; er möge nachmittags um fünf Uhr unauffällig durch die Stadelhofporte hinausgehen bis ans Zürichhorn, wo ihn dort oder ſchon unterwegs jemand anſprechen würde.

Das Wetter iſt dem ſonderbaren Ausflug nicht günſtig; ſchwarze Wolkenballen drohen ein Gewitter, und gerade, als er zur Porte hinaus will, praſſelt ein Platzregen los mit Hagelkörnern und Donnerſchlägen. Er wartet mit drei modiſchen Mamſells, die ſich nicht rechtzeitig haben retten können und nun verdrießlich die Federn hängen laſſen, den ſchlimmſten Aufruhr ab und geht dann tapfer den Wieſenpfad am See entlang. Unterwegs kommt die Sonne in die Näſſe, und über den Weinbergen verſucht ſich ein Regenbogen. Am Zürichhorn iſt niemand; aber als er ſich ſchon für gefoppt hält, legt ein Weidling an, darin jemand mit einer Angel geſeſſen hat. Es iſt ein Student aus dem Alumnat, den er von Anſehen, nicht mit Namen kennt, ein ungewöhnlich langer und blaſſer Jüngling, dem die Hoſen an den Beinen kleben von dem Regen. Der fragt ihn nach einer ſcheuen Begrüßung, ob er ein Stück mitfahren wolle auf die Seehöhe hinaus; und erſt, als ſie ſo weit auf der gleißenden Waſſerfläche ſind, daß ſie vom Ufer aus nicht mehr erkannt werden können, fängt er an zu ſprechen: nicht ſcheu und ſtockend, wie

Heinrich Peſtalozzi erwartet, ſondern raſch und feſt wie einer, der ſich die Worte vielmals überlegt hat und ſeiner Scheu damit Gewalt antut.

Was er mitteilt, iſt Heinrich Peſtalozzi nicht unbekannt; es betrifft die geheimen Dinge im Alumnat, von denen im Carolinum längſt die ſchändlichſten Gerüchte gehen. Aber was ihm bisher nur ein verächtliches Laſter geweſen iſt, bekommt in den Worten des Jünglings eine Gefährlichkeit, daran er nicht gedacht hat: auch die noch unbefleckt einträten, würden Opfer der allgemeinen Verführung, ſo daß die geſundeſten Landſöhne ſchon ein halbes Jahr nach ihrem Eintritt wie junge Birken wären, denen im Frühjahr der Saft abgezapft wurde. Er ſelber ſei einer von denen, die ſich anfangs gewehrt hätten: aber weil das Laſter nicht mehr heimlich, ſondern die allgemeine Gewohnheit im Alumnat ſei, würde die Tapferkeit nur verhöhnt als ländliche Dummheit, auch vermöge ſie ſchließlich der Lüſternheit, die doch nun einmal in jeder menſchlichen Natur läge — hier fühlt Heinrich Peſtalozzi in der Erinnerung an ſeinen Rouſſeau einen feinen Stich im Herzen —, nicht ſtandzuhalten: Was er von ihm verlange, ſei nichts als ein Antrag auf Unterſuchung, auch was die nächtlichen Zuſammenkünfte auf dem hinteren Speicher beträfe, der dafür ſeit Jahren eingerichtet ſei. Aber ihn als Angeber verraten dürfte er nicht, was auch käme, und er müſſe ihm das ſchon in die Hand verſprechen, wenn ihm eine Hand wie die ſeine dazu noch recht ſei!

Heinrich Peſtalozzi verſpricht es ihm in die Hand und läßt ſich ans Ufer fahren, wo die Sonne aus

der Regenfeuchtigkeit einen heißen Dunst macht. Er geht durch Binsen und Gebüsch der reisigen Stadt Zürich zu wie ein Bote, dem die Feinde eine eiserne Halskrause umgeschmiedet haben. Als er sich vor der Stadelhofporte zurückwendet, erkennt er den Weidling noch, wie er mit beigelegten Rudern auf dem schimmernden Wasserberg steht; es ist ihm nun fast sicher, daß er das häßliche Geheimnis bewahren muß. Aber noch am selben Abend schreibt er tapfer die Anzeige und gibt sie so ohne Vorsicht an der Tür des Antistes ab, daß er schon am andern Mittag ins Verhör genommen wird. Er steht noch immer im Verdacht, den Lästerbrief geschrieben zu haben, auch hat sein spartanisches Sittenbild die Stimmung der Chorherren gegen ihn nicht gebessert: so setzen sie ihm scharf zu.

Es ist eine andere Luft als in der Gerwe zwischen den hitzigen Herren, von denen ihm jeder einzelne seine bürgerliche Zukunft mit einem Tintenstrich durchstreichen kann; er hält aber ihre Kreuzfragen aus und verweigert standhaft, einen Gewährsmann zu nennen: er habe ihm seine Hand darauf geben müssen, und niemand in der Welt dürfe ihn zwingen, wortbrüchig zu werden. Er hätte seine Hand dem sagenhaften Römer gleich ins Feuer stecken können, so überzeugt ist seine Gebärde, aber den Herren scheint der Fall zu heikel für solche Gewalt. Sie ziehen sich mit ihrer Unschlüssigkeit in das geheime Gemach zurück und lassen ihn allein zwischen den Stühlen und Schränken. Doch steht ein Fenster auf, und er kann hinuntersehen auf den Münsterplatz, wo gerade der Bluntschli mit seinen vier Zöglingen daher-

kommt. Um eines Übermuts willen laufen sie ihm fort, und der Kandidat vermag ihnen nicht zu folgen gegen den steilen Berg. Heinrich Pestalozzi hört ihn husten und sieht auch, wie ihn der Anfall würgt; er möchte ihm beispringen, aber während er noch den unnützen Gedanken erwägt, machen die Kinder in einem neuen Übermut kehrt und laufen an ihm vorbei gegen das Haus zum Loch hinunter. Indem Bluntschli ihnen dahin folgt, sieht er ihn mit seiner weltmännischen Höflichkeit eine Jungfer grüßen, die freundlich nickend an ihm vorübergeht. Es ist Anna Schultheß, die schöne Schwester ihres gemeinsamen Freundes, des Theologiestudenten, und wie er seitdem erfahren hat, die Tochter des braunbärtigen Mannes aus der Gerwe. Er weiß, daß die beiden miteinander im Gerede sind, und es macht ihn wehmütig, sie so lebendig gegen den Berg schreiten zu sehen, der seiner kranken Brust zu steil gewesen ist.

Nach ihr kommen noch viele Menschen über den Platz, fremde und solche, die er kennt; er hat Zeit, ihnen nachzudenken, denn dreimal schlägt die volle Stunde am Münsterturm, bis seine Richter wiederkommen, verärgert und erhitzt. Sie schicken ihn nach Haus, wo er sich unter Androhung schwerer Strafen verhalten soll, bis sie ihn wieder rufen ließen. An dem Abend hört er nichts mehr von ihnen; nur seine Mutter scheint unterdessen eine Nachricht zu haben: sie hält sich in der Kammer eingeschlossen, und er weiß, daß dies ein Zeichen schwerer Kränkung ist. Andern Mittags wird sie statt seiner vor die Herren gerufen; sie bringt ihm, blaß wie der Tod, die Weisung mit, daß er sich noch am selben Tag zu seinem

Großvater, dem Dekan in Höngg, verfügen müsse, dem er vorläufig für vier Wochen zur Ahndung seiner vorlauten Anzeige überantwortet sei. Diese Weisung steht in der Schrift, die sie ihm überbringt; sie selber sagt kein Wort, nimmt auch das Bärbel mit in die Kammer, so daß er ohne Abschied, nur vom bitterbösen Babeli vor die Tür getan, den Weg antreten muß, den er nun doch in Trotz und Bitterkeit geht.

28

Heinrich Pestalozzi findet den Großvater auch diesmal in seiner Studierstube; seit dem Tod der Pfarrerin ist er im Regiment des Tantli und sitzt fast den ganzen Tag bei seinen Kirchenvätern. Er liest die Weisung mehrmals durch und legt sie mit einem Lächeln beiseite, das Heinrich Pestalozzi an die Großmutter erinnert, nur ist es spöttischer. Nachher werden sie von der Magd zum Vesperbrot gerufen und müssen mit dem Tantli von andern Dingen sprechen. Der Großvater sagt ihr, daß der Neffe diesmal vier Wochen bleibe, und scheint schon nicht mehr zu wissen, warum; es drängt ihn augenscheinlich, wieder allein zu sein, und Heinrich Pestalozzi sieht ihn an dem Tag nicht mehr. Doch wie er am Abend frühzeitig in seine Kammer kommt, hat er ihm nach seiner Gewohnheit etwas auf den Tisch gelegt.

Es ist auch ein Schriftstück des Antistes, aber nicht seinetwegen an den Dekan in Höngg gerichtet; als Heinrich Pestalozzi es gelesen hat, legt er seine Verweisung mitten darauf, denn auch das andere ist ein

Stück Papier behördlicher Ungnade! In demselben Dorf Buchs, woher das Babeli ist, hat der Dorfpfarrer einigen Kindern die Konfirmation verweigert, angeblich wegen ungenügender Kenntnisse, anscheinend aber, weil er mit den Eltern Streitigkeiten hatte. Darauf hat der Dekan in Höngg die Zurückgewiesenen ohne Umstände selber konfirmiert, und das Schriftstück da ist der sanfte Tadel für seine Eigenmächtigkeit. Wie Heinrich Pestalozzi nun an das spöttische Lächeln des Großvaters denkt, muß er laut lachen, so daß er aus diesem verdrießlichen Tag doch noch mit Lustigkeit ins Bett kommt.

Als er in der Frühe erwacht, hört er eine Sense dengeln; er besinnt sich gleich, daß die Kornernte angefangen hatte, als er heraufkam, und mit einem fröhlichen Einfall springt er aus dem Bett. Unten ist noch die Dumpfheit der überstandenen Nacht im Haus, aber als er den Riegel öffnet, strömt ihn die Morgenluft an wie ein Bad; überall krähen die Hähne, und aus einigen Schornsteinen drehen sich schon die blauen Rauchsäulen in den Himmel, der noch ohne Sonne ist, aber Hahnenruf und Rauch als Frühopfer der Erde in seine reine Stille verschwinden läßt.

Dem ersten Bauern, dem er begegnet, heftet er sich an; es ist ein zäher Greis, der seine Enkelin an der Hand führt und den fröhlichen Gruß mit der abwartenden Miene erwidert, darin der Bauer die städtische Zutra·ılichkeit abweist. Er merkt es nicht, nimmt das Kind, das seine sieben Jahre zählen mag, kurzweg bei der andern Hand, und so gehen sie zu dritt die Straße hinunter, bis der Bauer vom Weg

abklettert, die gedengelte Schneide mit den Fingern prüft und seinen harten Sensenschlag in die gelben Halme beginnt, die einen Sprung zur Flucht zu machen scheinen, bevor sie ihren stolzen Wuchs für immer neigen. Heinrich Pestalozzi steht am Grabenrand und denkt, daß sie mit dem Sommerwind ihr geschmeidiges Fangspiel gemacht und im Gewitter sich ängstlich geduckt haben, daß sie den dünnen Regen und das dicke goldige Sonnenlicht tranken und nun über den Füßen abgeschnitten werden, immer ein Bündel zugleich, wie sie auch nur miteinander ihr schwankes Leben aufrecht halten konnten. Doch ist er nicht da für solche Gedanken, und er wartet auch nur ab, was das Mädchen beginnen wird, das vorläufig am Rain einer Sternblume die weißen Blättchen auszupft und dazu einen Zählreim sagt. Als er beobachtet hat, wie sie danach aus Halmen dünne Seile dreht und damit die einzelnen Bündel zu Garben bindet, gibt er sich mit daran und bleibt auch hartnäckig dabei, als der Bauer den Wetzstein holt und sein Tun mißtrauisch besieht. Auf die Dauer einigen sie sich doch, und wie gegen sieben Uhr der schmale Ackerstreifen niedergelegt ist und nur noch ein letztes Büschel steht, läßt ihm der Alte sogar die Sense, das abzuschlagen; er fährt freilich fast mit der scharfen Sense gegen sein Bein, aber gerade das macht den andern gesprächig, so daß sie mit der warmen Morgensonne anders zurückkommen, als sie in der kühlen Frühe auszogen.

Das Frühmal schmeckt ihm danach besser als sonst, und er sitzt schon wieder in der Ungeduld dabei, was ihm der Tag nach diesem Anfang sonst bringen

könnte. Um noch beim Melken dabei zu sein, ist es zu spät; doch tut er gleichwohl einen Sprung in den nächsten Stall. Da ist die Frau gerade dabei, die seimige Milch durch das Haarsieb zu gießen; sie braucht keine Hilfe, aber die hölzernen Eimer unter dem Brunnen sauber zu waschen versucht er doch, bis sie über seine Narrheit lacht und ihn anders belehrt. Aus dem Stall geht es in die Matte, wo ein Bub noch saftiges Futter vor der steigenden Sonne zu bergen hat, und so fort durch das halbe Dorf, wo sich jeder über den närrischen Pfarrstudenten wundert. Als er zum Mittagessen kommt, ist er brandig rot, und am Abend muß ihm das Tantli einen Finger verbinden, der ihm irgendwo in ein Schnitzmesser geraten ist.

Mit dem Großvater spricht er an diesem Tage nur ein paar Worte, da der in einer Dekanpflicht über Land gefahren ist; aber auch in den nächsten Tagen hält ihn seine ländliche Tätigkeit so weit ab von den Kirchenvätern des alten Herrn, daß sie sich nur beim Essen treffen; es scheint ihm, als ob der lächelnde Mund immer sarkastischer würde; als er es aber eine ganze Woche lang so fort getrieben hat und nun schon fast wie ein Bauernknecht aussieht — nur daß er jetzt schon drei Finger verwickelt hat —, findet er abends ein Buch in seiner Kammer, das er längst kennt, aber bisher kaum beachtet hat: „Die Wirtschaft des philosophischen Bauers" oder, wie es kurzweg heißt, „Der Kleinjogg". Es ist von dem Doktor Hirzel in Zürich geschrieben, der zu den neun Argonauten in Schinznach gehört und manchmal auch in die Gerwe kam. Tags hat er immer noch

keine Zeit, aber nachts lieſt er es bei der Kerze, und bald ſchwört er darauf, daß es für einen echten Jünger Rouſſeaus keinen andern Beruf geben könne, als Landmann zu werden. Wenn er mitten aus ſeiner Feldarbeit heraus nach Zürich hinunter ſieht und an den Grund denkt, der ihn hergebracht hat, an die greulichen Dinge im Alumnat, an die Schule und die Stadt mit dem Gezänk der Zünfte, dem Gewerk der dunklen Kellerlöcher und dem Geſchwätz der guten Stuben: dann kann er mitten in ſeiner Freude traurig werden wie ein Narr, weil ihn der Gedanke an die Rückkehr ſchreckt.

Eines Tages ſchreibt er wirklich dem Bluntſchli einen Brief, daß er ſein Studium aufgeben möchte, weil er doch nicht zum Pfarrer tauge und es auch ſonſt in der ſtädtiſchen Unnatur nicht mehr aushalten könne, nachdem er einmal das wirkliche Leben eines Landmannes geſchmeckt habe. Alles andere wäre nur ein Maulwurfsdaſein, zum wenigſten könne er von ſeinem Berg die hochmütige Stadt Zürich nur anſehen wie einen Maulwurfshügel. Wolken und Sonne und Schnee: für den Städter wären ſie nichts als veränderte Gelegenheiten zu gutem und ſchlechtem Wetter — und ſeinen Erdboden habe er gar mit Fundamenten und Straßen völlig getötet —, für den Landmann aber bedeuteten ſie die Elemente ſeines natürlichen Daſeins, ſie brächten ſeiner Saat Regen und machten das Korn reif; der Wechſel der Jahreszeiten, ja der ganze Kalender wäre für ihn der Kreislauf eines in der Natur gegründeten Lebens. Wenn es ihm nicht zuwider ſei, möge er ſchon ſeiner Mutter bei Gelegenheit ein

Wort der Vorbereitung ſagen, daß ſie durch ſeinen Entſchluß nicht auch ihren zweiten Sohn verlöre, ſondern ihn erſt recht gewönne.

Er hat den Brief ſchreiben müſſen, um endlich einem Menſchen etwas von der Befriedigung ſeines ländlichen Daſeins ſagen zu können; der Großvater weicht allen Geſprächen darüber aus, und das Tantli, das aus einer ländlichen Pfarrerstochter eine Vikarsfrau geworden war und nun wieder einem Landpfarrer den Haushalt führt, vermag nur hellauf zu lachen, wenn er mit ſeiner Schwärmerei anfängt; aber als er am dritten Tag danach gerade auf einem Wagen voll Korn glücklich obenauf ſitzt und ins Dorf gefahren kommt, ſteht vor dem Pfarrtor ein Wagen, und Bluntſchli ſieht kopfſchüttelnd ſeine Einfuhr an. Nachdem er dem Dekan ſeine Aufwartung gemacht hat, die nur kurz ausfällt, gehen ſie miteinander durch ſeinen ländlichen Bereich, bis Bluntſchli müde wird und ſich an einem Rain hinſetzen muß. Der hat den begeiſterten Freund bisher reden laſſen; nun weiſt er auf ſeine Hände, an denen faſt alle Finger angeſchnitten oder verwickelt ſind: ob das ſeine beſondere Begabung für die ländliche Arbeit ſei? Und ob er nicht wiſſe, daß zum Bauerntum zuvörderſt ein richtiger Bauernſitz gehöre? Wenn der Junker Meis im Winkel aus der gleichen Begeiſterung Bauer würde, wiſſe er, wovon! Aber das alles ſeien Fragen, die ihn als ſeinen Freund nichts angingen; denn Freundſchaft hieße nicht, daß einer dem andern praktiſch beiſtände, Freundſchaft ſei eine Sache der Seele: Dies aber drehe ſich alles doch nur darum, daß er ein Daſein haben möchte,

wie es für seine Art möglichst bequem und vergnüglich wäre. Was er zu seinem Agis sagen würde, wenn der die Not Spartas verließe, um sich einen Meierhof zu suchen? Er möge doch nicht vor seinen eigenen Ideen verächtlich werden, was sicherlich der eigentliche Verrat der Freundschaft sei!

Heinrich Pestalozzi wird ihm auf keine dieser Fragen eine Antwort schuldig, aber als der Freund, der es eilig hat, wieder abfährt, bleibt er mit einem zerbrochenen Mühlrad zurück; obwohl er noch trotzig dareinblickt, merkt er gleich, er bringt es nicht mehr zum Klappern. Und als ihm nach drei Tagen der Großvater einen Brief der Mutter in die Kammer legt, den sie an ihren Schwiegervater geschrieben hat: was es für Torheiten habe mit ihrem Sohn? er möge ihm die Flausen aus seinem Wirrkopf blasen! da fällt auch der Trotz rasch ineinander.

Nachdem seine vier Wochen herum sind, läßt er sich vom Großvater die Weisung des Antistes als erfüllt bescheinigen und marschiert nach der Stadt zurück, die mit ihren Türmen und Dächern gleichmütig am See geblieben ist und seine Schritte wie sonst in der Niederdorfporte hallen läßt. Gerade, als er hindurchgeht, kommt ihm die Anna Schultheß entgegen, die er als Freundin seines Freundes verehrungsvoll grüßt. Daß sie das erste ist, was ihm in Zürich begegnet, gibt der Gedrücktheit seiner Gedanken einen ziemlichen Stoß, so daß er heller bei den Seinen im Roten Gatter eintrifft, als er in Höngg fortgegangen ist; wobei freilich die Liebe seiner Mutter auch das ihre tut, als sie ihn herzlich weinend umfängt.

So muß Heinrich Peſtalozzi doch noch einmal ins Kollegium, und es iſt nicht leichter für ihn geworden in dieſer Zwiſchenzeit: im Alumnat hat es eine böſe Reinigung gegeben, und die davon betroffen ſind, ſtehen nun in tückiſcher Feindſchaft gegen ihn; auch die Lehrer übertragen die Stimmung der peinlichen Enthüllung auf den Ankläger, und da ſeine Erſcheinung durch die ländlichen Sommerwochen nicht gewonnen hat, finden ſich Anläſſe genug, ihn zu verhöhnen. Das ſchlimmſte bleibt trotzdem, daß er ſich in den witzigen, aufkläreriſchen Geiſt der Theologenſchule nun gar nicht mehr zu finden weiß. Er kann es nicht begreifen, daß ſich im Zeitalter Rouſſeaus der humaniſtiſche Bildungsdünkel noch ſo breitmachen kann wie in dieſem Unterricht. Selbſt die alten Schriftſteller ſcheinen ihm aufs gröblichſte mißverſtanden, indem das Leben aus ihren Schriften weggelaſſen und nur das Wort gelehrt und gedreht wird. Als Steinbrüchel, der ſchon mit Überſetzungen der griechiſchen Tragiker aufgetreten iſt, im „Lindauer Journal", die erſte Olynthiſche Rede des Demoſthenes abdrucken läßt, als Stichprobe ſeiner Überſetzung der ſämtlichen Werke des atheniſchen Redners, kann Heinrich Peſtalozzi der Luſt nicht widerſtehen, dem hochmütigen Mann an einem Gegenbeiſpiel zu zeigen, was in dieſen Reden mehr als humaniſtiſch ſei. Obwohl er im Griechiſchen ein mangelhafter Schüler iſt, legt er im Examen ein Bruchſtück der dritten Olynthiſchen Rede vor, das er danach auch, gleichſam als Vorrede zu ſeinem „Agis", mit dieſem im „Lindauer

Journal" abdrucken läßt. Der Beifall, den seine Übersetzung durch das Feuer und redneriſche Talent der Sprache findet, iſt ſo allgemein, daß der gelehrte Profeſſor Steinbrüchel ſeine geplante Demoſthenes-Ausgabe im Pult behält und als Überſetzer von nun ab peinliche Enthaltung übt.

Damit iſt das Studentenſchickſal Heinrich Peſtalozzis entſchieden; aber ihm hat die Überſetzung unvermutet ein Tor aufgemacht, durch das er doch noch mitten ins Leben zu kommen hofft: Landwirt kann und Pfarrer mag er nicht mehr werden; aber gleich dem Demoſthenes ein Fürſprech der Bedrängten und Volksredner der öffentlichen Dinge zu ſein, das ſcheint ihm ein Beruf, den er nun ſich und andern mit glühender Liebe ausmalt. Alles, was er von dem Leben des großen Griechen lieſt, wie der gleich ihm den Vater früh verliert und erſt durch mühevolle Gewöhnung ſeine körperlichen Mängel überwindet, wie er die großen Dinge ſeines Volkes in ſeine Reden einbegreift und aus einem Rechtsanwalt das Sprachrohr der vaterländiſchen Geſinnung in Athen wird: in allem findet er Hinweiſe für ſeine durch die Ähnlichkeit des Temperaments und der Zeitumſtände vorbeſtimmte Laufbahn. Auch Bluntſchli billigt ſie, und die Mutter willigt ſchweigend ein. Da es im Collegium Carolinum keine Klaſſe für die Rechtswiſſenſchaft gibt, geht er nun endgültig von der Anſtalt ab, die ihm verhaßt geworden iſt. Wie er zum letztenmal die Steintreppe hinunterſteigt, drängt ſich ein Trupp ſeiner Mitſchüler hinter ihm her, ihm einen höhniſchen Abſchiedsgruß zu pfeifen. Er weiß, daß einige Lehrer gern mit dabei wären; obwohl noch

nicht zwanzigjährig, hat er nun schon erfahren, daß diese Erlebnisse zu einem tätigen und ehrlichen Leben gehören; er schwenkt seinen Hut zu den hochmütigen Zürcherſöhnen zurück, als ob sie ihm den Wert und die Rechtlichkeit seiner Entschließungen bestätigt hätten.

Nach Hause geht er aber nicht, sondern er läuft, wie er da ist, nach Höngg hinauf. Bei dem Spott der Jünglinge ist ihm der Ernst Luginbühl eingefallen, und wie es dieselben sind, die dem Weberknaben die Schule verleidet haben. Sogleich hat ihn aber auch die Scham gepackt, daß er sich selber nicht mehr um ihn kümmerte. Wohl hat er sich oft nach ihm erkundigt, aber zu ihm gegangen ist er nicht mehr, und nur einigemal Sonntags hat er ihn gesehen, wenn er, lang aufgeschossen und längst mit blassen roten Backen von seiner Stubenarbeit, in die Kirche kam. Er kann nicht anders, er muß es gleich gutmachen; aber wie er nach Höngg hinaufkommt, läuft er dem Großvater in den Weg, der sich noch etwas in der Herbstsonne ergehen will. Von dem erfährt er, daß der Ernst Luginbühl vor einigen Wochen nachts seinem Vater davongegangen sei, niemand wisse wohin: aber er würde schon überall in der Welt einen besseren Platz finden als an seinem Webstuhl! Glaubst du das wirklich? sagt Heinrich Pestalozzi und sieht mit einem seltsamen Blick in die wellige Hügelferne, als ob er zum erstenmal fühle, daß hinter diesen Bergen auch noch eine Welt ist.

Die Nachricht von der Flucht Ernſt Luginbühls hat Heinrich Peſtalozzi auf den Gedanken einer heimlichen Pilgerfahrt gebracht: Er weiß, daß Rouſſeau ſeit dem Frühjahr auf der Petersinſel im Bielerſee wohnt, und er malt ſich das Abenteuer aus, dort einmal mit dem großen Mann zu ſprechen; wenn er bis Baden eine Schiffgelegenheit nimmt, kann er den Weg in zwei Tagen hinter ſich bringen. Die Mutter wehrt mit der Hand ſeine Worte ab, und er ſieht, daß ſie bis ins Herz erſchrocken iſt, als er nur im Scherz davon ſpricht; den Bluntſchli aber fragt er einmal in der Gerwe auf den Kopf, was er davon hielte?

Da müßteſt du weit reiſen, ſagt der; denn Rouſſeau iſt auf der Flucht nach England! Und ſo erfährt Heinrich Peſtalozzi, was der andere freilich auch erſt ſeit zwei Tagen weiß, daß die berniſche Regierung dem Flüchtling ſein Aſyl auf der Petersinſel gekündigt habe. Warum iſt er nicht nach Zürich gekommen? fragt er in der erſten Enttäuſchung; aber nun wird Bluntſchli, der eben noch geſcherzt hat, bitter: Weil die Zeiten Zwinglis vorüber ſind und wir keinen Ulrich von Hutten mehr brauchen können; beſonders wenn es nur ein Genfer Uhrmacherſohn iſt! Wollte der große Voltaire kommen, ſie möchten den Regenten der Aufklärung mit vierundzwanzig Pferden einholen, und er könnte bei dem Antiſtes wohnen, aber den Rouſſeau mit ſeinen Menſchenrechten würden die Geſtrengen Herren in den Wellenberg ſtecken!

Sie haben im Eifer nicht gemerkt, daß unterdessen der mit dem braunen Bart — wie Heinrich Pestalozzi nun längst weiß, der Pfleger Schultheß zum Pflug, der Vater Annas und ihres gemeinsamen Freundes Kaspar — hinter sie getreten ist: Der Wellenberg wäre das mindeste für einen Mann, sagt er ernst, der seine Kinder ins Findelhaus schickt und ungetraut mit einem Weibsbild lebt!

Der Bluntschli steht artig auf, und Heinrich Pestalozzi sieht, wie er todblaß geworden ist; auch ihn selber hat es ins Herz getroffen, das Vorbild so von ihrer strengen Tugend entblößt zu sehen. Darüber treten andere hinzu, die auch schon die Nachricht von Bern haben, und weil durch ein Mißgeschick der angesagte Vortrag ausfällt, wird Rousseau das erregte Abendgespräch an allen Plätzen.

Heinrich Pestalozzi hat über den Sommer zuviel in den Wolken gesegelt; nun merkt er erstaunt, wie sehr das sogenannte Genfer Geschäft auch schon die Züricher erhitzt. Es heißt, daß der Rat von Genf gegen seine eigene Bürgerschaft — die das Verdammungsurteil über Rousseau und seine Schriften nicht anerkennt und darum schon im vierten Jahr mit ihm streitet — die Gesandtschaften von Zürich, Bern und Frankreich als Friedensrichter in dieser Sache anrufen wolle. Damit würde, wie Bodmer freimütig über die Tische weg sagt, sich auch Zürich zu entscheiden haben, wieviel Macht der Wahrheit noch über Interesse, Herrschaft und falsche Politik geblieben sei! Heinrich Pestalozzi vermag aber nicht, diese Gespräche noch weiter anzuhören; das Wort des Pflegers Schultheß hat ihn zu sehr getroffen. Als er den

Bluntſchli bald aufſtehen ſieht, folgt er ihm raſch, um mit ihm, in den gleichen Gedanken eingeſpannt, früher als ſonſt heimzugehen: Auch der Hutten ſoll an einer häßlichen Krankheit gelitten haben, ſagt der andere mit leiſer Stimme, als ſie oben auf der Niederdorfgaſſe ſind; dann ſprechen ſie nichts mehr, bis ſie ſich ohne Gruß und Handdruck trennen.

31

Im Frühjahr ſieht Heinrich Peſtalozzi die Züricher Geſandtſchaft mit ihren koſtbaren Staatsperücken in einem großen Aufwand von Reiſewagen die Fahrt nach Genf antreten: es iſt gekommen, wie an dem Abend geſprochen wurde, die Mächte ſind angerufen, den Handel um Rouſſeau zu ſchlichten. Er iſt immer noch nicht im reinen, wie einer ſittenlos leben und Tugend lehren könne, und dieſer Zwieſpalt verbittert ihm die Politik. Unterdeſſen ſind nach dem „Agis" im „Lindauer Journal" auch im „Erinnerer" eine Reihe von Wünſchen gedruckt, die er im vergangenen Jahr geſchrieben hat, aber ſelbſt ſeine eigene Feder iſt ihm verdächtig geworden. Als Bluntſchli ſeine Hauslehrerſchaft aufgibt und nach Hütten reiſt, um da eine Kur gegen ſeine kranke Bruſt zu machen, bleibt er vereinſamt in Zürich zurück. Einmal begegnet er dem Alumnaten, zu dem er damals am Zürichhorn ins Schiff geſtiegen iſt; er will ihn anſprechen, aber der weicht ihm ſcheu aus, als ob er eine Schuld von ihm einzufordern hätte. Wenn Heinrich Peſtalozzi nun an ſeine Anzeige denkt, fällt eine

brennende Unruhe über ihn; es ist das einundzwanzigste Jahr seines Lebens, als er gewahr wird, daß in der menschlichen Natur schlimmere Feinde der guten Sitten und der einfältigen Menschlichkeit liegen als in allen Gewalthabern.

Die Berichte der Gesandtschaft laufen ein, und jeder macht einen Sturm im Großen Rat, wo Bodmer unerschrocken gegen die Mehrheit der Gestrengen Herren auftritt. Es kommt, wie er prophezeit hat: die Entscheidung der Genfer zwischen Wahrheit und Interessen wird auch den Zürichern auferlegt; aber immer deutlicher sieht Heinrich Pestalozzi, daß die Bürgerschaft durchaus nicht so auf der Seite der Patrioten steht, wie seine spartanische Begeisterung gedacht hat. Wo ihrer einige zu vorwitzig auf der Gasse sind, kann es ihnen geschehen wie damals, als er in den Keller fiel. Er ist verzagt genug, seinen Traum nun selber zu belächeln, diese Bürger als ein neuer Demosthenes zu reinen und hohen Dingen anzufeuern; es steht nicht einmal so, daß er wie sein Agis das Leben wagen könnte, die Zünftler würden sich mit einer Tracht Prügel genugtun.

Unerquicklich geht ihm der Sommer und der Herbst hin, indessen er noch immer hartnäckig an seiner Rechtswissenschaft mit dem Studium alter und neuer Gesetzschriften festhält. Er sieht den Bluntschli aus seiner Kur in Hütten mit einer Schwärmerei für die Schönheit der Natur und die Einfalt des ländlichen Lebens heimgekehrt, die er nun wehmütig belächeln muß. An seiner Gesundheit hat der Freund nichts mehr zu klagen, und wenn Heinrich Pestalozzi nicht durch die Mienen und Gespräche besorgt ge-

macht würde, er könnte glauben, daß ihm die Kur völlige Heilung gebracht hätte, so heiter sieht er ihn. Als er noch einmal über Rousseau mit ihm sprechen will, schüttelt Bluntschli den Kopf; auch sonst scheint er den Eifer eines Patrioten verloren zu haben; wo sich die andern erhitzen, lächelt er, und als aus Genf die Nachricht kommt, daß die mit dem Rat vereinigten Gesandten den Bürgern eine neue Verfassung auferlegt hätten, sagt er: da könnte das Sechseläuten angehen! Auch in seinen Büchern liest er nicht mehr, das Wissenswerte stände nicht darin, pflegt er zu scherzen; obwohl Heinrich Pestalozzi die Unheimlichkeit hinter dem veränderten Wesen fühlt, vermag er sich der Heiterkeit nicht zu entziehen, darin der Freund Jüngling und Greis in einem geworden scheint, und so erlebt er den Züricher Ausklang des Genfer Geschäftes viel weniger aufgeregt, als es sonst gewesen wäre.

Mitte Dezember kommt die Nachricht aus Genf, daß die Bürgerschaft mit großer Mehrheit das Machwerk der Gesandten verworfen habe; gleichzeitig geht das Gerücht, nun würden Frankreich, Zürich und Bern Gewalt anwenden und die aufsässige Bürgerschaft mit Krieg überziehen: Alles um eines gedruckten Buches willen, scherzt Bluntschli, als ob es keine vernünftigen Anlässe mehr gäbe in der politischen Welt! Aber die andern Patrioten sind eifriger, und der Privatlehrer Müller, des Stadttrompeters Sohn, schreibt das angebliche Gespräch eines Bauern mit einem Stadtherrn und einem Untervogt über den Genfer Handel, liest es auf seiner Stube auch einigen Freunden vor und verschließt es dann in sein

Pult. Es ist mehr witzig als aufrührerisch, und Heinrich Pestalozzi, der es mit angehört hat, hätte nie gedacht, daß sich der Zorn der Obrigkeit daran entzünden könnte. Der Müller aber ist unvorsichtig genug, einem seiner Schüler die Handschrift zu überlassen. Der macht eine Abschrift davon und gibt sie weiter, immer mehr Abschriften werden gemacht, und Mitte Januar flattert das Bauerngespräch, wie man es heißt, heimlich durch die ganze Stadt, überall die Erregung des Genfer Geschäfts in lustigen Spott über die Perücken auslösend, bis eine Abschrift den Gestrengen Herren selber vor die Augen kommt, die sofort mit heftigen Verhören den unbekannten Verfasser suchen.

Heinrich Pestalozzi, der sich mit Lavater besprochen hat, sucht noch spätabends den Müller auf und rät ihm, sich selber zu dem Scherz zu bekennen, womit der Sache die Spitze abgebrochen sei; aber als er am nächsten Morgen nachfragt, hat der Sohn des Stadttrompeters eine richtigere Einsicht in seine Lage gehabt und ist über Nacht geflohen. Aus seinem Scherzgespräch ist eine Schandschrift, und aus der Lustigkeit darüber ein Aufruhr geworden; ehe Heinrich Pestalozzi sich irgendeiner Gefahr versieht, sitzt er selber auf dem Rathaus in Arrest, weil er dem Aufwiegler zur Flucht verholfen habe. Er wird auch drei Tage lang wie ein Verschwörer in strenger Haft gehalten, bis von dem Flüchtigen ein Brief eingelaufen ist, daß er das Bauerngespräch ohne böse Absicht geschrieben hätte und an der Verbreitung unschuldig wäre. Darauf lassen sie ihn zwar frei, aber die Untersuchung gegen den Aufruhr verliert nicht an

Hitzigkeit: in ganzen Kompanien ziehen die getreuen Untertanen auf den Stadtplätzen auf, und bald wird von den Kanzeln des Kantons ein Urteil verlesen: daß der Verfasser der aufwiegleriſchen und höchſt ſchandbaren Schrift aus dem geiſtlichen Stand removiert, aus der geſamten Eidgenoſſenſchaft verbannt ſei und in den Wellenberg geworfen werden ſolle, falls er betroffen würde. Die Schandſchrift ſolle zugleich mit dem Läſterbrief aus dem Hottinger Handel durch den Henker öffentlich verbrannt werden, die Koſten für die drei Klafter Brennholz ſeien durch die Patrioten zu bezahlen, ihre Wochenſchrift „Der Erinnerer" dürfe nicht mehr unter die Preſſe kommen, und ſofern die gefährliche Geſellſchaft noch etwas gegen die Obrigkeit unternähme, würden die ſchärfſten Strafen angewandt.

Bluntſchli hat recht gehabt: das Sechſeläuten fängt an; und ob es Heinrich Peſtalozzi ſelber angeht, ſo viel obrigkeitliche Torheit vermag auch er nicht mehr ernſt zu nehmen; als die Schandſchriften durch den Henker verbrannt werden, ſpaziert er mit einem Freund auf dem Balkon der Meiſe und macht auf einer Pfeife die Muſik dazu.

32

Heinrich Peſtalozzi hat es gleich gefühlt, daß ſein Geſpött auch die eigenen Träume trifft. Wie in der Heiterkeit des Bluntſchli, den er nun auch gleich den andern Freunden Menalk nennt, der bittere Ernſt immer deutlicher wird, ſo iſt es auch mit ihm: er

trägt im Übermut dieſer Tage das Gefühl unabweisbarer Entſcheidungen in ſich, die mit all dieſen flatternden Sehnſüchten und Lebensſpielereien ſeiner verzettelten Jugend aufräumen werden; daß der Demoſthenes dabei ſein wird, iſt ihm ſicher.

Das Frühjahr will diesmal nicht kommen; immer wieder ſchütten die Wolken Schneeflocken in den Regen, und wo ſich ein blaues Stück Himmel zeigt, blaſen die kalten Winde es wieder zu. Heinrich Peſtalozzi geht nun faſt täglich nach der Zimmerleutenzunft hinunter, wo der Menalk meiſt am Fenſter ſitzt und in die Limmat ſieht. Er iſt hager geworden, mit tiefen, forſchenden Augen und einer merkwürdigen Art, ſeine Knochenhand auf die Dinge zu legen, die er braucht. Seine Heiterkeit aber iſt geblieben, und er ſpricht gern, als ob er jetzt erſt den richtigen Abſtand von ſeiner Mitwelt habe, die ihm ſonſt zu nahe und daher bedrückend geweſen ſei.

Wenn Heinrich Peſtalozzi nachmittags gegen die Dämmerung kommt, trifft er leicht mit der Anna Schultheß zuſammen, die für eine Stunde bei dem Freund iſt. Menalk hat es nicht gern, wenn er dann ſtört, und ſo meidet er die Stunde. Um ſo lieber ſpricht der Kranke, der immer deutlicher ein Sterbender wird, von ihr, die — um fünf Jahre älter als er — doch wie eine jüngere Schweſter zu ihm ſteht. Sie hat als Mädchen noch die merkwürdige Zeit erlebt, wo der Dichter Klopſtock ein halbes Jahr lang in Zürich lebte, und entſinnt ſich ſeiner wohl, wie er auch in ihrem Elternhaus zum Pflug war. Da ſie wohlhabend und vielgereiſt iſt, dabei ſchön von Geſicht und Geſtalt, gilt ſie den jüngeren Freunden ihres

Bruders Kaſpar als eine Art Muſe, und es war immer eine beſondere Feier, wenn ſie an einer ihrer Veranſtaltungen teilnahm. Dabei iſt ſie ſeit langem Bluntſchli ſo offenſichtlich zugetan, daß ſich kein anderer um ſie zu bemühen wagt; und ſeitdem ſie mehrmals Bewerbungen abwies, was bei ihrem Alter auffällig war, gilt es für ausgemacht, daß ſie einmal Menalks Frau würde, obwohl die Eingeweihten wiſſen, daß ihr Verhältnis zu dem Kandidaten viel mehr geſchwiſterlich iſt.

Je ſichtlicher die kranke Bruſt Menalks den letzten Kampf mit dem unheimlichen Feind aufnimmt, um ſo mehr ſpricht er von der Freundin; einmal ſo ſchwärmeriſch, daß Heinrich Peſtalozzi ihn erſtaunt anſieht. Er bricht dann mitten in der Schilderung ab und ſieht lange vor ſich hin, bevor er die Augen zu ihm hebt: Wir haben zuviel Eifer in unſern Sitten gehabt und zuwenig Liebe! Und als ob auch das noch nicht richtig ſei, nach einer Weile: Ich habe nun ſo viele Tage vor Gott geſeſſen; am Ende weiß er doch beſſer als wir, was vonnöten iſt. Es iſt da eine leere Stelle in mir geblieben, aber ich kann ſie nicht mehr füllen! Er hat ſeine große Hand über das Herz gebreitet und nimmt ſie auch nicht mehr fort. Als Heinrich Peſtalozzi aus ſeiner Erſchrockenheit aufblickt, ſieht er die Spur einer Träne, die ihm über die hageren Backenknochen in den Mundwinkel geronnen iſt.

An einem Abend im Mai wird er zu ihm gerufen. Der alte Steinmetz — Menalk iſt der zweitjüngſte von neun Kindern, und die Mutter liegt ſeit drei Jahren auf dem Kirchhof — hat ihn noch einmal

aus dem Bett ans Fenſter tragen müſſen, wo er im Kiſſen ſitzt. Als ob er die Rechnung mit der Bitterkeit ſeines frühen Todes nun fertiggemacht habe, ſieht er ihm befreit und heiter entgegen; ſpricht dann lange nichts, und als Heinrich Peſtalozzi zögernd fragt, wie er ſich befinde, hört er nicht darauf. Endlich ſcheint er die vorgefaßten Worte zu finden: Ich gehe ſterben, ſagt er und ſieht auf ſeine Hände, die nebeneinander vor ihm liegen: du bauſt zuviel Pläne; die Menſchen ſind nicht ſo, wie du ſie glaubſt. Beſcheide dich in einer ſtillen Laufbahn und laß dich auf keine weitgehenden Unternehmungen ein ohne einen Ratgeber, der die Menſchen und die Sachen kaltblütiger nimmt als du. — Es iſt mein Teſtament, ſetzt er nach einigen Atemzügen hinzu, und der Schatten von einem wehmütigen Lächeln hängt an den Lippen, als ob er ſich entſchuldigte, daß es nur Worte wären. Als Heinrich Peſtalozzi nach einer erſchütternden Stille ſprechen will, wehrt er ab: Geh jetzt, wir ſehen uns noch!

Am andern Mittag will er nach ihm ſehen, da kommt ihm aus der Tür Anna Schultheß entgegen. Wie geht's? fragt er beklommen, weil ſie die Tränen achtlos rinnen läßt. Sie vermag nichts zu antworten, hebt nur die Hände, als ob die allein noch ſprechen könnten, und für einen Augenblick ſcheint es, wie wenn ſie in einer Ohnmacht hinſinkend ſich an ihm halten wolle; dann eilt ſie fort. Ihre Augen, die vom Schrecken übergroß geweitet und glanzlos vom Weinen ſind, verlaſſen ihn nicht, bis er in die Stube tritt. Da ſteht Lavater mit einigen Freunden; ſie ſehen ſchweigend auf den Sterbenden, der nicht mehr ſpricht,

nur haſtig atmet wie einer, der zu raſch gelaufen iſt. Einmal macht er die Augen groß auf, doch ſieht er keinen mehr in der Stube; nach langem tut er ein paar tiefe Atemzüge, als ob er endlich Luft genug in ſeine Lungen bekäme, dann ſcheint er ſich erlöſt zum Schlaf hinzulegen; aber es iſt der Tod geweſen, und Lavater, der es am erſten ſieht, drückt ihm mit behutſamen Händen die Augenlider zu.

Die andern gehen danach fort; Heinrich Peſtalozzi vermag es nicht, er fühlt, daß ihm mehr als ihnen geſtorben iſt. Aber als er ſtundenlang vor der Unbegreiflichkeit geſeſſen hat und, einer Regung folgend, dem Freund noch einmal die Hand geben will, iſt ſie ſchon kalt und nicht mehr menſchlich; da fühlt er mit Grauen, daß etwas Fremdes an ſeiner Stelle liegt. Darüber kommt Lavater, deſſen Umſicht dem alten Vater die nötigen Beſorgungen abnimmt, mit zwei Frauen wieder, die den Leichnam waſchen und für den Sarg herrichten wollen; der führt ihn hinunter und geht, ohne ein Wort zu ſagen, mit ihm vielmals am Waſſer hin und her, wo die Maiſonne ihre Wärme in das Waſſer ſchüttet und die Schwäne den Bluſt ihrer Federn ſpreizen. Als ſie ſich trennen, verſpricht er ihm eine Zeichnung von dem toten Freund.

Ich habe ſo viele Tage vor Gott geſeſſen! Das Wort Menalks iſt in ihm wie ein Stein geblieben, der immer tiefer ſinkt; und je mehr er den Freund im Unbegreiflichen fühlt, weit fort von dem Leichnam, den fremde Frauen wuſchen, um ſo inniger bildet er an ſeiner Geſtalt, wie er da tagelang vor der letzten Entſcheidung geſeſſen hat. Am andern

Morgen bringt ihm Lavater die Zeichnung; er legt sie erschrocken fort, daß ihm das Bildnis des Toten die Erinnerung an den Lebendigen nicht störe, und während das Blatt unter seinen Blättern versteckt liegt, fangen seine Gedanken ein Denkmal an, das mehr als diese Zeichnung sein möchte.

Er soll Träger sein, aber als die Glocken zum Begräbnis läuten, steht er noch immer mit dem Babeli im Eifer über seiner Kleidung. Bis er hinunterkommt, tragen sie den Sarg schon ohne ihn die Gasse hinauf. Er will sich verzweifelt durchdrängen, aber die Jünglinge und Männer, die da mit ernsten Gesichtern in der vorgeschriebenen Ordnung schreiten, lassen ihn nicht hinein. Unfähig, sich den letzten anzuschließen, irrt er fort — ein Überflüssiger auch hier — und findet sich aus seiner Beschämung erst am Kirchhof wieder, als die ersten schon heimkehren. Hinter Büschen versteckt, wartet er die letzten ab und sieht den Totengräber beschäftigt, dem Hügel mit der Schaufel die vorgeschriebene Form zu geben. Er wagt nicht eher an das Grab zu gehen, bis auch der Mann fort ist. Was er dann vor sich hat, ist nichts als ein Stück Frühlingserde, vom Gärtner frisch zubereitet, das er bald wieder verläßt.

Obwohl er den Totengräber beobachtet hat, wie der das Tor hinter sich zumachte, bedenkt er nicht, daß es geschlossen sein könnte; erst als er hinaus will, sieht er sich gefangen. Es ist kein zu großer Schrecken für ihn, und er hätte schon einen Schlupf gefunden; aber als seine Hände noch in der ersten Überraschung die Torstäbe halten, sieht er den Totengräber mit einer schwarzen Jungfrau zurückkommen, die einen

Strauß Frühlingsblumen trägt. Er weiß auf den ersten Blick, daß es Anna Schultheß ist, die dem Grab des Freundes zunächst einen Gruß bringen will. Gern möchte er sich noch verstecken, aber die beiden haben ihn schon gesehen; so wartet er steif an dem Tor, bis es geöffnet wird. Der Mann ist mißtrauisch und augenscheinlich nicht gewillt, ihn durchzulassen, wenn er nicht vor seiner Begleiterin in der lächerlichsten Verwirrung den Hut gezogen hätte; so läßt er ihn laufen, der aus seiner Scham weder ein Wort noch eine Miene der Erklärung findet und fassungslos nach der Stadt hinunterstürmt.

Er fühlt die Zweideutigkeit seiner Lage sofort: die Freundin kann nicht anders glauben, als daß ihn der besondere Schmerz um den Menalk zurückgehalten habe; und soviel er in seiner Bestürzung von ihrem Gesicht wahrnahm, ist der Dank ihrer guten Meinung schon darin gewesen. Indem er fortrennt, statt ihr gleich tapfer die Umstände zu gestehen, hat er die Zweideutigkeit noch vermehrt; denn sie muß sich auch das noch auf einen Schmerz deuten, was nichts als die erbärmlichste Feigheit ist. So steht er am Grab des gemeinsamen Freundes in einer Schauspielerei vor ihr, die unaufgeklärt eine böse Lüge und aufgeklärt eine unerträgliche Beschämung bedeutet. Trotzdem er sich sogleich tapfer für die Beschämung entscheidet, liegt bis dahin die Lüge auf ihm; und das Gefühl davon saugt alles auf, was an selbstklägerischen Gedanken seiner wirren und fahrlässigen Jugend schon vorher in ihm gewesen ist, so daß er an der alten Stadtmauer hin und gegen die Bollwerke rennt, als ob ihn diese Flucht vor sich selber retten könne.

Als er sich ganz in das Mauerwerk verlaufen hat, wirft er sich hin, und niemals hat er so die Erschütterung zu weinen gespürt wie unter der blaßblauen Himmelsglocke dieses Frühlingstages.

33

Heinrich Pestalozzi ist einundzwanzigjährig, als der Tod des gemeinsamen Freundes ihn der Anna Schultheß nähert und dem sehnsüchtigen Schwall seiner Jugend einen frühzeitigen Durchbruch ins Leben bringt. Seit der Begegnung an der Kirchhofstür geht sie schwarz gekleidet mit Frühlingsblumen durch seine Träume, und wo seine wachen Gedanken den Gestorbenen wehmütig bekränzen. Er hat ihr eine offene Darstellung seiner Irrgänge am Begräbnistag gesandt und den flackernden Leichtsinn seiner Jugend nicht geschont, um das Gegenbild des toten Freundes hell vor die Dunkelheit zu stellen, wie der sein Jünglingsleben streng vollendete und von der Selbstüberwindung mit Heiterkeit gesegnet in den Tod einging.

Die Kaufmannstochter im Pflug dankt ihm kühler, als er erwartete; er spürt es aus ihren Schriftzügen und Sätzen, um wieviel gehaltener sie mit ihren neunundzwanzig Jahren zum Leben steht als er mit seinen einundzwanzig: aber weil ihn die heftigen Winde seiner Meinungen den Altersgenossen voraus in die Schwierigkeiten einer eigenen Berufswahl getrieben haben, indessen sie noch den behüteten Gang ihrer Studien gehen, lockt ihn das Ältliche an ihr erst recht. Er weiß es abzupassen, daß er sie bald

danach auf einem Spaziergang trifft, und ruht nicht, als sie zu Besorgungen fort muß, bis sie ihm noch eine Stunde am selben Abend verspricht.

Noch liegt für ihn selber das Eingeständnis einer andern als freundschaftlichen Neigung nicht zutage; obwohl lebhaft von den wechselnden Begebenheiten der Vaterstadt hingenommen und in hundert Anlässen geschäftig, die ihn eher vorlaut erscheinen lassen, ist er schüchtern, und er hätte aus sich selber kaum die Entschlossenheit, sie in der Dämmerung auf dem Lindenhof abzuwarten, wenn er nicht durch die schmerzliche Gemeinschaft um den toten Freund in eine so seltsame Nähe zu ihr gekommen wäre. Sie wiederum mag durch Menalk viel Rühmliches von ihm gehört haben, auch ist sie durch ihre Brüder an Kameradschaften gewöhnt: aber als sie dann unter den Bäumen des Lindenhofs beieinander stehen — es ist diesmal noch zu hell, als daß die Sterne schon funkeln könnten —, sind sie doch nur ein Menschenpaar, das, ungleich im Alter, den Zwang der Natur zu fühlen bekommt. Heinrich Pestalozzi spricht unablässig, von der Winternacht, wo er mit Bluntschli hier gestanden hat, von dessen bitteren Worten und ihrer gemeinsamen Beklommenheit nachher, auch von dem Vermächtnis des sterbenden Freundes am vorletzten Abend, nicht anders, als ob erst jetzt das gedämmte Gefühl einen Abfluß fände: aber er fühlt wohlig die innige Verbindung mit seiner schweigsamen Hörerin, und wieviel er dabei von sich selber in ihre Seele sprechen kann.

Als sie sich trennen, erst leise, dann dringend von ihr gemahnt, und sie ihm die Hand gibt, eine weitere

heimliche Zusammenkunft nicht unbewegt, aber bestimmt ablehnend, vergißt er sich zu Tränen, sie darum zu bitten, und läßt in seiner Inbrunst ihre Hand nicht wieder los, bis sie sich selber frei macht und flüchtend von ihm fort eilt.

Heinrich Pestalozzi beherrscht sich mühsam, ihr nicht zu folgen, aber er fühlt jeden Schritt ihrer Entfernung wie einen körperlichen Schmerz, und in der Frühe findet er sich, mit einem Seufzer aus sehnsüchtigen Morgenträumen aufgewacht, aufrecht im Bett sitzen. Sosehr er sich selber zur Rede stellt und sich des schwärzesten Verrats an Menalk beschuldigt, daß er das Gedächtnis an ihn für seine eignen Gelüste mißbrauche: der Drang, sie zu sehen, ist so unbezwingbar, daß er unablässig Möglichkeiten ausstinnt. Als es ihm am ersten Tag mißlingt, am zweiten und dritten auch, weil sie sich offenbar der gewohnten Gänge enthält, vermag er es am vierten nicht mehr und geht ihr mit einem Vorwand ins Haus. Er weiß, daß sie in der Handlung des Vaters an der Ladentheke bedient und tritt um die stille Zeit nach Mittag ein. Von der Ladenschelle gerufen, findet sie ihn als Kundschaft, die sie bedienen muß; bis sie den zornig und fast mit Tränen verlangten Zucker für die Haushaltung der Mutter abgewogen und ihm hingelegt hat, ist sie gesammelt genug, ihn ernst zu bitten, das nicht mehr zu tun!

Er kann kein anderes Wort vorbringen; doch hat er sie nun wiedergesehen, und als er dem Babeli den heimlich erworbenen Zuckervorrat in die Küche geschmuggelt hat, verhehlt er sich nichts mehr von seiner Leidenschaft und beginnt seine Aussichten zu

prüfen: Sie ist wohlhabend, und er ist arm; sie trägt ihr schönes Antlitz auf einer wohlgebildeten Gestalt, während er als der schwarze Pestaluz um seiner pockennarbigen und unordentlichen Erscheinung willen in den Gassen verhöhnt wird; sie ist auf zahlreichen Reisen in den Formen des Welttons gebildet und mit Geschmack sorgfältig gekleidet, also auch darin sein Gegenbild: aber sie steht auch mehr als jedes andere Mädchen, das er kennt, mit herzlicher und kluger Kenntnis in der Welt seiner Jugendideale und ist durch die gemeinsame Freundschaft mit Menalk seinem Herzen so nah wie sonst kein Menschenkind in Zürich. Wenn — wie es heißt — Lebensgefährten einander ergänzen sollen, vermag er sich nichts Vollkommeneres zu denken als sie; und auch er hofft ihr — sosehr er in der Gegenwart seine Mängel fühlt — aus seinen Zukunftsplänen einige haltbare Wechsel bieten zu können. Ihr steht es frei, ihm nein zu sagen, nicht aber ihm, sie zu fragen.

Um sich zu prüfen, schließt er sich vor der Schwester ein — die Mutter ist in Höngg, den kranken Großvater zu pflegen — und sagt dem Babeli, daß er krank wäre. Er wird auch wirklich krank in der Unruhe und Marter seiner Sehnsüchte und Hoffnungslosigkeiten, bis er nach hitzigen Fiebertagen einen Brief schreibt. Er sitzt den ganzen Tag daran, und es wird mehr eine Abrechnung mit sich selber, darin er auf der einen Seite die eigenen Mängel zu Bergen auftürmt, um auf der andern seine Neigung und seine Vorsätze dagegen zu stellen. Aber als er nach einer dadurch beruhigten Nacht den Brief noch einmal durchliest, erschrickt er selber über seine Maß-

losigkeit und zerreißt ihn. Er beginnt dann von neuem, noch zweimal an dem Tag, auch diese Briefe wieder zerreißend, bis er, aufs tiefste entmutigt über sein Mißgeschick, den ersten Brief noch einmal in besonnener Form wiederholt und, um ein klares Ja oder Nein bittend, ihn auch endlich absendet.

Sie läßt ihn zwei lange Tage und längere Nächte auf Antwort warten; und was sie ihm dann schreibt, ist nur eine Aufzählung der Gründe, die gegen ein innigeres Verhältnis sprechen, und der unverhohlene Wunsch, mit einem abgewiesenen Liebhaber nicht den Freund zu verlieren. Aber Heinrich Pestalozzi ist nun ein abgeschossener Pfeil, der sein Ziel treffen oder verfehlen, nicht mehr zurück kann. Er schreibt ihr wieder, alle Gründe, namentlich den ihres verschiedenen Alters, mit einem Feuerwerk edler Worte widerlegend, und bittet sie aufs neue um eine Unterredung — die sie ihm zögernd gewährt. Diesmal treffen sie sich frühmorgens auf der Straße nach Höngg, wo die Morgenfrische ihr gegen seine brandige Leidenschaft hilft; doch muß sie ihm zugestehen, daß er ihr schreiben und sie manchmal auch sehen dürfe. Sie hält danach noch wochenlang an ihrer Bedingung fest, daß alles zwischen ihnen im Rahmen der Kameradschaft bleiben solle. Aber mit abendlichen, Stelldicheins und morgendlichen Spaziergängen, mit langen Briefen und innigen Gesprächen nistet sich auch bei ihr die Liebe ein, und als der Sommer auf seiner Höhe ist, vermag Anna Schultheß dem Ansturm seiner Gefühle nicht mehr zu widerstehen. Es schreckt sie nicht mehr, daß ihre Mutter den schwarzen Pestaluz als einen unnützen

und prahlerischen Schwarmgeist verabscheut und selbst ihr Bruder Kaspar ihn einen Knaben nennt, während der Zunftpfleger ihr zuliebe mit seinen sichtbaren Bedenken humoristisch zurückhält; es schreckt sie nicht einmal, daß sie selber an seinen Äußerlichkeiten Anstoß nimmt: sie hat in dem Schwarmgeist die Tiefe der Gesinnung und in dem Knaben die Weite der Seele gespürt, die sich freilich an allzu vielen Projekten begeistert, deren grenzenlose Kühnheit sie aber mit Stolz empfindet. Auch die rastlose Werbung tut das ihre, sie von der Unbeirrbarkeit seines Willens zu überzeugen: als er wieder einmal vor ihr steht mit den dunklen Augen, aus denen seine Seele in wahren Strahlenkränzen zu leuchten scheint, beugt sie ihren Stolz der Kaufmannstochter, ihre weltklugen Erwägungen und die Einsicht der älteren Jahre vor dem Ungestüm seiner Jugend und legt sich — auf die mancher wohlhabende Geschäftsfreund ihres Vaters im stillen noch hofft — mit dem Gelöbnis unverbrüchlicher Treue in die Arme des einundzwanzigjährigen Jünglings Heinrich Pestalozzi.

Mittag

34

Der Drang seines frühreifen Schicksals will, daß Heinrich Pestalozzi das Glück heimlicher Liebesstunden nur kosten, nicht genießen darf. Um die Kaufmannstochter aus dem Pflug heimzuführen, kann er keinen Beruf gebrauchen, der ihn mit unbestimmten Hoffnungen hinhält; und mit den Entwürfen seiner Volksreden verbrennt er die hochmütigen Advokatenpläne. Irgendwo die Handgriffe der Landwirtschaft zu lernen und dann auf einem Gut zu üben, scheint ihm von allen Möglichkeiten die rascheste; nun, wo er mit der Braut auch den Berater gefunden hat, der durch Sach- und Menschenkenntnis — wie Bluntschli sagte — seinen Traumsinn ergänzt, glaubt er den Schritt aus der Schulweisheit in das Bauerndasein wohl tun zu können, zumal Anna Schultheß ihn tapfer billigt. Daß es zunächst ein Bruch mit den Beglückungsplänen seiner Jugend ist, übersieht er nicht; aber auch hier beruhigt ihn ein Wort des Freundes, daß man von den schwachen und niederen Stauden keine Körbe voll Früchte ernten könne, der Baum müsse stark und groß sein, um Früchte zu tragen! Wenn er erst einmal frei und wohlhabend auf eigenem Boden sitzt, will er die vaterländischen Dinge schon nicht vergessen haben!

Unterdeſſen iſt ſeine Mutter noch immer bei dem kranken Großvater in Höngg geweſen, während er mit der Schweſter und dem alt gewordenen Babeli gewirtſchaftet hat; nun kommt ſie zurück, und er holt ſie eines Nachmittags ab, freudig, ihr ſein Glück mitzuteilen. Der Dekan geht kaum noch aus ſeiner Studierſtube heraus; er hat Sterbegedanken und iſt verdrießlich, daß ihm der Antiſtes noch einen Vikar aufdrängen will, ſtatt ſeinen natürlichen Abgang abzuwarten. So kann Heinrich Peſtalozzi ihm nichts ſagen, und auch bei der Mutter kommt er erſt auf dem Rückweg dazu, als hinter Wipkingen die Buben vom Tantli zurückgeſprungen ſind. Sie gehen an derſelben Stelle, wo ſie mit dem Knaben ſo bitterlich geweint hat, als er endlich Stimmung und Worte für ſeine Freudenbotſchaft findet. Zunächſt iſt ſie erſchrocken, daß er zu den andern Torheiten ſeiner Jugend auch noch die einer überſtürzten Heirat über ſie bringen will; wie ſie den Namen Anna Schultheß hört, ſteigt das Wetterglas auf ſchön, da ſie die Vorzüge der Perſon und der äußerlichen Vorteile in eins überſieht. Eine Schar Tauben flattert aus dem Feld, und ihre Sorgen fliegen mit; es fehlt nicht viel, ſo wanderten ſie auch diesmal Hand in Hand zur Niederdorfporte hinein.

Am nächſten Sonntag ſteht Heinrich Peſtalozzi am Fenſter und ſieht die Mutter aus der Predigt kommen, zögernden Schrittes, weil nicht allzuweit hinter ihr auch die Anna Schultheß ihr Geſangbuch heimträgt; er hätte der Mutter nicht ſoviel Liſt zugetraut, wie ſie dicht unter ſeinem Fenſter eine Nachbarin anſpricht — was ſie ſonſt niemals tut —, nur

damit die Jungfrau an ihr vorbei muß. Sie grüßen sich still nickend, aber er von seiner Warte nimmt den Blick, mit dem sich die beiden Frauen umfassen, wie einen priesterlichen Segen wahr.

Weiter als bis zu solchen Blicken freilich kommt es zunächst nicht, da die Mutter Annas sich hartnäckig der Verbindung mit dem unansehnlichen und — wie sie sagt — kindsköpfigen Wundarztsohn widersetzt; bevor Heinrich Pestalozzi nicht vor der Welt etwas anderes vorstellt, kann er nicht auf ein öffentliches Verlöbnis hoffen. Er offenbart sich Lavater, weil der den Berner Chorschreiber Tschiffeli kennt, der mit seiner Musterwirtschaft in Kirchberg als der beste Landwirt der Schweiz gilt und namentlich die Zucht der Krappwurzel für die Rotfärberei als ein neues und einträgliches Bauerngewerbe treibt. Lavater schreibt um eine Lehrstelle, und rascher, als Heinrich Pestalozzi es gedacht hat, tut sich für ihn eine Schlupftür ins praktische Leben auf. So schmerzlich ihm die Trennung von Anna ist, der Drang, aus der Ungewißheit seiner gescheiterten Studien in eine rechtschaffene Stellung vor der Welt zu kommen, läßt ihn keinen Tag zögern.

Den letzten Abend ist er bei ihr draußen in Wollishofen, wo ihre Eltern ein Gütchen besitzen; sie haben sich schon mehrmals da getroffen, aber nun drängt die Wehmut des Abschieds zum Genuß der Stunde. Heinrich Pestalozzi fühlt, daß er wie ein Baum im Frühling ist; obwohl sie beide das Heiligtum ihrer Liebe zu hüten wissen, verblaßt die Nacht schon in den frühen Tag, als er aus Tränen und ewigen Gelöbnissen losgerissen am See vorbei nach Zürich zu-

rückwandert. Es ſind noch dieſelben Wege, es iſt die Stadt mit dem Getürm ihrer Tore und Kirchen, und überall in den verſchlafenen Häuſern erwacht die tägliche Arbeit; nur er ſelber irrt nicht mehr mit zielloſen Sehnſüchten darin umher: Liebe und Beruf führen ihn aus ihrem Wirrwarr in die Einfältigkeit eines natürlichen Daſeins hinaus, darin ſein ländliches Beſitztum, von der Anna Schultheß als Stauffacherin verwaltet, durch Wohlſtand und Wohltun den Mittelpunkt einer Bauernſchaft abgeben ſoll. Um in ſeinem Glück nichts von den Vorſätzen ſeiner Jugend zu verlieren, ſucht er noch einmal ſein Leben danach ab, ſich feierlich für jeden einzelnen verbürgend, ſo daß er aus dieſer in Liebe durchwachten Nacht mit Gelöbniſſen beladen im Roten Gatter ankommt.

Da fängt der Abſchied noch einmal an, und es gilt mehr als eine Trennung auf Wiederſehn: hier packt er für immer ein. Trotzdem geht alles viel leichter als in Wollishofen, und er ſchämt ſich faſt, mit welchen Scherzen er das Neſt ſeiner Jugend verläßt. Der Himmel ſeiner Zukunft iſt blauſonnig wie der Septembermorgen, der ſeine Federwölkchen nur zum Spiel aufſteigen läßt; und als er im Poſtwagen gegen Baden und Aarau fährt, geht nicht ein trüber Gedanke mit. Lavater hat ihm das Bild ſeiner Anna auf ein Papier gemalt, das hält er in Händen und merkt nicht, wie die Mitreiſenden ſich über ihn luſtig machen: ſie iſt die Sonne, aus der alles Licht aufgeht, ſo ſehr, daß ihm die Bäume und Wieſen draußen in Schatten zu fallen ſcheinen, wenn er das Blatt umdreht.

Die Fahrt nach Kirchberg dauert zwei Tage; es ist die erste wirkliche Reise, die Heinrich Pestalozzi macht. Sie geht das Limmattal hinunter über Baden nach Brugg und dann im breiten Aaretal hinauf über Aarau ins Berner Vorland hinein; die Landschaft wechselt aus der waldigen Enge seiner Züricher Heimat in die breite bernische Behaglichkeit, und auch die Sprache macht diesen Wechsel mit: er nimmt davon sowenig wahr wie von den Mitreisenden. Wenn ihn etwas so bewegt, wie jetzt der Abschied und die kreisenden Gedanken um das Ziel, verlieren seine Sinne den Zugang zum Bewußtsein; er kann stundenlang sitzen und ihren Wahrnehmungen keine Aufmerksamkeit schenken, so daß sie gleichsam an den Zäunen Wächterdienste tun, indessen seine Seele im Garten ihrer selber spazierengeht.

Erst als sie am zweiten Nachmittag ins weite Emmental hineinfahren und einer beim Anblick der ersten Krappfelder den Namen Tschiffeli ausspricht, wacht er auf und möchte am liebsten gleich aus dem Wagen springen, die berühmte Kultur der Färberröte zu sehen. Er weiß, daß es nur die Wurzeln sind, die den Farbstoff enthalten, an mannshohe Stauden mit stachligen Blättern und Blüten hat er nicht gedacht; als nun ein leiser Wind hindurchrieselt, erschließt sich ihm die beglückende Aussicht, daß dieser Anbau die Schönheit ländlicher Arbeit nicht vermissen lasse: wie beim Korn, beim Flachs und in den Wiesen gibt sich auch hier das Wachstum der Natur als ein Segen. der dem Menschen mit allen

Wundern der Blüte und der ſchwellenden Frucht in die Hände wächſt.

Er findet Tſchiffeli als einen gebräunten Mann anfangs der Fünfziger, der dieſen Überſchwall wogender Felder aus einer verwahrloſten Öde geſchaffen hat und wie ihr leibhaftiger Gottvater darin umhergeht. Als blutarmer Leute Kind verdankt er alles der eigenen Kraft, die ſeine neumodiſchen Einfälle gegen die guten Meinungen und Ratſchläge der Gewohnheit durchgeſetzt hat, bis er als erfolgreicher Mann vor ſeinem Vaterland daſteht. Das gibt ſeinem mannhaften Weſen eine andere Geltung, als die Züricher Herren ſie aus ihrer Herkunft oder Gelehrſamkeit beſitzen; Heinrich Peſtalozzi fühlt hier einen Teil von ſich ſelber zur Vollendung gekommen, und wenn er ihn Vater nennt, wie es auf dem Gut Sitte iſt, liegt für ihn ein beſonderer Sinn darin. Tſchiffeli wiederum freut ſich dieſes Zöglings, der gar nicht das Stadtſöhnchen ſpielt, den ganzen Tag in Hemdärmeln arbeitet und abends noch luſtig iſt zu Tabellen und Berechnungen. Wenn ſeine Ungeſchicklichkeit auch viel mit zerſchnittenen Fingern und Beulen zu tun hat, ſo iſt doch niemand dagewesen, der ſeinen Spekulationen ſo begeiſtert und mit Verſtändnis anhängt.

Es wird ein reicher Herbſt und Winter für Heinrich Peſtalozzi, der mit ſeinen eigenen Plänen hier nicht verlacht wird, wie bei den Freunden in Zürich, ſondern einen bereitwilligen Berater findet. Wenn er ſieht, wie Tſchiffeli für die fünf Gemeinden ſeiner Güter ein Wohltäter geworden iſt, indem durch ihn Ordnung und Verdienſt dahin kam, wo vorher

Unordentlichkeit und Armut waren, erkennt er freilich auch, daß es wirksamere Mittel zur Übung der Volkswohlfahrt gibt als die öffentliche Anklägerei der jugendlichen Patrioten: das Beispiel und der Antrieb zur Selbsthilfe. So wie Tschiffeli im bernischen Land will er einmal im Züricher Gebiet dastehen als der Mittelpunkt einer in planvoller Gemeinsamkeit fröhlich schaffenden Bauernsame. Er kann einen wahren Spott mit sich selber treiben, wenn er an Winterabenden bei den Berechnungen hilft — wieviel Jucharten für diese und jene Kultur einzurichten wären, um mit der mutmaßlichen Ernte den Abschlüssen gerecht zu werden — und dann an seine Jugendläuferei in Zürich denkt, an den Schwall seiner Freunde, Pläne und Sehnsüchte, und wie hier alles sich selber zufrieden macht; die Züricher Stadtbürger haben den schwarzen Pestaluz sicher kaum kritischer betrachtet, als er es nun selber tut.

Aber feierlich wie das große Himmelslicht jeden Morgen hinter den Emmentaler Bergen wärmend und segnend über der Arbeit Tschiffelis aufsteigt, so steht die Liebe über seinem Tageslauf: sie weckt ihn in der Frühe und sie bläst ihm abends die Kerze aus, nichts gerät ihm, ohne daß er die Stimme Annas zu hören glaubt, und nichts mißrät, ohne daß er ihre Augen mit dem scherzhaften Tadel darin fühlt. Er hat sich eine feste Ordnung gemacht, ihr seine Erlebnisse und Erfahrungen zu schreiben, und da sie ebenso pünktlich antwortet, flechten die hin und her reisenden Briefe aus ihren getrennten Lebensläufen einen Zopf, darin die Hoffnung mit lustigen Schleifen eingebunden ist.

Es sind fast neun Monate, die Heinrich Pestalozzi als Lehrling der Landwirtschaft zubringt; aus dem Züricher Theologiestudenten wird ein bernischer Bauernknecht, der stolz auf seine vernarbten Hände ist und Sonntags in Hemdärmeln zur Kirche geht. So findet ihn seine Braut, als sie ein freundliches Geschick zu einem Besuch in Kirchberg ausnützen kann. Ihr Bruder Kaspar hat eine Pfarrstelle im Württembergischen bekommen, die nach alten Herkünften den Züricher Herren untersteht; er führt nun befriedigt seine Susanna Judith Motta aus dem Traverser Tal heim, eine Herzensfreundin der Schwester und auch Heinrich Pestalozzi aus ihrem Züricher Aufenthalt wohlbekannt. Anna holte ihn zur Hochzeit ab, da es über Kirchberg kein zu großer Umweg ist, und sieht mit eigenen Augen das gelobte Land ihres Freundes.

Es wird ein Jubeltag für Heinrich Pestalozzi, wie er noch keinen erlebte, als er seinem Meister Tschiffeli und allen Leuten auf dem Gut ein so stattliches und feines Frauenzimmer als seine Braut vorweisen kann. Sie hingegen ist sichtlich bestürzt über die Verwahrlosung seiner Hände und Kleider, doch findet sie sich rasch und folgt ihm in die Gärten und Felder, die Schauplätze seiner Wochenberichte nun selber zu sehen. Am Abend hat Tschiffeli dem Gast zu Ehren Wein und Blumen auf den Tisch gestellt, und da er in ihrer Gegenwart den Eifer und das Geschick seines Lehrlings mit anerkennenden Worten belegt, kommt der Besuch zu einem fröhlichen Abschluß, so daß

Heinrich Peſtalozzi der Tag nicht mehr fern ſcheint, wo er ſelber mit ihr als ſolch ein Gutsherr daſitzen wird.

Als ſie andern Morgens miteinander in den Wagen ſteigen, gegen Burgdorf und Aarberg aus dem ländlichen Bereich ſeiner Bekanntſchaft hinauszufahren, ſitzen ein paar Stutzer aus Neuenburg darin, die ihn belächeln. Heinrich Peſtalozzi im Eifer, ihr noch im Abfahren jeden Weg und Hügel ſeiner Welt zu zeigen, merkt nichts davon; ſie aber zupft ihm ſeine Kleidung zurecht und wird ſchweigſamer, je weiter ſie ins welſche Land hineinfahren. Zum erſten Male erlebt er, wie ihn mit der Sprache auch die Heimat verläßt; je näher ſie an den waldigen Jura heranfahren, je ſeltener trifft ein deutſches Wort ſein Ohr. Das letzte iſt der Abſchiedsgruß einer alten Bäuerin aus Erlach, die von Aarberg bis Ins mitreiſt; dann fährt er mit Anna allein in die welſche Welt, und obwohl er im Schutzgebiet der Eidgenoſſenſchaft bleibt und obwohl die Sprache Rouſſeaus ſeiner Seele mit mancher Wendung vertraut iſt: der fremde Klang ſchlägt an ſeine Ohren, als ob er ins Waſſer geworfen wäre.

Das wird im Val Travers nicht beſſer, wo ſie ſpät abends von ihrem Bruder Kaſpar und ſeiner Braut abgeholt werden; in Zürich hat die Judith Motta nicht anders als deutſch geſprochen, hier in ihrer Heimat iſt ſie welſch, und Heinrich Peſtalozzi erleidet ein Gefühl, als ob ihm Anna von einer Strömung fortgeriſſen würde, wie ſie nun ſelber in der fremden Flut untergeht. Als ſie ſich im Eifer vergißt und ihn ſelber in den welſchen Lauten etwas fragt, ver-

mag er ihr nicht zu antworten, so schnürt ihm der Schrecken die Kehle zu. Er muß sich zwar am selben Abend doch dazu bequemen, weil die Verwandten — die im übrigen freundliche Leute sind — nur französisch sprechen; es macht ihm aber Mühe, dem ungewohnten Schwall zu folgen, und er spürt grimmig, wie seine Zunge über die fremden Silben stolpert.

Er übersteht die Hochzeit indessen tapfer, und weil er neben einer ältlichen Tante aus Môtier sitzt, die für Rousseau schwärmt und ihn vielmals gesehen hat, als er noch selber mit seiner Therese da wohnte, vermag er sogar seine Scheu vor den welschen Worten zu überwinden. Sie bleiben aber ungeschickt auf seiner Zunge und geben Anlaß zu manchem Gelächter; namentlich die beiden Stutzer aus Neuenburg, die unvermutet auch Hochzeitsgäste sind und an seiner Kleidung wie an seinem bäuerlichen Wesen Anstoß nehmen, fangen an, ihren Spott mit ihm zu treiben, gegen den er sich um so weniger wehren kann, als er die Andeutung in der fremden Sprache meist gar nicht versteht. Da überdies die Verwandten der Anna ihr Mitleid nicht verhehlen, als ältliche Jungfer noch an einen solchen Tölpel geraten zu sein, und da die Geltung in der Welt des guten Tons ihre Empfindlichkeit ist, sieht er sie danach mehrmals weinen und hitzig an ihm werden, bis ein Vorfall am dritten Hochzeitstag seiner gequälten Stimmung Luft macht.

Er hat das Haus sehen wollen, wo Rousseau wohnte; die Tante lud ihn und die andern ein, und so schwärmt am Nachmittag die geputzte Schar nach Môtier hinunter. Anna hat Freundinnen gefunden

und plätschert in der welschen Lustigkeit, als ob es ihr angeborenes Element wäre; der eine Neuenburger hat sich als ihr Galan an sie gehängt, während der andere angeblich als krank zurückgeblieben ist. Wie sie dann gegen das Haus kommen, das ihm die andern in aufdringlicher Freundschaft schon von weitem zeigen, geht die Tür auf, und augenscheinlich nach einem Kupferstich des berühmten Mannes zurechtgemacht, tritt eine Gestalt im Kaftan mit ausgebreiteten Armen heraus: Ob sie ihm sein Früchtchen, den „Emil", wieder mitgebracht hätten? Bevor Heinrich Pestalozzi die Hänselei begreift, hat die Gestalt ihn gerührt ans Herz gezogen und ihm von hinten her eine Zipfelkappe aufgestülpt, worüber sich dann alle totlachen wollen. Er hört ihr Gelächter, als ob rundum Hunde bellten — auch Anna, so meint er, ist darunter —, aber ehe sich der Komödiant dessen versieht, hat er ihn an der Gurgel, und als er unter dem Turban das fade Gesicht des andern Neuenburgers erkennt, schlägt er zu, daß dem die blutende Nase den Kaftan bemalt. Die andern springen abwehrend dazwischen; der hämische Scherz ginge mit einer bösen Prügelei aus, wenn nicht Anna ihrem Freund die Hand von der Gurgel löste und ihn aus dem Rudel zöge. Vor ihrer Bestimmtheit weichen die andern zurück; ohne ihrer weiter zu achten, führt sie ihn ins Haus der Tante, deren Tür sie hinter sich verschließt.

Das gute Wesen hat einen festlichen Kaffeetisch gedeckt und erlebt nun erschrocken, wie sich die andern drohend auf der Straße sammeln und mit Fäusten gegen die Tür trommeln. Als ein Stein durchs Fenster

hereinfliegt, nimmt Anna ihren Verlobten wieder bei der Hand, führt ihn raſch durch den Garten gegen den Wald hinauf und auf einſamen Wegen zu den Verwandten zurück. Heinrich Peſtalozzi iſt noch lange erregt und will ihr nicht folgen auf dieſer Flucht; aber mehr noch als der Zwang der feſten Hand hält ihn der Klang ihrer Stimme. Sie ſpricht wieder die vertraute Sprache, und nach dem welſchen Geſchrei iſt es ihm, wie wenn die Heimat ſelber in ihren Worten mit ihm ſpräche. Es war nur ein Scherz von ihnen, und ich hätte nicht aufbegehren ſollen! ſagt Heinrich Peſtalozzi zuletzt und bleibt vor ihr ſtehen, als ob er ſie beruhigen müſſe; ſie aber ſchüttelt den Kopf und wendet ſich bittend von ihm ab: Daß du aufbegehrteſt, war recht, und ich hab' dich lieb darum; aber wir hätten nicht herkommen ſollen! Und dann nach einer Pauſe wieder gewaltſam lächelnd in ihrer ſchelmiſchen Art: Du mußt bedenken, daß die Traverſer auch dem Rouſſeau die Fenſter eingeworfen haben, bevor er auf die Flucht ging nach der Petersinſel.

37

Heinrich Peſtalozzi hat auch die Frühjahrsbehandlung der Krappkultur erlebt, und ſeine Lehrzeit geht zu Ende; aber noch immer fehlt ihm das Jawort aus dem Pflug, ſo daß er von dem zukünftigen Gut nicht mehr als den Hausſchlüſſel der Liebe in den Händen hält. Um ihren Eltern einen andern Begriff von dem ſchwarzen Peſtaluz zu geben, ſchreibt er der Anna

eine für fremde Augen geeignete Darlegung seiner Pläne mit scharfsinnigen Berechnungen der Rentabilität, wie er gleich seinem Lehrer Tschiffeli Ödland ankaufen und zur Krappkultur instandsetzen wolle; nur zwanzig Jucharte, davon fünfzehn dem Krapp und fünf der Gärtnerei dienten. Artischocken, Spargel, Cardiviol und anderes Feingemüse im großen zu gewinnen und teilweise erst im Frühjahr — nach einer neuen Art der Überwinterung — mit doppeltem Abtrag zu verkaufen, dagegen keine Wiese, keine Äcker, keine Reben und wenig Vieh zu haben: das solle die nährende Grundlage seiner Landwirtschaft sein, daraus er genügenden Unterhalt zu finden glaube!

Es ist alles wie für eine Doktorarbeit durchgedacht; aber die praktischen Eltern im Pflug sehen den Scharfsinn auf die Mitgift ihrer Tochter gegründet und sind weniger als je geneigt, damit in ungewisse Projekte einzutreten; sie halten in den Dingen des Erwerbs praktische Hände für wichtiger als Ideen, und finden in solchen Projekten nur den Bessermacher aus dem Roten Gatter, dem sie die Mitgift mit einem glatten Nein zudecken, in der Hoffnung, daß ihnen dann auch die Tochter bliebe.

So kommt Heinrich Pestalozzi im Frühsommer als ein von Sonne und Regen gebräunter Landwirt ohne Land nach Zürich zurück; auch seine Hoffnungen auf die wohlhabende Tante Weber in Leipzig erfüllen sich nicht; der Doktor Hirzel verschafft ihm zwar die Aussicht, das Pachtgut der Johanniter in Bubikon zu übernehmen, doch geht ein so weitschichtiger Betrieb über seine Kräfte. Verdrießlich an dieser Unge-

wißheit und weil es regnet, ſteht er eines Tages unter den Lauben, als ihm jemand die Hand auflegt; wie er umſieht, iſt es der Pfarrer Rengger aus Gebistorf bei Brugg, den er aus ſeinen Studientagen kennt. Der fragt ihn aus nach ſeiner Lehrzeit bei Tſchiffeli, und als dabei der Grund ſeiner Verdrießlichkeit zutage kommt, ſpricht er ſcherzend von dem Birrfeld bei Brugg; dort habe man vor kurzem noch ſteinichte Äcker umſonſt ausgeboten: wenn er etwa bei dem Hexenmeiſter in Kirchberg die Kunſt gelernt habe, aus Steinen Brot zu machen, fände er dort Feld genug.

Er hat nur einen ſpöttiſchen Scherz machen wollen; aber Heinrich Peſtalozzi nimmt den Vorſchlag ernſt und iſt gleich eifrig dabei, Näheres zu wiſſen. Da dem andern nicht mehr als der allgemeine Verruf des Birrfeldes bekannt iſt, führt er ihn von der Gaſſe weg ins Weiße Rößli am See, wo er ſich — um einer geiſtlichen Tagung willen in Zürich anweſend — mit dem Pfarrer Fröhlich aus Birr und andern Kollegen abgeſprochen habe. Der weiß genauer zu berichten: daß im ganzen fünf Gemeinden an dem Birrfeld teilhätten, daß es vielleicht mehr als andere Gegenden an der Mißwirtſchaft des Weideganges leide, aber durchaus nicht nur ein wüſtes Heideland ſei, wie es verſchrien wäre. Er rät Heinrich Peſtalozzi, als er ſeine Abſichten hört, ernſthaft zu einer Beſichtigung, und da ihn nun auch Rengger freundſchaftlich einlädt, ſpringt er mit beiden Füßen in den Plan ein; um ſo mehr, als der Pfarrer Fröhlich von einem burgähnlichen Gebäude in Müligen an der Reuß ſpricht, ſeit alters her der Turm ge-

nannt, das mit Scheune, Stall und Garten zu mieten wäre.

Noch in derſelben Woche iſt er nach Gebiſtorf unwegs; er findet das Birrfeld als eine ſtundenweite Hochfläche, die zur Reuß mit ſteilen Waldhängen abfällt und ſich in ſteinichten Halden gegen das Kalkgebirge des Keſtenbergs hebt, auf dem das alte Schloß Brunegg ſteht. Von einem mit Kiesgeröll gemiſchten Moder bedeckt und an vielen Stellen ſumpfig wie ein altes Seebecken, iſt ſie mit Wacholder und kleinen Tännchen beſtanden und bietet den Anblick einer Heide, obwohl ſie da, wo ſie wirklich bebaut iſt, gar nicht ſo üble Felder zeigt. Namentlich aber gefällt ihm die Wohnung in Müligen; mit Efeu dicht berankt und unter Bäumen am Hügelabhang ſonnig gelegen, ſcheint ſie ihm wohl geeignet als Neſt für ſein kommendes Glück. Sie gehört einer begüterten Familie in Brugg, und er beeilt ſich, ſie für vierzig Gulden jährlich zu mieten. Der heimlichen Liebſten kann er nur in Briefen blühende Schilderungen davon machen; aber ſeine Mutter kommt bald auf einem Wagen, das Neſt mit einem Bett und dem nötigſten Hausrat einzurichten. Es wird anders mit ihren Söhnen, als ſie gehofft hat: der eine tut als Kaufmann nicht gut, und der andere hat mehr als ein Dutzend Jahre die Schulbänke gedrückt, um die Weltverlaſſenheit dieſer Bauernſchaft als Glück zu preiſen. Sie vermag bei ſeinen Freudenſprüngen nicht mehr zu lächeln und ſieht über die Stundenweite des Birrfeldes mit einer troſtloſen Wehmut hin. Dies wird einmal ein einziges Gartenfeld ſein! ſagt Heinrich Peſtalozzi und begreift die ärmlichen

Dörfer des Landes in einer großmächtigen Armbewegung. Sie zieht das schwarze Witwentuch um ihre schmächtige Gestalt, als ob sie fröre; doch als er sie dann fast knabentrotzig fragt, ob sie es nicht glaube, weht ihr ein Lächeln alles Trübe fort aus dem blassen Gesicht: Wie soll eine Mutter anders als gläubig zu ihren Kindern sein!

38

Jeden Morgen steigt Heinrich Pestalozzi den steinichten Hügelweg hinauf, das Birrfeld wie ein Eroberer zu durchqueren; die Mutter hat ihm einen Rest des väterlichen Vermögens mitgebracht, den sie zur Not entbehren kann, und so kann er auf eigenen Landerwerb ausgehen. Er findet die besten Plätze bald in den Hummeläckern, die ziemlich mitten im Birrfeld liegen und zu der Gemeinde Lupfig gehören. Die Üppigkeit einiger Kirschbäume gibt ihm Gewißheit, daß der verwahrloste Boden mit guter Düngung bald ertragreich zu machen wäre, und rasch entschlossen wendet er siebenundfünfzig Gulden an, sich vier bis fünf Jucharte davon zu kaufen, die er mit allem Eifer seiner gelernten Künste aus einem Mergellager am Kestenberg aufbessern will. Darüber aber kommt er bei den Leuten der Gemeinde auch schon ins Gespräch als Herrenbauer, und mehr als einer hört die ungewohnte Geldquelle gegen seine Äcker rinnen. Als er darauf mit weiteren Ankäufen zögert, fangen die bäuerlichen Listen an, sich mit Wegerechten, Weidgang und anderen Vorwänden drückend zu machen, so daß er wohl oder übel zu höheren Preisen kaufen muß.

In dieſen Schwierigkeiten, die ihn allein befallen, weil ſeine Mutter wieder nach Höngg zum kranken Großvater gerufen iſt, geht er eines Nachmittags verdrießlich in ſeinen Turm zurück, als ihn ein Mann mit ſeinem Wägelchen einholt und aufſteigen heißt, da er gleichfalls nach Müligen fahre. Er hat den Mann auf ſeinen Gängen ſchon mehrmals angetroffen, und weil ihn die Mißlichkeiten müde und unluſtig zum Gehen gemacht haben, nimmt er das Angebot gern an. Unterwegs holt ihn der andere beiläufig aus, ob er auf ſeinem Hummelacker zu bauen gedächte, und als er das bejaht: ob er denn Waſſer habe? Warum er nicht weiter aus dem Birrfeld hinaus, etwa da oben in den Letten baue? Da habe er Quellen genug, brauche ſich mit keinem Anlieger herumzuſchlagen und ſei Herr auf ſeinem Boden. Billiger als da unten ſei das Land ſicher, wo auch ſonſt die Lupfiger keine günſtige Nachbarſchaft wären.

Heinrich Peſtalozzi weiß, daß der Mann, den er von ſeinen Gängen her als Metzger und Wirt aus Birr mit Namen Märki kennt, wohlhabend und durch ſeine Geſchäfte bewandert in allen Verhältniſſen der Gegend iſt. Irgendwie fällt ihm das Wort Bluntſchlis von dem Ratgeber ein, und da ihn der Mann im Sprechen auffällig an ſeinen Lehrmeiſter Tſchiffeli erinnert, nur daß er genau ſo draſtiſch in ſeinen Ausdrücken wie jener vorſichtig iſt, ſieht er ihn prüfend von der Seite an und nicht unluſtig, ſeine Dinge mit ihm zu beſprechen. Der aber ſcheint von dem Geſpräch genug zu haben, kutſchiert gleichmütig darauflos, bald hier, bald dort mit dem Peit-

schenstiel auf eine Merkwürdigkeit deutend, so daß Heinrich Pestalozzi fast bedauert, als sie hart bremsend den letzten gewundenen Abstieg nach Müligen hinunterfahren. Eine Einladung, bei ihm für einen Augenblick abzusteigen, nimmt der Mann nicht an, da er es wegen der Dunkelheit eilig habe. Bald sieht er ihn denn auch wieder den Weg hinaufkutschieren, rüstig zu Fuß, das Pferd am Zügel führend.

Schon am andern Tag macht er einen Weg in die Letten hinauf; er findet den Boden mit vermodertem Kalkgestein durchsetzt, das vielfach auch mit einem beinernen Glanz zutage liegt: Hier ist wirklich Ödland, aber wo der Hang ins ebene Feld ausläuft, doch wieder guter Boden, vor allem aber ist reichlich Wasser da, und die abseitige Lage lockt ihn besonders. Als er bis an den Waldrand hinaufgegangen ist und von da unter einem Nußbaum über das stundenweite Birrfeld hinsieht — stärker als je im Traum, es von hier aus stückweise zu erobern und ein Gartenmeer daraus zu machen, das Wohlstand in all die ärmlichen Dörfer rundum verbreiten soll —, hört er hinter sich seinen Namen rufen, und als er umsieht, steht der Märki dort und winkt ihm. Augenscheinlich will er nicht gesehen werden, und so steigt Heinrich Pestalozzi zu ihm hinauf in den Wald. Derselbe Mann, der gestern gleichmütig war, scheint heut wütend: falls er etwa die Absicht habe, hier zu kaufen, so möge er sich selber das Geschäft nicht verderben, indem er hellen Tags hier herumlaufe! Bauern seien Bauern: wenn er, der Märki, etwa hinginge und ihnen bares Geld für einen Acker brächte, wären sie noch so froh; so aber der Herrenbauer

käme, glaube jeder gleich das große Los zu ſpielen. Er wolle ſich mit dieſem Beiſpiel nicht etwa aufdrängen, er habe hier nur zufällig einer Klafter Kleinholz nachgehen wollen, die überm Winter vergeſſen worden ſei. Da er ihm aber nun einmal den Rat gegeben habe, möge er natürlich nicht, daß er dabei zu Schaden käme und ihm ſchließlich noch Vorwürfe mache!

Nichts für ungut, ſagt er dann wieder höflich, als er das alles mit rotem Kopf mehr geſchimpft als geſprochen hat, lüpft an ſeiner Kappe und geht davon, gefolgt von einem Metzgerhund, der ſich faul aus der Sonne aufhebt. Heinrich Peſtalozzi bleibt wie ein geſcholtener Schüler zurück, doch iſt er dem Mann dankbar; wenn er an die Tagelöhner in Lupfig denkt, daß nie einer ein richtiges Wort aus den Zähnen läßt und jeder an ſeinem Mißtrauen würgt, irgendeinen Vorteil zu verlieren, ſo iſt dies doch von der Leber geſprochen. Er folgt ſeiner Weiſung, geht nicht über Birr, ſondern im Bogen durch den Wald gegen die Hummeläcker, wo ihm nun nichts mehr gefällt, ſo daß er, ſeine Pläne umdenkend, nach Müligen heimkehrt. Noch am ſelben Abend ſchickt er dem Märki eine Botſchaft nach Birr hinauf, und nun wird es raſch ein anderes Geſchäft für ihn: in knapp acht Tagen hat er durch den gewandten Unterhändler zehn weitere Jucharte dazugekauft, nicht übles Land, noch in der Ebene gegen den Letten gelegen, ſo daß er einen guten Platz für ſein Haus, einen Brunnen dazu und Land genug beſitzt, um ſeine Plantage zu beginnen. Daß die nun in zwei Stücken auseinander liegt, die Hummeläcker mitten im Birr-

feld und das andere eine gute halbe Stunde weiter hinauf am Letten, beunruhigt ihn ebenſowenig wie der doppelte Preis: auch Tſchiffeli hat ſo zerſtreut Boden faſſen müſſen, und ſchließlich iſt doch alles ein großer Beſitz geworden. Seitdem er den Metzger Märki als Ratgeber hat, fehlt es ihm nicht mehr an Zutrauen, daß auch ſein Traum gelingt. Denn daß er ſelber in die Hände eines Mannes geraten iſt, der vieles zu ſich heranbiegt, um daraus nichts als ſeinen Nutzen zu haben — was unter Kaufleuten die einzige Moral iſt —, während er ſich ſelber einen Nutzen immer nur erträumt, um eine Quelle des Wohlſtandes für die andern zu ſein: das ſoll er noch erſt erfahren.

39

Überdem iſt der Herbſt gekommen und weht Heinrich Peſtalozzi die dürren Blätter vor die Haustür; die Singvögel ziehen der ſcheidenden Sonne nach, und abends ſteigen die Nebel kalt aus der Waldſchlucht, darin die Reuß ihr ſpärlich gewordenes Waſſer der Aaare zuführt: nach dem Sommer mit der ſonnigen Fülle ſeiner langen Tage kommt der Winter, der die Menſchen in den Kreis der Lampe drängt. An der ſeinen war das Meſſing blank, als Anna ſie ſchenkte: aber ihre Hände ſind nicht da, es zu putzen. Nicht einmal ein Stück Vieh ſteht im Stall, und Heinrich Peſtalozzi, der doch ein Stadtkind und gewohnt iſt, über ſeine Dinge zu ſprechen, ſitzt Abend für Abend allein in ſeinem Turm. Die Mutter kann nicht mehr kommen, weil der Großvater ſie wieder

nach Höngg gefordert hat; und dem Bärbel war es bald zu grauslich zwiſchen Wald und Waſſer. Seit ſeinem heimlichen Verlöbnis iſt mehr als ein Jahr verſtrichen, Anna hat im Sommer ſchon ihren dreißigſten Geburtstag erlebt, und immer noch ſteht die Weigerung der Eltern vor der gemeinſamen Zukunft. Die Melancholie der Einſamkeit läßt ihren bitteren Saft in ſeine Stunden fließen, und andere Briefe flattern nach Zürich, als ſie aus Kirchberg gingen. Einigemal reiſt er ſelber hin, auch nach Brugg kommt er Samstags, die Schaffhäuſer Zeitung zu leſen: aber es iſt eine tote Zeit für Heinrich Peſtalozzi, da er zum erſtenmal den einſamen Winter des Landmanns wirklich zu ſpüren bekommt.

Noch im Spätherbſt haben auf einer Spazierreiſe zu Pferd einige Freunde aus Zürich bei ihm angeklopft, um ſich den Scherz eines Beſuches bei dem Einſiedler von Müligen zu machen; ſie waren überraſcht, alles ſo heimelig bei ihm zu finden — das Bärbel war gerade da —, und namentlich der Johannes Schultheß aus dem Gewundenen Schwert, deſſen Vater Bankgeſchäfte macht, zeigte für ſeinen Plan viel Aufmerkſamkeit. Er hat ihm unterdeſſen mehrmals geſchrieben und iſt tatſächlich auch bei ſeinem Vater nicht untätig geblieben; als endlich das letzte Schneewaſſer mit hundert Bächen die Reuß braun färbt und die erſten vorwitzigen Singvögel den Sonnenſchein prüfen, geht Heinrich Peſtalozzi in der Entſchloſſenheit eines Verſchwörers nach Zürich, mit dem Bankherrn in eine Geſchäftsverbindung zu kommen. Es dauert zwar noch ziemlich eine Woche, und er muß ſich manche Laune des aufbrauſenden alten

Herrn gefallen laſſen; aber der Sohn läßt nicht locker, und ſchließlich kommt eine Abmachung zuſtande, daß der Bankier mit einem Einſatz von fünfzehntauſend Gulden allmählich in ſeine Pflanzung eintreten will und ihm gleich ein Drittel dieſer Summe als Kredit eröffnet.

Damit ſteht Heinrich Peſtalozzi vor den Kaufmannsleuten im Pflug als einer ihresgleichen da, und als er aus dem Gewundenen Schwert an die Limmat hinaustritt, ſeinen Kreditbrief in der Hand, wagt er damit auch den zweiten Gang. Er findet aber niemand zu Haus als den Bruder Salomon, da die Eltern mit Anna nach Wollishofen hinausgegangen ſind; das iſt ein bequemer und weichlicher Menſch, der mit ſeinem Doktorſtudium nicht fertig wird und den Schwarmgeiſt aus dem Roten Gatter wie eine Brummfliege haßt: er ſteht nicht einmal auf von der Polſterbank, und als ihm Heinrich Peſtalozzi ſeinen Kreditbrief zeigt, ſpöttelt er, die Schweſter ſei ihnen koſtbarer als ſolch ein Stück Papier. Auch Anna, die er am Abend für eine Stunde ſieht, vermag ihm keine beſſere Hoffnung zu geben, da die Mutter unverſöhnlich ſei und der Vater nichts gegen ſie vermöchte. So muß er andern Nachmittags doch wieder ohne Braut in das Limmatſchiff ſteigen.

Vorher iſt er noch einmal nach Höngg hinaufgegangen, wo ſein Freund Wüſt als Vikar das Pfarramt verſieht, deſſen Würden der Großvater nur noch in ſeiner Studierſtube zu tragen vermag. Er iſt mit ſeinen ſechsundſiebzig Jahren ganz wunderlich geworden, ſchüttelt zu allem, was er ihm ſagt, nur den leeren Kopf, als ob er genug von den Dingen der

Erde gehört habe. Erſt wie er Abſchied nehmen will und die zittrige Greiſenhand in die ſeine nimmt, hebt er den anderen Zeigefinger, ihn zu vermahnen, läßt aber gleich wieder ab und ſchüttelt von neuem den Kopf, ſo daß Heinrich Peſtalozzi nichts vermag, als weinend ſeinen Mund auf die kraftloſen Hände zu legen.

Im Juli danach iſt er tot; Heinrich Peſtalozzi erhält die Nachricht ſo ſpät, daß er das Leichenbegängnis nicht mehr erreicht; wie er nach einer langen Poſtfahrt den Berg hinaufhaſtet, kommt ihm auf der Straße ſtill weinend Anna Schultheß entgegen, die außer dem Willen ihrer Eltern mit auf den Kirchhof gegangen iſt und nun nach Hauſe will. Ihr ſo unvermutet auf dem Berg ſeiner Jugend zu begegnen, das reißt ihn hin; und auch ſie iſt durch das Ereignis ſo bewegt, daß die beiden ſich aller Augen zum Trotz weinend in die Arme fliegen. Nachher gehen ſie Hand in Hand nach Höngg zurück, wo unter den leidtragenden Amtsgenoſſen des verſtorbenen Dekans noch die Mutter mit dem Bärbel iſt. Heinrich Peſtalozzi läßt auch da die Hand der Geliebten nicht los, und ſie ſträubt ſich nicht, ſo daß ſie wie zwei Kinder an den friſchen Grabhügel kommen. Beide entſinnen ſich da des Grabes, das ihre Freundſchaft zuſammenführte; aber während er ſie nun losläßt und weinend niederkniet, bleibt ſie aufrecht und verharrend bei ihm ſtehen, bis ſein Blick ſie wiederfindet. Dann gibt ſie ihm die Hand zurück, und weil er ſeiner Füße nicht geachtet hat, kommt es ſo, daß ſie zu beiden Seiten des Grabes ſtehen, über dem ihre Hände ſich für immer geſchloſſen halten.

Seit dieſer Begegnung in Höngg müſſen die Kaufmannsleute im Pflug einſehen, daß nichts mehr ihre Tochter vor dem ſchwarzen Peſtaluz bewahren kann. Als nacheinander ſeine Freunde Füeßli und Lavater — der nun ſchon Diakonus iſt — ſich um die Liebenden bemühen, als der wohlhabende und angeſehene Doktor Hotze von Richterswil als Freiwerber für ſeinen Neffen erſcheint und mit dem Antiſtes Wirz ſelbſt der Bürgermeiſter Heidegger ein Wort für die Heirat findet, ſchickt ſich die Mutter grollend in die Gewalt und gibt die Tochter frei; jedoch nur ſie ſelber, ohne Ausſteuer, allein die Kleider, ihren Sparhafen und das Klavier darf ſie mitnehmen. Heinrich Peſtalozzi kommt mit einem Wagen von Brugg, ſie abzuholen; er hat ſich den Tag anders gedacht, als daß er ſie gleich einer Verſtoßenen wegführen müſſe. Der Zunftpfleger iſt aus dem Hauſe gegangen, den Auftritt nicht zu erleben; die Mutter empfängt ihn ohne Gruß, wie einen Landfahrenden, und gibt der Tochter den zornigen Spruch mit, daß ſie bei ihm noch einmal mit Brot und Waſſer zufrieden ſein müſſe! Aber Anna verhält ſich tapfer und ſchön; ſie fühlt nun andere Mächte über ſich als die elterliche Gewalt, und obwohl ſie ihr Geſicht blaß geweint hat, ſteht keine andere Sorge darin, als der Mutter nicht hart zu begegnen.

Es fällt ein leichter Frühregen, wie ſie durch die Sihlporte hinaus auf der Straße nach Alſtetten ihren Auszug beginnen; Heinrich Peſtalozzi hat die Geliebte eben noch in der Wohlhabenheit ihres Hauſes ge-

ſehen, die nun fröſtelnd in der kühlen Näſſe neben ihm auf dem ärmlichen Fuhrwerk ſitzt: ſo überkommt ihn die Wehmut, wie traurig es für ſie ſein müſſe, die Heimat ſo zu verlaſſen und mit ihm ins Ungewiſſe zu fahren. Sie aber, die alles ſchon durchlebt hat, was bitter daran iſt, ſieht nicht ein einziges Mal zurück; ſie nimmt nur, als ſie ſeine Gedanken fühlt, mit einem tapferen Lächeln ſeine Hand — die nun ihre Heimat ſei —, und in ihren Augen, die nicht dunkel und voll Unruhe wie die ſeinen, ſondern hell und ruhig ſind, ſteht der geklärte Entſchluß aus harten Monaten, treu zu beharren bei ihrem Herzen und dem Schickſal alles zu bezahlen, was es für die ſpäte Liebe fordert. So Hand in Hand beieinander auf ihren Siebenſachen ſitzend, fahren ſie durch den Herbſttag hin, der ſchon bei Alſtetten zwiſchen aufgeregtem Gewölk ein blaues Auge zeigt und gegen Baden die Sonne zärtlich ſcheinen läßt.

Bis zur Hochzeit bleibt Anna Schultheß bei dem Pfarrer Rengger in Gebistorf, der auch der Freund ihres Bruders iſt; dort in der alten Dorfkirche werden ſie am letzten September getraut. Nachher gehen ſie miteinander nach Müligen, wo ihnen das Babeli ein einfaches Mahl bereitet hat und mit einem bäuerlichen Spruch für die junge Frau unter der bekränzten Haustür wartet. Anna dankt dem treuen alten Weſen mit einem Kuß auf die runzelige Stirn und heißt es mit in ihrer Reihe ſitzen, wie ſie Heinrich Peſtalozzi leiſe ſagt, als Ehrengaſt. Der ſieht die Braut allein von ihrer Sippe in der Mitte der Seinigen, als wäre er noch immer zu Haus; aber es ſind andere Räume, und unmerklich iſt in ſeinem

Leben die Anna Schultheß an die Stelle der Mutter gerückt. Sie sitzen nebeneinander, die ihn geboren hat und die ihm Kinder bringen soll; es scheint ihm, als wären sie Schwestern, so ähnlich sind sie. Das ist so stark, daß ihm die beiden auf einmal entfremdet scheinen, weil er die eine nur als Mutter gekannt hat und staunend fühlt, wie unbekannt ihm ihre Frauenwelt war; in diese Frauenwelt aber ist die andere nun durch ihn eingefordert worden. Da fühlt er tief, daß menschliches Glück nicht in der Erfüllung der eigenen Wünsche bestehen könne, weil ein Mensch mit seinen Wünschen im Gefängnis einsamer Dinge bliebe. Nur wessen Seele in andere Seelen einginge, könne aus der Enge seines zufälligen Daseins ins Leben kommen!

41

Als Heinrich Pestalozzi Anna Schultheß aus ihrem wohlhabenden Stadtbürgertum in seine bäuerliche Einsamkeit holt, ist sein Besitz auf neununddreißig Jucharte angewachsen, die meist im steinichten Letten am Fuß und Abgang des Kestenbergs liegen. An die geplante Gärtnerei kann er nicht denken, solange er selber noch so weit entfernt von seinen zerstreuten Ländereien in Müligen wohnt; so beginnt er auf dem Hummelacker wie auf den unteren Feldern im Letten seine Krappkultur und sät die minderen Flächen vorerst mit Esparsette an, weil er weiß, daß dieser Futterklee auch auf steinichtem Boden gerät und das Land für anderen Anbau fruchtbar macht: das eifrigste seiner Geschäfte aber ist der Plan eines eigenen Wohn-

hauses, das den zerstreuten Besitz erst zu einem Gut machen muß, und mancher glückliche Herbstgang mit der tapfer erkämpften Lebensgefährtin gilt der Bestimmung des Platzes, wo sie als Hausfrau seiner Besitzung walten soll.

Auch was hierbei wehmütig ihre Schritte begleitet, daß ihr das eigene Elternhaus feindlich versperrt sei, erfährt bald eine unvermutete Wendung: ihrem Vater, dem Zunftpfleger zur Saffran, ist augenscheinlich die Trennung von seiner einzigen Tochter das eigentliche Ärgernis an ihren Heiratsplänen gewesen — um so mehr, als er mit den Söhnen nicht aufs beste steht und oft Verdruß mit ihnen hat —, und auch die Mutter sieht nach der Trennung ein, daß es besser sei, eine Frau Pestalozzi, als gar keine Tochter mehr zu haben. Nicht länger als zwei Monate hält ihr gekränkter Bürgerstolz der Sehnsucht stand, dann kommen Briefe nach Müligen, die deutlich nach einer Aussöhnung verlangen; und eben will der Winter das einsame Paar einschneien, als eine Einladung erscheint, den vorenthaltenen elterlichen Segen zu holen, damit Weihnachten keinen Unfrieden mehr in der Familie fände. Mitte Dezember schließen sie frühmorgens in dunkler Kälte die Haustür in Müligen ab und sind abends miteinander im Pflug, wo die Rührung des Wiedersehens die verlegene Erinnerung an die lange Zwietracht im ersten Augenblick zudeckt und danach rasch ein so erträgliches Verhältnis entsteht, daß sie statt der gewollten drei Tage bis über Weihnachten bleiben. Es kommt nun doch noch zu den verwandtschaftlichen Besuchen; die Mutter Pestalozzi erscheint im Pflug, und die

Zunftpflegersleute bemühen sich zum Essen ins Rote Gatter, wo die geborene Hotzin sie mit den Formen ihrer Jugend empfängt. Auch sonst gehen die jungen Leute den Fäden ihrer Freundschaften nach, und der heilige Abend kommt als der Schlußpunkt fröhlicher Festwochen. Um den Übermut zu vollenden, erscheint der Oheim Hotze von Richterswil mit aller Behaglichkeit seines Alters und nimmt sie mit auf eine Schlittenfahrt nach Hegi und Winterthur. Als sie endlich, diesmal im Schiff, aus dem winterlichen Zürich heimfahren, sind sie beschüttet von Segenswünschen und Versicherungen herzlicher Freundschaft; denn der Heinrich Pestalozzi, im Pflug als Tochtermann angenommen, steht anders vor der Welt da als der Wundarztsohn, der mit der Tochter im Unfrieden auf einem Bauernfuhrwerk davongefahren ist.

So hätten sie Anlaß, fröhlich auf dem Wasser zu sein, das von der winterlichen Mittagssonne dampft, und Anna sagt es auch, noch von dem Übermut des Abschieds voll: daß dies erst ihre rechte Hochzeitsfahrt sei. Aber ihre Fröhlichkeit schwimmt nur noch wie das Schiff auf dem dunklen Wasser; und als ihr Heinrich Pestalozzi ins Auge sieht, traurig fragend mit diesem Blick, wie sie das meine, kommt sie unvermutet ein tiefes Weinen an, das er viel eher als den Übermut versteht. Ihm ist aus dem Lärm dieses Mittags schon vorher die Wehmut aufgestiegen, daß sie auf ihrem Wagen damals, den er selber durch den regnerischen Herbsttag lenkte, einander näher gewesen seien, und mehr als dies, daß sie näher am Herzen Gottes gehangen hätten als jetzt

auf dieſer ſchaukelnden Schiffahrt, wo ſich ihre Hände aus der Zerſtreuung ſo vieler Tage nicht zu finden vermögen.

Erſt als ſie von Turgi noch unter der mondhellen Sternennacht den langen Weg nach Müligen wandern und kein Wort ſprechen, verliert ſich Klang und Schaum der überfüllten Tage bis auf den letzten erdigen Reſt, der ihnen bitter ſchmeckt — bis ſich noch vor der Haustür Hand und Mund zum innigen Gelöbnis finden.

42

Andern Morgens im Frühdunkel verläßt Heinrich Peſtalozzi das Haus, um noch einmal nach den Feldern zu ſehen, darüber er am ſelben Vormittag in Königsfelden vor dem Landvogt den Kaufvertrag machen will. Auf dem einen ſteht der breite Nußbaum, unter dem er oft mit ſeiner jungen Frau geſtanden und das zukünftige Beſitztum überblickt hat; da ſoll dann ein ſchattiger Sitzplatz ſein. Es iſt kaum hell, als er hinkommt; um ſo mehr erſtaunt er, als Axtſchläge klingen und gleich darauf ein ſchwerer Baum krachend niederſtürzt; wie er Böſes ahnend zuläuft, liegt der Nußbaum auf der Erde, und der ihn gefällt hat, iſt der Mann, von dem er den ſteinichten Acker um dieſes Nußbaums willen nicht eben billig kaufen will. Es iſt, wie er weiß, ein Tauner — ſo nennen ſie die Tagelöhner im Birrfeld —, dem es mit ſieben Kindern übel geht, und dem er deshalb auf Zureden Märkis auch den geforderten Kaufpreis ohne Abrede zugeſtanden hat.

Da er nur zufällig noch auf den Acker gekommen ist und ihn andernfalls gekauft und bezahlt hätte, macht ihn die Niedertracht des Mannes wütend, so daß er schimpfend gegen ihn anläuft. Der aber ist selber so im Zorn, daß er die Axt gegen ihn hebt; und als er seinem Frevel dann mit Worten beikommen will — nun kaufe er den Acker überhaupt nicht oder nur um die Hälfte des Kaufpreises —, schlägt der Mann die Axt in den Stamm, daß es zischt: das sei ihm beim Leibhaftigen gleich, und nur der Märki habe den Schaden davon! Seine Wirtsschulden würden ihm doch falsch angekreidet, und er bekäme keinen Kreuzer von dem Kaufgeld. Den Baum habe er als Knabe selber gepflanzt, und er solle auch keinem andern gehören!

Heinrich Pestalozzi hat schon mehrmals solche Dinge von dem Märki vernommen, und von dem Pfarrer weiß er, daß die Leute um seiner Verbindung mit dem Metzger willen gehässig gegen ihn sind; aber daß der ihn betrügt wie hier, wo er sich den höheren Kaufpreis in seine eigene Tasche gehandelt hat, das ist ihm eine bittere Erfahrung. Er geht traurig von dem Platz fort und läßt dem Märki durch einen Boten sagen: er könne nicht mit ihm fahren, würde aber pünktlich in Königsfelden sein. Als er dann nach einer verstimmten und nicht gradlinigen Wanderung den großspurigen Mann sieht, der auch unter Menschen immer dasteht, wie wenn er gleich zu metzgen anfangen möchte, hat er nicht den Mut, ihm den Handel auf den Kopf zuzusagen, unterschreibt auch den Kaufvertrag trotz dem gefällten Nußbaum — da der Märki die Vollmacht des

Tauners vorweiſt — und iſt erſchrocken über ſoviel Verſchlagenheit. Nur auf ſeinen Wagen ſteigt er auch diesmal nicht, und erſt, als der andere ihn augenſcheinlich um ſeiner Verſtimmung willen in allerlei Geſprächen aufhält, ſagt er ihm ſein Erlebnis aus der Morgenfrühe ins Geſicht und läßt ihn ſtehen. Er hört ihn noch über das Taunerpack ſchimpfen, als er mit langen Beinen aus ſeinem Bereich eilt; und kaum iſt er eine Viertelſtunde unterwegs, da rollt der Wagen ſchon hinter ihm her. Er denkt nicht anders, als daß der Metzger ſein Pferd zornig an ihm vorbeipeitſchen würde; aber der läßt es in Schritt fallen, immer neben ihm heran. Ob der Herr Peſtalozzi dem verſoffenen Lumpenkerl vielleicht auch noch glaube? Dann möge er ſich jemand anders für ſeine Geſchäfte ſuchen: er habe ſich weder aufgedrängt, noch ſei er verſeſſen darauf, für ihn mit aller Welt in Händel zu geraten!

Heinrich Peſtalozzi kann nicht antworten, ſo widerlich iſt ihm nun Art und Stimme des Mannes. Er tritt in den Graben und will ihn vorfahren laſſen; der Märki aber hält ſein Pferd an, wie wenn er ihn anders verſtanden habe: er wolle alſo doch noch aufſteigen? Da merkt er, daß ihn der Metzger nicht losla ſſen will und läuft querfeld über den gefrorenen Acker davon, wo ihm das Fuhrwerk nicht folgen kann. Noch von weitem hört er das höhniſche Gelächter, und es hallt ihm noch in den Ohren, als er verbittert über ſich und ſeine Händel zum Mittag durch die Haustür in Müligen eingeht. Da will es ſein Unglück, daß auch Anna Ärger mit ihrer aufſäſſigen Magd gehabt hat, ſo daß ſie beide gereizt

am Tisch sitzen. Er will ihr nichts sagen, aber sie fragt, bis seine kargen Antworten ihr doch den Handel verraten. Da legt sie freilich den Löffel hin: ob er den Kauf wirklich gemacht habe? Und als er, nun schon trotzig, ja sagt, entfährt ihr ein hartes Wort. Sofort flammt auch sein Jähzorn auf, und obwohl er innerlich verzweifelt vor ihr kniet, daß sie ihm die Sätze nicht nachtragen möge, bleibt sein hitziges Blut im bösen Streit mit ihr, bis er vom Tisch aufspringt und gegen die Reuß hinunterläuft.

Vor dem emsigen Zorn der Wellen findet er sich wieder, und schon zur Vesper sind sie nach bitteren Tränen der Reue wieder ausgesöhnt: doch bleibt das Weh seiner Scham, daß er sterben möchte und sich danach auch wirklich bis zur Krankheit in Selbstanklagen vergrübelt. Silvester feiern sie noch miteinander auf die vorbedachte Art, indem sie an die Armen von Müligen einen Korb Brot verteilen — was als ein Anfang seiner Wohltätigkeit gedacht war, scheint ihm nun ein kläglicher Rest seiner Beglückungspläne —, dann legt er sich hin und bleibt fast eine Woche lang im Bett, unfähig vor Fieber und Mutlosigkeit. Es ist längst nicht mehr der böse Tag allein, was ihn quält; es ist die erste Abrechnung mit seinen Plänen und mit sich selber, dem hochmütigen Plänemacher. Die Sehnsucht seiner Jugend hebt sich auf und steht ratlos vor dem Schwall seiner Handlungen in diesem letzten Jahr. Er weiß nicht, wo seine Füße anders hätten gehen sollen; nur daß sie falsch gehen, das fühlt er genau. Gleich Trompeten schreit eine Stimme in ihm, daß er die Forderungen seiner Natur betäubt habe: Was

bin ich, und was wird aus mir werden? ſchreibt er ins Tagebuch ſeiner Frau, das immer offen vor dem Bett liegt, obwohl ſie ſich ſelber darin nicht ſchont. Und alles, was er als Antwort findet, iſt die Verzweiflung, in Irrtum und Unrecht unwichtiger und falſcher Dinge verſtrickt zu ſein; nicht anders, als ob er ſelber mit der Peitſche im Metzgerwagen des Märki ſäße und ſeine Seele über die hartgefrorenen Felder angſtvoll davonliefe.

43

Als Heinrich Peſtalozzi wieder aufſteht von ſeiner Krankheit, iſt kein Entſchluß aus ſeinen bitteren Gedanken gekommen; ſie ſind vergangen, wie nach Unwetter tagelang die Wolken auf den Bergen laſten, als ob ſie ſich nie wieder heben wollten, und eines Morgens ſcheint doch die Sonne in eine blanke Welt. Er kann wieder mit Freude an ſeine Unternehmungen denken, und alle verzweifelten Gedanken daran kommen ihm als bequeme Mutloſigkeiten und als Rückfälle in die unſtete Natur ſeiner Knabenjahre vor; er weiß, daß er in dieſem Jahr Vater werden ſoll und ſchämt ſich der Unmännlichkeit, die nicht für das Kind und ſeine Mutter die ſelbſt gewählte Pflicht erfüllt.

Der erſte, an dem er ſich erprobt, iſt Märki; der kommt, das vorgelegte Kaufgeld einzufordern und iſt wieder der ſchlau beherrſchte Mann, der Nachſicht mit den Launen ſeines Schützlings hat und ihn, wo er ſich auflehnen will, die Überlegenheit an Alter und Erfahrung fühlen läßt. Heinrich Peſtalozzi be-

greift sich selber nicht mehr, wie er ihm damals ausweichen konnte: er sagt ihm unverhohlen und ohne Zorn, daß er das andere anweisen, jedoch die Kaufsumme für den Acker um den geschlagenen Nußbaum kürzen müsse, da er ihn hierbei in einer Täuschung gehalten habe. Der Märki will aufbrausen, aber er verweist ihm das gleich so bestimmt, daß der den andern Wind merkt und sich nach mehreren Seitensprüngen um der Freundschaft willen, wie er sagt, zu der Sache bequemt.

Nach einigen Tagen bringt der Baumeister den Plan des Wohnhauses, wie es nach seinen eigenen Angaben sein soll: etwa dreißig Schritt im Geviert mit einem Zeltdach und ganz aus Steinen gebaut; es soll unten am Letten stehen, wo der angeschwemmte Boden als Gartenland geeignet ist, und Neuhof heißen. Der Baumeister hat neben den Aufrissen auch eine Ansicht des Hauses in Farben gemacht; es sieht mehr einer italienischen Villa gleich als einem schweizerischen Bauernhaus, aber gerade das gefällt ihm. Er scherzt, daß er selber ein Italiener wäre, und sooft er das hübsche Bild ansieht, wird der Traum seiner landwirtschaftlichen Existenz daran lebendig: wie er mit seiner Stauffacherin da aus und ein gehen wird, wie unter den Bäumen — die bis jetzt nur auf dem Papier grün sind — Kinder spielen und auf den Feldern rundum fleißige Tauner lohnende Arbeit finden, wie die breit gewölbten Keller sich mit Feldfrüchten füllen, und wie er als ein neuer Tschiffeli der Mißwirtschaft des Birrfeldes aufhilft durch sein Beispiel planvoller Arbeit!

Auch der Baumeiſter Daniel Vogel, den er ſich als fachmänniſchen Berater aus Zürich holt, billigt den Plan; der ſetzt im freundſchaftlichen Vertrauen die Berechnungen feſt und macht die Akkorde mit den Handwerkern unter genauen Abmachungen über das Material und die Ausführung. Es iſt ein ſicherer Gang der Ordnung, wie ihn Heinrich Peſtalozzi bisher noch nicht in ſeinen Dingen geſpürt hat; als ob ihm neue Hände gewachſen wären, ſeitdem in den abwartenden Verdruß des Winters ein wirkliches Geſchäft gekommen iſt, ſo gibt ſich eins ins andere und bringt die Fröhlichkeit zweckbewußter Arbeit mit. Als erſt der Boden ausgehoben, Steine gebrochen und die Fundamente gelegt werden, iſt er von früh bis ſpät dabei und ſcheut das naſſe Schneewaſſer nicht, ſelber jede Art von Arbeit mitzutun. Daß morgens die Leute kommen, Tag für Tag, zum Teil ſtundenweit und ſichtlich froh, gute Beſchäftigung zu haben, gibt ihm ein Vorbild, wie es einmal auf Neuhof ſein ſoll; und wenn er ſie Sonntags entlöhnt, iſt ſein Traum ſchon Wirklichkeit: daß er als der Mittelpunkt einer Unternehmung daſteht, daraus die erſten Quellen aller Wohlhabenheit, der ſichere Verdienſt einer regelmäßigen Arbeit, ins magere Birrfeld fließen.

Nachdem Ende Januar unerwartet ein Wechſel aus dem Pflug nach Müligen geflattert iſt für das Laufende, kommen nacheinander die Brüder, am längſten der Doktor Salomon, der die warmen Frühlingstage ſchon zum Angeln — ſeiner Lieblingsbeſchäftigung — geeignet glaubt. Sie mögen Bericht nach Zürich gegeben haben; denn an dem

Mittag, da sie abreisen wollen, steht unvermutet die alte Schultheßin mit dem jüngsten Bruder gerade vor der Haustür, als sie hinaustreten. Nun bleiben alle bis zum andern Tag, und weil die Aprilsonne scheint, wird noch am Nachmittag ein fröhlicher Spaziergang durch die Felder und auf den Bauplatz gemacht, wo die Fundamente schon kniehoch aus der Erde sind und eingewölbt werden sollen. Auch auf den Hang kommen sie, wo der Nußbaum niedergebrochen ist; sein Stamm reicht allen zum Sitz, so daß einer den Scherz macht, sie weiheten die Bank ein, bevor das Holz dazu geschnitten wäre. Von unten klappert das Gewerk der Maurer, und einer, der den Mörtel in der großen Pfanne rührt, singt das alte Grenchenlied mit dem spöttischen Hohoho als Schlußreim, in den die andern einfallen. Auch die Schultheßin, die mit unverhohlenem Mißtrauen den ausgespreiteten Mergel auf den Kleefeldern für weißen Schutt gehalten hat, vermag die fröhliche Luft nicht einzuatmen, ohne daß auch ihr etwas davon ins gallige Blut geht. Die Scherze der Brüder sorgen dafür, daß die Ausgelassenheit auch den Rückweg im sinkenden Nachmittag besteht, durch den sie, nun selber das Grenchenlied singend, über die Kante des Birrfeldes nach Müligen hinunterkommen.

Andern Morgens nehmen sie Anna für ein paar Tage mit nach Zürich, wo sie das Rote Gatter ebenso überraschen will, wie sie selber überrascht worden sei. Heinrich Pestalozzi gibt ihnen das Geleit bis Baden; der laute Abschied erinnert ihn an die wehmütige Winterschiffahrt, und daß ihm die Brüder mit ihrer Ausgelassenheit die Geliebte für ein paar Tage ent-

führen, ist ihm auch nicht recht; doch läßt sie ihm ein inniges Wort zurück, das er feierlich durch den Morgen nach Hause trägt: Ich will deiner Mutter meine Hoffnung sagen!

Er ist noch keine Viertelstunde unterwegs, als er den übrigen Schwall schon vergessen hat und nur noch an das Glück denkt, das sie bei der Mutter mit ihrem Geständnis einbringen wird. Dabei lallt er die sieben Worte immerzu; sie bilden eine Perlschnur, an der die beiden Frauen als die letzten angereiht sind — bald werden sie eins weitergerückt und in die Kette eingereiht sein —, ihm aber ist sie mit der Sorge in die Hand gelegt, daß die Perlen bei dem Wechsel der Vergangenheit in die Zukunft keinen Schaden nähmen. Was bin ich, und was wird aus mir werden? hat er ins Tagebuch seiner Frau eingeschrieben; aber auf die Anklage seines Leichtsinns hat das Gefühl der Vorsehung einen Segen gelegt, den er glücklich in den Lerchenmorgen hineinträgt: Was er ist, darauf haben die beiden Frauen in unübersehbaren Stunden Schätze der Liebe gehäuft. Und wenn er ein sinnloser Verschwender damit würde, es kann ihm nicht gelingen bis in den Tod, sie auszugeben! Als ihn kurz vor Brugg ein Bettler um Geld anspricht, bietet er ihm alles, was er in seiner Tasche findet, und geht glücklich weiter, ihm für eine Stunde um keinen Kreuzer voraus zu sein.

Es ist auf lange Zeit der letzte reine Morgen für Heinrich Pestalozzi; denn noch am Nachmittag erfährt er, daß über seine Unternehmung die absprechendsten Gerüchte im Umlauf sind, so daß der unvermutete Besuch der Schwiegermutter nachträglich eine unfreundliche Bedeutung erhält. Nicht lange danach, daß Anna wieder von Zürich zurück ist, erscheint auch der Bankier Schultheß im eigenen Reisewagen mit zwei Söhnen und einem Bedienten, die Grundlage seines Darlehens zu prüfen. Er will jedes Feld und die Art der Besserung sehen, das Haus mißt er selber mit dem Maßstab in den Fundamenten aus: er hat dabei eine Art, zornig den Kopf zu schütteln, aber das ist nur eine Angewohnheit des alten Herrn, und am Ende geht es wie mit der Schultheßin: die Stimmung bessert sich, und wie damals Anna fährt nun Heinrich Pestalozzi mit dem Besuch nach Zürich zurück.

Sie sind kaum fort, als Anna hört, daß der Bediente unterdessen seine eigenen Wege im Birrfeld gegangen ist, überall die Meinung aushorchend; auch bei dem Märki ist er gewesen: nach seinen boshaften Bemerkungen mit dem kläglichsten Ergebnis. Sie nimmt sich vor, es zu verschweigen, aber als Heinrich Pestalozzi nach einigen Tagen von Zürich zurückkommt, weiß er schon alles und wie das Urteil dieses Bedienten die Stimmung im Gewundenen Schwert macht. Noch am gleichen Tage gehen sie miteinander in den Letten hinauf, sich selber zu vergewissern, ob der tüchtige Stand der Felder doch nur

eine Selbſttäuſchung wäre. Sie finden die Eſparſette auf den ſteinichten Äckern gut angeſetzt, und auch die Krapppflanzen laſſen ſich nicht übel an; aber die boshaften Worte des Bedienten werden damit nicht ausgewiſcht, und als Heinrich Peſtalozzi gegen die Bauſtelle ſeines ſtolzen Hauſes kommt, faßt ihn der Unwille ſo, daß er ſich abwendet; gerade das iſt von dem Bankherrn zu koſtſpielig gefunden worden. Schlimmer aber als alles iſt ihm das Unkraut der Feindſchaft, das der Bediente aus den Dörfern ans Licht getragen hat. Er ſchreibt zwar noch eine lange Darlegung an den Geldgeber, aber als Antwort kommt nach drei Tagen die unumwundene Mitteilung, daß er die Unternehmung als ruiniert anſehe.

Es iſt Anfang Mai, als das geſchieht, und für den Sommer trägt Anna ein Kind unter dem Herzen; die frohe Hoffnung ſeiner Geburt vermehrt nun die Sorgen dieſer Tage. Es kommen zwar noch der Junker Meis und der Pfarrer Schinz als Sachverſtändige zur Prüfung; ſie finden, daß mehr als eigentliches Mißgeſchick die allgemeine Unkenntnis der bei Tſchiffeli erlernten Neuerungen den vorwitzigen Herrenbauer bei den Leuten ins Geſpött gebracht hat, und daß der Haß ſich eher gegen ſeinen Ratgeber Märki, als ihn ſelber richtet. Auch treten ſie ihm mit Wärme bei in ihrem Gutachten; aber der Bankherr will wie alle Geldgeber das Gold wachſen ſehen, Mitte Mai kündigt er die Gemeinſchaft, und bevor Heinrich Peſtalozzi ſeine Dinge ins Gehen bringen kann, ſind ihnen die Beine ſchon abgeſchnitten.

Das Kind wird im Auguſt geboren; es iſt ein Knabe, den ſie Hans Jakob nennen. Obwohl der Bankherr noch einmal begütigt worden iſt, weiß Heinrich Peſtalozzi, daß ſein Mißtrauen nur auf den günſtigen Augenblick wartet, ſich ganz zurückzuziehen. Die Sorgen und Kämpfe um die Rettung ſeiner Exiſtenz haben ihn ſo täglich beanſprucht, daß er mit Scham und Schrecken vor den Richterſtuhl des Ereigniſſes kommt. Seine Mutter iſt zur Pflege da; ſie legt ihm das kleine Weſen, das aus dem Schoß der Geliebten ans Licht gebracht worden iſt und erſchrocken von dieſer Reiſe mit ſeinem dünnen Stimmchen ſchreit, mit einem wiſſenden Lächeln in die Hände. Er vermag der Erſchütterung nicht ſtandzuhalten, gibt ihr in einer abergläubiſchen Furcht das Kiſſenbündel zurück und läuft in den ſinkenden Sommertag hinaus. Seit ſeinem Unglück mit dem Bankherrn iſt ihm zumute, als ob alles mißraten müſſe, was ſeine Hände anfaſſen, und dies iſt eine lebendige Seele.

Doch irrt er noch im Schatten ſeiner Bäume, als ihm eine Stimme aus dem Ungewiſſen Halt ruft: Ob er das Kind in ſeine Hände nimmt oder nicht, es bleibt ſein Sohn, mit dem er gegen Gott und die Welt in eine neue Verantwortung getreten iſt. Da gilt es andere Eigenſchaften, als in feigem Aberglauben davonzulaufen. Indem er ſich beſchämt nach dem Haus zurückwendet, darin er ſein Kind, ſeine Frau und ſeine Mutter in der Heiligkeit einer Menſchengeburt verlaſſen hat, und in einem einzigen Aufblick die

ewige Verantwortung ſeiner Vaterſchaft fühlt, erkennt er auch, wie kläglich ſeine Sorgen und Kämpfe in den Monaten zuvor am Vergänglichen gehangen haben: Ein ſtolz gebautes Wohnhaus und blühende Kleefelder, Darlehen und Kaufbriefe ſind keine Dinge, die vor Gott wichtig ſtehen; er iſt ein Narr der Täglichkeiten geworden, wie tauſend andere, und hat keine Zeit mehr für ſeine Seele gehabt, die ſich darum furchtſam verkriechen wollte, wo etwas anderes als Geſchäfte an ſie kam.

Die Frauen fürchten ſich faſt, als er wieder zu ihnen in die Kammer tritt, ſoſehr iſt ſein Geſicht von Tränen überſtrömt; auch verſtehen ſie ſeine Gebärde nicht, wie er das Kind aus der Wiege nimmt. Er macht es nicht recht, und ſeine Mutter ſpringt ihm bei, daß er kein Unheil anrichte mit den kleinen Gliedern; dann aber muß ſie lächeln, wie er in ſeiner Ungeſchicklichkeit daſteht, die beiden Arme vorgeſtreckt, das Kiſſen zu halten, darauf das Neugeborene mit ſeinem ſtruppigen Kopf liegt. Er läßt ſich ehrfürchtig nieder mit einem Knie, wie wenn er es darbringen wollte, ſteht auch nicht auf, als ihm die Mutter das Bündel vorſichtig wieder abnimmt und in die Wiege legt. Darin haſt du auch gelegen, ſagt ſie ſcherzend, um ihn nicht zu erzürnen, und bringt die Wiege leiſe tuſchelnd in Gang, weil das Knäbchen ſchon wieder weinen will. Heinrich Peſtalozzi, den die Scham faſt tötet, als Kind, Mann und Vater im Geheimnis der Zeugung entblößt zwiſchen den Frauen dazuſtehen, hört es nicht; erſt als Anna ihn ängſtlich bei Namen ruft, hebt er die Augen wieder in die Welt und ſinkt weinend zu ihr hin, wie wenn er ihr ein Unrecht an-

getan hätte, daß er sie aus ihrer Jungfrauenschaft zu einer Mannesfrau und Mutter machte. Sie aber, die nur das Glück der Erlösung darin empfindet, streichelt ihm vielmals die schwarzen Haare, als ob er ihr Neugeborener wäre: Heiri, sagt sie, und ihre Stimme geht auf dem süßesten Grat der Liebe, nun muß unser Haus bald fertig sein!

46

Die Größe und Kostspieligkeit des Wohnhauses ist von den Ratgebern des Bankherrn am meisten getadelt worden; aber Heinrich Pestalozzi hat nicht an ein notdürftiges Dasein gedacht, als er mit seinen landwirtschaftlichen Zukunftsplänen aufs Birrfeld kam. Nun er auf weitere Gelder nicht mehr rechnen kann, nimmt er dem Haus das obere Stockwerk fort und läßt das flache Zeltdach gleich auf die Steinmauern des Erdgeschosses stellen; es wird zwar etwas anderes als eine italienische Villa daraus, aber es kann noch vor dem Winter gedeckt und zum Frühjahr eingerichtet werden.

Das unsichere Verhältnis mit dem Gewundenen Schwert schleppt sich indessen unter Mißtrauen und Vertröstungen über den Herbst hin, bis seine Freunde in Zürich ein Abkommen zustande bringen, wobei der Bankherr ein Ende mit Verlust dem Verlust ohne Ende vorzieht und angesichts der Schädigung, die sein Teilhaber durch diesen Rücktritt erleidet, unter Zurücklassung von fünftausend Gulden auf das Geschäft verzichtet. Das ist für Heinrich Pestalozzi, der

seinen Dingen noch immer ihren Wert beimißt, zunächst kein übler Schluß der mißlichen Angelegenheit; aber aus den berittenen Plänen seiner Musterwirtschaft werden simple Fußgänger, er kann nicht mehr über Jahre zielen und muß aus der Hand in den Mund leben, wie die andern auch. Für die Krappzucht hat sich der Boden als zu rauh gezeigt, dagegen steht die Esparsette ausnehmend gut und könnte Futter für manches Stück Vieh liefern; seine Freunde raten zur Sennerei, und er müßte weniger Federkraft haben, um nicht gleich mit beiden Füßen in das neue Arbeitsfeld hineinzuspringen. Noch über den Winter werden neben der Scheune die Stallungen angebaut, und als er zum Frühjahr auf Neuhof einzieht, brüllen schon die ersten Kühe darin.

Es ist ein verdrießliches Regenwetter, als sie den Umzug machen, und einmal bleibt der Wagen mit dem Hausrat so in dem aufgeweichten Landwege stecken, daß sie ihn mitten im Birrfeld bei schneeigem Schlagregen abladen müssen, wobei ein jedes Stück seine Himmelswäsche mitbekommt. Dafür ist es auch zum letztenmal, daß wir umziehen, sagt er zu Anna, die unterdessen mit dem Kind im Pfarrhaus Obdach gehabt hat, als er sie nachher abholt und ihr das Mißgeschick schildert. Sie lächelt wehmütig dazu, als ob sie dieser Sicherheit nicht traue. Doch geht sie tapfer mit, das Kind in Tüchern eingewickelt auf dem Arm, den Einzug auf Neuhof zu halten. Er schreitet sorglich nebenher und hält ihren Regenschirm, den sie in den Mädchentagen von einer Reise mitgebracht hat, über sie und das Kind. Er ist für die Bauern in Birr, die nur ihre Regentücher kennen,

ein so absonderliches Gerät, wie die ganze Landwirtschaft dieses Züricher Stadtherrn: so stehen sie in den Türen, wie die drei daherkommen; einige Buben laufen ihnen durch die Nässe nach, und weil ein Witzbold unter den Alten das Wort aufgebracht haben mag, rufen sie es zum Schimpf hinter ihm her. Heinrich Pestalozzi hört nicht darauf, weil ihn der Gang sehr bewegt; doch als sie schon das Dach vom Neuhof im Regen glänzen sehen, hält ihn Anna am Arm zurück und hat ein seliges Lächeln in den Augen: Achtest du denn gar nicht, was sie sagen? Sie rufen: Die heilige Familie mit dem Regenschirm!

Er versteht ihre lächelnden Augen lange nicht und erschrickt, als er den Sinn erkennt, wie über eine Lästerung, so daß auch ihr das Lächeln in den Augen untersinkt. Als sie das letzte Stück dann schweigend gegangen sind und vor das Haus treten, das er für sie und sich, auch für den Knaben auf ihrem Arm aus kühnen Hoffnungen in Sorgen hineingebaut hat, vermag sie nicht freudig über die Schwelle hineinzugehen und beugt sich mit dem Kind weinend an seine Brust, als ob dort eine bessere Heimat sei als in der Ungewißheit dieser Steine. Nun aber hat sich ihr Lächeln in ihm zur Glut entzündet; gleich einem Wanderstab hält er den zusammengeklappten Regenschirm in der Hand und ist noch einmal Jüngling seiner rauschhaften Stunden: Die Knaben haben recht; es mag wohl sein, daß wir dies bald verlassen müssen, wie Joseph und Maria auf der Flucht. Drum laß uns, Liebe, nur zur Rast eintreten, weil es doch regnet. Vielleicht, daß morgen schon wieder die Sonne auf unsere Wanderung scheint!

Heinrich Peſtalozzi beginnt ſeine eigene Wirtſchaft auf dem Neuhof mit ungefähr hundert Jucharten; doch liegen die einzeln gekauften Äcker nicht beieinander; er muß vielfach über fremde Felder fahren, wenn er zu den eigenen will, und wiederum andere Bauern fahren ihm über die ſeinen. Das macht Verdrießlichkeiten, weil er ſich nicht an ihre Dreifelderwirtſchaft binden und die vorgeſchriebenen Zeiten der Zelgenwege einhalten kann. So muß er darauf ſehen, ſein zerſtreutes Gut durch Tauſch und Kauf einheitlich abzurunden, und iſt bald in hundert Händeln. Der Metzger Märki ſpielt darin immer noch die Hauptfigur, er hat die nötigſten Stücke an ſich gebracht, wie er ſagt, um der Preistreiberei der Bauern zuvorzukommen; aber darum ſind ſeine Forderungen nicht weniger geſalzen, und als es ihm gelingt, das gute Land in den Hummeläckern gegen ein ſteinichtes Feld in den Letten zu tauſchen, das Heinrich Peſtalozzi für ſein Wegrecht nötig braucht, ohne Nachzahlung, obwohl es nur halb ſo groß iſt: wird dieſer Handel zum Wirtshausgeſpött im ganzen Birrfeld, um ſo mehr, als der Märki ſelber mit dem Gelächter hauſieren geht.

Nachher wird dem ſchlauen Händler freilich die Haustür im Neuhof zugemacht; aber weil er wirtet und das halbe Dorf in der Fron hält mit Trinkſchulden — wie den Tauner, der den Nußbaum fällte —, hat Heinrich Peſtalozzi einen gefährlichen Feind an ihm. Gleich nach ſeinem Einzug auf Neuhof iſt er ſchon mit der Dorfgemeinde Birr in Streit

gekommen um einen Pfad nach Brunegg, den sie ihm mitten über seine Äcker laufen. Es führt zwar auch ein Fahrweg gegen den Wald hinauf, aber in den Zeiten, da die Felder meist unbebaut gelegen haben, ist der schnurgerade Pfad eine Gewohnheit geworden, deren Beseitigung sie dem Herrenbauer verübeln. Er versucht es mit Dornruten und Verhauen: aber was für Hindernisse er auch am Tag baut, in dunkler Nacht werden sie hartnäckig wieder zerstört, bis er den Weg durch den Pfarrer ins Verbot legen läßt. Damit bringt er endlich sein Recht zur Geltung, aber die Gemeinde ist ihm seitdem übelgesinnt, und als er auch den Weidegang auf seinen Feldern öffentlich und rechtlich untersagen läßt, beruft sich die Bauernsame von Birr auf ihr besonderes Weidrecht und fordert auch die von Lupfig auf, dem neumodischen Herrenbauer auf Neuhof den Prozeß anzusagen. Obwohl sich die Lupfiger dessen weigern, gibt es einen langen Rechtshandel, der ihn die bäuerliche Verbissenheit in täglichen Molesten spüren läßt.

Endlich wird zwar durch obrigkeitliche Entscheidung das Weidgangsrecht auf seinen Feldern gegen einen jährlichen Bodenzins von einem Neutaler aufgehoben: aber gerade das setzt in den Köpfen der armen Tauner, die keine eigenen Matten haben und auf den Weidegang angewiesen sind, das Gefühl eines Unrechts fest, das ihnen von dem neuerungssüchtigen Herrenbauer angetan wird. Was durch seine anfängliche Handelsgemeinschaft mit dem Märki begonnen wurde, das wird nun durch dessen hinterhältige Feindschaft vollendet: die Armen, denen zu helfen die heimliche Hoffnung seiner Bauernschaft

gewesen ist, hassen ihn als einen neuen Ausbeuter ihrer Not. Und da der Neuhof kein einsames Bauernhaus ist, sondern oft städtischen Besuch erhält, da namentlich Anna einen freundschaftlichen Verkehr mit den Frauen der umwohnenden Herrenleute unterhält, ist Heinrich Pestalozzi selber in die Rolle eines der Stadtherren gekommen, wie er sie in seiner hitzigen Jugend zu Höngg verabscheute; denn was für Sorgen und Nöte er unterdessen mit seiner Besitzung hat, das sehen die Armen bei ihm sowenig, wie er es damals sah.

Eines Nachmittags muß er eine Bekannte seiner Frau zum Pfarrer nach Birr zurückbegleiten, wo sie auf Besuch ist. Sie kommt aus Zürich und ist mit dem Aufwand der städtischen Mode derart geputzt, daß die Kindern aus den Häusern kommen und einige ihr nachlaufen. Gleich hat sie einige Batzen zur Hand, die sie zum Spaß hinwirft: nicht anders, als ob Hühner nach hingestreutem Futter sprängen, sind sie augenblicklich in einer Balgerei, die gleich einem Ball von Staub und Geschrei über den Weg rollt. Andere laufen neugierig herzu, und da die Züricherin sich den Spaß noch ein paar Batzen kosten läßt, vergrößert sich der balgende Knäuel, indessen die herzlose Person vor Lachen wie toll auf ihren zierlichen Stiefelchen herumspringt. Bisher hat Heinrich Pestalozzi alles für unbedachten Übermut gehalten, aber als sie ihm mit schadenfrohen Augen entgegentritt — da haben Sie Ihr Volk, Herr Pestalozzi — und lachend gegen das Pfarrhaus davonläuft, erkennt er, daß der unwürdige Auftritt sein Gespräch mit ihr beantworten und verhöhnen soll.

Der Zorn über ihre Herzlosigkeit macht ihn wild: Dann gehöre ich auch dazu! schreit er ihr nach und fährt mitten in die Balgerei. Das erste, was er ergreift, ist der Schopf eines stakigen Mädchens, das gerade über einen Vierjährigen herfällt, ihm seinen Batzen aus der Hand zu reißen. Ehe er noch selber weiß warum, hat er sie und ein halbes Dutzend der andern verwalkt und ihnen, soviel sie kratzen und beißen, die Batzen abgenommen. Einigen gelingt es, mit ihrer Beute davonzulaufen; die nichts haben, bleiben stehen, und als er das eroberte Geld überzählt, braucht er nur drei Batzen aus seiner Tasche hinzuzulegen, und er hat für jeden einen: Hier ging Gewalt vor Recht, sagt er, nun aber steht Recht vor Gewalt! zählt jedem seinen Batzen aus, vom Kleinsten angefangen, und heißt sie heimlaufen. Die nichts gerafft hatten, denen ist es recht, die andern aber — die ihr erobertes Eigentum aus seinen Händen verteilt sehen — rufen mit mörderlichem Geschrei die Ihrigen zu Hilfe, so daß Heinrich Pestalozzi froh ist, als er den letzten Batzen verteilt hat und sich heimwenden kann. Doch hängt sich das schreiende Gefolge an ihn, und einige Mütter, von ihren Kindern aufgeklärt, fordern drohend den Raub zurück. Unter Schimpfreden und Steinwürfen kommt er gegen den Neuhof, wo ihn Anna mit dem Knaben an der Hand erschrocken empfängt; denn nun erst nimmt er wahr, daß er im Gesicht und an den Händen von Kratzwunden blutet und mit seinen Kleidern durch den Staub gewälzt ist. In der folgenden Nacht geschieht es zum erstenmal, daß ihm einige von seinen blitzblanken Fensterscheiben eingeworfen werden.

Das Ergebnis dieser mißglückten Ausgleichung erschüttert Heinrich Pestalozzi ebenso tief wie der höhnische Anlaß, und tagelang vermag er nicht mehr an seine Dinge zu gehen, so mutlos wird er. Es ist nun schon das sechste Jahr, daß er sich müht mit der Landwirtschaft, und es ist nichts dabei herausgekommen, als daß er sich und andere in Sorgen und Verluste gebracht hat; er sieht kein Ende, danach es anders werden könnte. Indessen gibt es solche Stadtfräulein und solche Bettelbuben, als ob sie in der Welt sein müßten, wie alles Gute auch, und aus allen seinen Plänen geschieht nichts, was etwas daran ändern könnte; denn selbst, wenn er zum Wohlstand seiner Träume käme: die Unfeinheit der einen und die häßliche Habgier der andern wäre damit doch nicht geändert. Wieder einmal erkennt er die Quellen allen Übels in der Natur des einzelnen; und furchtsam sieht er auf seinen Knaben, der nun ins vierte Jahr geht und die ersten Anzeichen seiner Persönlichkeit nicht mehr verbirgt. Es ist sein Sohn, und schon meint er die eigenen Fehler an ihm zu sehen, seine Zerstreutheit, Unordnung und den unsteten Eigensinn. Namentlich die listigen Versuche des kindlichen Eigensinns besorgen ihn; es ist nicht anders, als ob der kleine Geist unausgesetzt eine Machtprobe gegen die Erwachsenen mache.

Unvermutet kommt Heinrich Pestalozzi in Eifer, an seinem Jaköbli den Schlichen und Trotzproben dieser kindlichen Willenskraft mit Experimenten nachzugehen, immer bemüht, die störenden Blätter bei-

seitezubiegen, damit der Kern aus sich selber wachsen könne. Er sieht erstaunt und betroffen zugleich, wieviel Schleichwege der kindliche Geist schon kennt, der Erziehung auszuweichen, und wie vieler Strenge es bedarf, ihn dieser Schleichwege zu entwöhnen. Die Erinnerung an die eigene Jugendzeit macht seine Besorgnisse nicht geringer; denn nun meint er zu sehen, warum er selber solch ein im Wind der Gefühle schwankendes und von dem Rankenwerk wirrer Einfälle behangenes Gewächs geworden ist. Anna versucht ihm zu wehren, wo er dem Kleinen zu arg zusetzt; aber als der Winter gekommen ist, scheint es seinem entzündeten Eifer schon, als gäbe es nichts Dringlicheres für ihn und andere in der Welt, als diese Dinge in unausgesetzten Versuchen klarzustellen; denn alles, was mit einem Menschen später auch geschähe: seine Kindheit bliebe die Wurzel seines Schicksals; wie die ins Erdreich finde, so wüchse es.

Als das Schwierigste erkennt er bald, die Wartung der kleinen Seele so zu halten, daß sie den Mut und die Freude nicht verliert; und es ist sein Knecht, der ihn auf diese Weisheit bringt. Denn als er das Jaköbli einmal in seiner Gegenwart einige Weisheiten sagen läßt, die er draußen am Bach mit ihm gelernt hat, und mit Vaterstolz fragt: ob der Knabe nicht ein gutes Gedächtnis habe? schüttelt der Knecht, der mit der kindlichen Munterkeit auf einem andern Fuß steht, traurig den Kopf: Das wohl, jedoch Ihr übertreibt es mit ihm! Und als er ihm betroffen sagt, das könne nicht wohl sein, weil das Jaköbli sonst sicher die Freude verlöre und furchtsam würde;

dann hieße es natürlich, vorsichtig seinem Geist nachzugeben — da richtet sich der Klaus von seinem Holzscheit auf, daraus er einen Schwengel schnitzen will, und die Freude steigt ihm ins ehrliche Gesicht: Ihr achtet also des Mutes und der Freude! Eben das hatte ich gefürchtet, daß Ihr's vergessen würdet!

Oh, Klaus, sagt Heinrich Pestalozzi da zu seinem Knecht, und der Schrecken mischt sich mit dem Glück über das Wort: alles Lernen wäre nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verlorengingen!

49

Es ist zum erstenmal, daß Heinrich Pestalozzi sich selber als Entdecker fühlt; was er bis dahin auch getrieben hat, von seiner Jünglingsschriftstellerei bis zur Landwirtschaft, immer hat ein anderer das Tor aufgeschlossen: hier aber hält er den Schlüssel selbst in der Hand, und so scheint ihm auch die nebensächlichste Erfahrung seiner Erziehungsversuche wichtig genug, sie in einem besonderen Tagebuch wortwörtlich aufzuzeichnen.

Mit diesen Aufzeichnungen tritt er aber auch den Gedanken seiner Jugend wieder näher, und als im Frühjahr die Helvetische Gesellschaft ihre vierzehnte Tagung in Schinznach abhält, pilgert er hinüber, zum erstenmal im Kreis dieser Männer zu sein, die aus dem herrschsüchtigen Kantonsgeist wieder einer Eidgenossenschaft im Sinn der Väter zustreben. Da sieht er den greisen Ratsschreiber Iselin aus Basel, dessen Gestalt als ein neuer Stauffacher in der jungen

Schweiz ein ſagenhaftes Vorbild iſt, und all die andern Träger würdiger Namen. Er meint faſt, noch einmal in der Gerwe zu ſein, ſo werden die ſpartaniſchen Vorbilder ſeiner Jünglingszeit in einem Vortrag wach, den der Landvogt Tſcharner von Wildenſtein hält; aber während der Mann die Abhärtung des Körpers und der Seele als Loſung gegen den weichlichen Luxus der Zeit ausgibt, fängt es in ihm ſelber anders an zu brennen: er denkt an die Scharen der Bettelkinder, und daß keinem Tauner auf dem Birrfeld mit einer ſolchen Loſung gedient ſei, die für die Herrenkinder und Stadtbürgerſöhne allein gedacht ſei. Er ſieht die gepflegten Geſichter der Zuhörer, die aus der Sicherheit ihres Standes tapfer und begeiſtert ſind, gegen den Luxus zu kämpfen, und kommt ſich plötzlich als ein Fremdling der Armut unter ihnen vor: Es iſt eine ältere Generation! will er ſich tröſten; aber als er am andern Nachmittag allein auf der Höhe bei Brunegg ſteht, wo der Blick zurück auf das ſaubere Bad Schinznach trifft, aber vor ihm in die armſelige Breite des Birrfeldes geht, fühlt er die Scheidung der Menſchlichkeit in arm und reich wie zwei feindliche Heerlager, dazwiſchen er ſelber als heimatloſer Überläufer im Zwieſpalt geblieben iſt. Sein Jaköbli bekommt zwar danach manches von den ſpartaniſchen Vorſchlägen des Landvogts zu ſpüren, aber ihn ſelber treibt ſein Gefühl in andere Notwendigkeiten.

Unterdeſſen machen ein böſes Frühjahr und ein trockener Sommer auch die Hoffnungen ſeiner Sennerei zunichte. Die erſten Viehkäufe hat ihm der Märki noch beſorgt, und es ſind nicht einmal die

ſchlechteſten geweſen; als er ſich ſelber in die Untiefen der Märkte wagt, ſtellt er oft genug den Dummen dar, den die Händler ſuchen. Auch hat die koſtſpielige Einrichtung Schulden auf ihn gelegt, deren Zins ihn ſchon in guten Zeiten drückte; nun ſelbſt die Bauern mit fetteren Ländereien in Futternot geraten, ſitzt er auf ſeinem ſteinichten Neuhof bald in der Dürre da. Ein Stück Vieh nach dem andern geht ihm fort, bis der Reſt den Aufwand ſeiner Sennerei nicht mehr ertragen kann. Da er mit den Zinſen im Rückſtand bleibt, werden die Gläubiger beſorgt; als erſt einer ſein Kapital gekündigt hat, folgen die andern dem Beiſpiel, und ſo ſteht eines Tages Heinrich Peſtalozzi zum zweitenmal vor der Not, daß ihm ſeine Beſitzung verſteigert wird.

Es liegen fünfzehntauſend Gulden Schulden darauf, und diesmal iſt kein Bankherr als Teilhaber da, der ſich mit einem Verluſt herauszieht. So bitter und demütigend es für Heinrich Peſtalozzi iſt, nun können nur noch die Erbhoffnungen ſeiner Frau den Neuhof retten. Sie einigt ſich mit ihren Brüdern — und hat nicht einmal Tränen gegen ihren Spott —, daß ſie die dringendſten Schulden für einen entſprechenden Verzicht auf ihre Erbſchaft übernehmen. Nur glauben die nicht mehr an ſeine Landwirtſchaft und richten ihm einen Baumwollhandel ein, wo ſie nach Züricher Art den Rohſtoff liefern, den er im Birrfeld zum Spinnen und Weben in die Häuſer geben muß, ſo daß er nichts als den karg bezahlten Aufſeher ihrer Geſchäfte vorſtellt. Als endlich ſtürzende Herbſtfluten den dürren Sommer auslöſchen, iſt von dem Traum ſeines Lebenskreiſes, der Wohl-

ſtand und Segen in der ärmlichen Landſchaft verbreiten ſoll, nichts geblieben, als daß er im Dienſt ſtädtiſcher Fabrikherren die Not des Bauernvolks ausnützen hilft; und es bedürfte nicht der Erinnerung an den Ernſt Luginbühl im Webſtuhl und an den Großvater mit ſeiner Verachtung dieſer ins bäuerliche Leben einfreſſenden Induſtrie, um ihm ſein zertretenes Daſein zur Qual zu machen.

50

Es ſind nicht immer die eigenen Kinder der Bauern und Tauner, die Heinrich Peſtalozzi in den Baumwollſtühlen das Elend ihrer verwahrloſten Jugend weben ſieht, ſehr häufig ſind es Waiſen, von der Gemeinde ausgedungen, die ihren Pflegern das harte Brot verdienen müſſen. So ſchneidend traurig es für ihn iſt, daß er Anna und ihren Knaben mit in den Zuſammenbruch ſeiner Traumgebäude geriſſen hat, ſchlimmer greift es ihn an, Helfershelfer dieſer Ausnützung zu ſein. Sein Herz zittert, wenn er in die Häuſer muß, und das früh verblaßte Geſicht Ernſt Luginbühls kommt wieder in ſeine Träume. Immer deutlicher fühlt er die Hand des Schickſals, die ihm alles zerbricht, was er ſelbſtgefällig in ſeine Hand nimmt; und tagelang kann er verſcheucht im Neuhof ſitzen, über ſeine Schuld an dieſem Schickſal zu grübeln. Zuletzt empfindet es ſein verſcheuchter Geiſt faſt als Milderung, daß die Teuerung ihm noch ſchlimmeres Elend vor den Neuhof treibt.

Denn die in den Webſtühlen ſitzen, haben immer noch Bett und Brot, während ihrer viele von der

Hungersnot in den Straßenbettel getrieben werden, daß sie wie herrenlose Hunde die Häuser der Reichen umlagern und auf den Abfall der Haushaltung warten. Auch vor den Neuhof kommen sie scharenweis, und Heinrich Pestalozzi, der ihre Hudeln und die von der Krätze entstellten Hände, ihre Frechheit und die Verkommenheit der jungen Gesichter sieht, kann Tränen der Bitterkeit weinen, wenn er bei diesem Anblick an den Vortrag des Landvogts Scharner denkt; solange es Luxus und dieses grausame Elend gleichzeitig gibt, sind alle patriotischen Träume leichtsinnige Spielereien. Es treibt ihn, sich ganz zu den Enterbten zu schlagen, und oftmals nimmt er ihrer einige ins Haus, mehr als das Brot mit ihnen zu teilen; er sieht, wie unmenschlich sie schon geworden sind, gierig und in aller Heimtücke der Verstellung geschickt: aber er wendet unermüdlich die Erzieherklugheiten an, die er an seinem Jaköbli erfahren und geübt hat, und immer sicherer wird es ihm, daß er damit an ein Zaubermittel rührt, ihrer Verkommenheit statt von außen von innen zu begegnen. Was sonst in Stadt und Land sich als Wohltätigkeit breitmacht, setzt eine Weltordnung voraus, dazu die hilflose Verkommenheit der Armut so unabänderlich gehört wie der Überfluß des Reichtums, während — — das wird ihm sicherer mit jedem Tag — in jedem dieser Bettelkinder der natürliche Keim zu einem rechtschaffenen Menschen steckt, nur daß keiner daran denkt, den zu bilden, und also der Armut von innen beizukommen.

Was in andern Zeiten für Heinrich Pestalozzi nur eine hitzige Erfahrung gewesen wäre, das ergreift

ſeine gedemütigte Natur nun zur Rettung, und eines Tages löſt die Verzweiflung dieſer Zeit die tiefe Erkenntnis ſeines Schickſals aus: Ich mußte arm werden aus meinem Hochmut der Wohlhabenheit; denn wie ſoll einer den Armen helfen können, der mit den Sorgen ſeines Beſitztums belaſtet iſt? Wohlſtand und Reichtum ſind Zwangsherren; was für Umſtände und Vorſichten braucht es, ſie zu erhalten? Der Reiche kann nicht der Bruder des Armen ſein; denn Geben und Nehmen ſcheidet ihre Seelen. Darum ſteht im Evangelium geſchrieben: Verkaufe, was du haſt, und gib's den Armen!

Seine Frau erſchrickt, wie ſie die Botſchaft hört; ſie fühlt ſofort, daß dies eine neue Prüfung wird; doch kennt ſie ihre Sendung, das Senkblei ſeiner Stürme zu ſein, und obwohl ſie um ihren Knaben zittert — der durch all die neuen Worte des Vaters nicht geſtört worden iſt, aus ſeinen Brettchen ein Haus zu bauen, und der ſie ungeſtüm an der Hand herbeiholt —, nickt ſie dem Mann erſt zu, bevor ſie das Wunderwerk des Knaben beſtaunt. Es iſt einer wie der andere, denkt ſie und ſieht die Spalten zwiſchen den Brettern, die trotzdem ein Dach bedeuten ſollen: aber es ſind Männer, und ſie wollen bauen, während wir Frauen wohnen möchten.

Heinrich Peſtalozzi hat nichts von ihrer Bewegung gemerkt, er iſt hinausgegangen in den Abend, wo der verſpätete Herbſtregen ſchon wieder in Strömen fließt, und läuft dem Sturz ſeiner Gedanken nach bis in die Dunkelheit. Und während die Täglichkeit danach auf dem Birrfeld ihre Herbſtarbeiten macht und mancher Blick mit Mitleid das niedrige Dach

des Neuhofs ſtreift, wo die Sorgen — wie jeder weiß — dem vorwitzigen Herrenbauer aus Zürich ans Fundament ſeines Daſeins gegangen ſind, ſitzt Heinrich Peſtalozzi glücklich bei ſeinem Knaben und baut Häuſer, Brettchen auf Brettchen, ob ſie zuſammenſtürzen, unermüdlich aufs neue, bis der Plan ſeiner Armenkinderanſtalt fertig iſt: Ich habe ein zu großes Haus, ſie haben keins; mir fehlen die Hände, die Felder zu beſtellen, und ihnen mangelt die Arbeit! Was gilt's, wenn wir Armen uns zuſammentun, ſind wir reich! Sie ſollen mir ſpinnen für ihren Unterhalt, und ich will ſie lehren. Ich will ſie ſäubern von ihrem Schmutz und will ſelber rein werden von den Geſchäften, für die ich nicht geſchaffen bin. Ich habe mein Haus Neuhof genannt, als ob es eine Neuigkeit wäre, noch ein Haus wie tauſend andere dahinzuſtellen; nun aber ſoll es ein Neuhof ſein, wie keiner vordem war: ein Neuhof, wo die Armut ſich ſelber durch Arbeit und Lehre zur Menſchlichkeit verhilft, die ſonſt in Faulheit und Laſter betteln geht. Jetzt weiß ich, warum ich auf dieſes ſteinichte Birrfeld mußte; und wenn weiter Sorgen und Not kommen, will ich ſie gern tragen, weil es die Sorgennot der armen Menſchheit, nicht mehr die meine iſt!

51

Das Jahr iſt noch nicht zu Ende, als Heinrich Peſtalozzi ſchon die erſten Bettelkinder im Hauſe hat. Er kalkuliert, daß der Abtrag ihrer Arbeit die Koſten einer einfachen Erziehung beſtreiten müſſe, und gibt ſich zuverſichtlich daran, die Sennerei in einen Raum

zum Spinnen umzuwandeln, den er seine Fabrik nennt. Die Schwäger in Zürich, die mit seinen Baumwollgeschäften schon unzufrieden waren, lamentieren über den neuen Plan und beschwören Anna, daß sie ihn davon abhalten möge. Ihnen, die seine Lage kennen, darf er sein Herz nicht öffnen, er muß ihnen vorrechnen, daß es für ihn selber eine Rettung aus seinen Nöten sei; es fällt ihrer Geschäftsgewandtheit nicht schwer, ihm die Irrtümer seiner Kalkulation mit spöttischen Fragezeichen anzumalen; aber weil Anna mit Standhaftigkeit die Mutterschaft seines Armenkinderhauses antritt, schlägt er den Widerstand nicht an.

Für Anna ist es ein Opfer, sie fängt schon an zu kränkeln, auch stehen ihr als Stadtherrnkind die Hände nicht danach, verwahrlosten Bettelkindern die Läuse abzulesen. So schlimm es ihr erging in den Kämpfen dieser Jahre, in den Stuben ist die Ordnung und Reinlichkeit ihrer Gewohnheit geblieben, Freunde sind auf Besuch gekommen, und wenn abends die Messinglampe brannte, senkte sich doch ein Stück Gottesfrieden in ihren warmen Schein: nun geht das alles hin wie ein schöner Traum; als ob sie selber mit ihrem Knaben ins Armenhaus gekommen wäre, dringt der Geruch der Hudeln und das Geschrei der Verwahrlosung durch ihre behüteten Räume. Aus sich selber hätte sie dergleichen niemals vermocht, obwohl es ihrem Herzen nicht an Edelmut fehlt; der gierigen Tatensucht ihres Gatten vermag sie um so weniger zu widerstreben, als sie das Glück sieht, das nach der mutlosen Dumpfheit so vieler Jahre über ihn gekommen ist. Sie hat ihn nun wie-

der, wie er als Jüngling werbend vor ihr gestanden hat, trotzig bereit, sich die Adern aufzuschneiden, wenn sein Blut für etwas Edles fließen müßte; und da es dieser rauschhafte Edelmut ist, um dessentwillen sie ihn andern Männern von soliderer Daseinsfestigkeit vorgezogen hat, nimmt sie — zum wenigsten im Anfang — auch dieses Los gern auf sich, das ums vielfache schwerer als das ihres Mannes ist: weil ihr Teil allein die Aufopferung ist, wo er den Genuß seiner Idee und die Befriedigung seiner Natur hat.

Heinrich Pestalozzi weiß von Anfang an, daß es mehr gilt als seine eigene Anstalt, und daß er wohl die Menschenfreunde des Landes anrufen darf, ihm beizustehen; wenn erst sein Versuch gerät, ist allerorten ein Beispiel gegeben, auf menschlichere und gründlichere Art mit der Bettlerplage aufzuräumen als durch Landreiter: das Wort des Großvaters in Höngg, daß er andere Mittel wüßte als die monatliche Betteljagd der Gestrengen Herren, liegt ihm dabei wie ein Vermächtnis im Sinn. So scheut er sich nicht, selber die Betteltrommel für sein Werk zu rühren und mit einem Flugblatt an den Türen der reichen Häuser in Basel, Bern und Zürich anzuklopfen. Es ist zum erstenmal seit jener jugendlichen Mitarbeit am „Erinnerer", daß er die Feder in die Hand nimmt; er ist unterdessen ein Jahrzehnt älter geworden und steht mitten in den Nöten des Lebens, dem sein Jünglingseifer mit römischen und griechischen Schulideen zu Leibe wollte. So wird es eine andere Rede, als er sie damals aus Demosthenes übersetzte, ein Quell wirklicher Nothilfe fließt darin und rührt an die Herzen, daß vielerorts Gutwillige, von der

Neuheit des Planes wie von seiner hinreißenden Darstellung gewonnen, dem Urheber auch das Vertrauen schenken, ihn auszuführen. Was er sich in seiner Lernzeit als Lebensberuf gedacht hat, ein Fürsprech des niederen Volks zu sein, das ist er damit unvermutet doch noch geworden, und die Besten im Lande lohnen ihm seine erste Rede mit freudigem Opfer.

Geschwellt von diesem Beifall, wächst sich der Plan bald aus. Anna Pestalozzi mit zwei Mägden leitet die Mädchen in allen Arbeiten der Küche und des Haushalts an, sie lernen waschen, nähen, flicken, auch die einfache Gartenarbeit, während die Knaben mit den Knechten auf die Felder, in die Ställe und in die Scheune gehen: sie sollen für kein anderes Leben aufgezogen werden als das der ländlichen Arbeit, wie es ihrer wartet, und bei allem zugreifen lernen, was die gemeinsame Haushaltung ihnen unter die Hände bringt. Daneben müssen sie spinnen und weben, und hierfür hat Heinrich Pestalozzi das Glück, in der Jungfer Madlon Spindler aus Straßburg eine vortreffliche Lehrmeisterin zu finden, die bald als das Spinner-Anneli im ganzen Birrfeld bekannt ist. Er selber gibt den Kindern Unterricht; denn wenn sie auch zu keinem andern Leben als dem der Armut abgerichtet werden sollen, die Wurzel seines Planes bleibt doch, Menschen aus ihnen zu machen, die das Bewußtsein ihrer menschlichen Würde nicht mehr verlören und auch dem schlimmsten Los die Unverlierbarkeit ihrer Seele entgegenzustellen vermöchten. So lehrt er sie nicht nur das Abc, sondern versucht, in die zufälligen Wahrnehmungen ihrer Sinne die Ord-

nung einer bewußten Anſchauung zu bringen, indem er ſie anleitet, über das Gefühl des Augenblicks das Urteil ihrer eigenen Erfahrung Meiſter werden zu laſſen. Was er ſelber in den Geſprächen mit dem Jaköbli erfahren hat, wendet er nun an, und ob er oft einſehen muß, daß ihm viel zu einem Schulmeiſter fehlt, weil er zu hitzig und zu blind in ſeinem eigenen Eifer wird, ſo daß er leicht mit einem Gedanken ſchon ans Ende gelaufen iſt, während ſie noch begoſſen vom Schwall ſeiner Worte den Anfang gar nicht gefunden haben: ſo verliert er doch hierin den Mut nicht, ſchließlich die rechten Kunſtmittel zu finden, um auch im Blödeſten noch den Keim zu wecken.

Über allem aber ſteht wie eine himmelhohe Rauchſäule das Glück, als Dreißigjähriger endlich dem Leben zu dienen, ſtatt ſich im Erwerb der Lebensmittel aufzureiben. Als der Ratsſchreiber Iſelin eine Zeitſchrift nur für die Fragen der Volkswohlfahrt gründet, die er „Die Ephemeriden" nennt, glaubt Heinrich Peſtalozzi wirklich wieder in den Zeiten der Gerwe zu leben; nur, was damals Überſchwall jugendlicher Ideen geweſen iſt, das lebt nun als Tat und Wirklichkeit, und er ſteht mitten drin. Kein Geringerer als der Landvogt Tſcharner auf Wildenſtein tut ihm die Ehre an, in ſiebzehn Briefen über Armenanſtalten auf dem Lande ſeine Pläne zu erörtern; und wie er ihm darauf mit eigenen Briefen in den „Ephemeriden" antworten, ſeine Anſichten und Bedenken, ſeine Hoffnungen, Erfolge und Enttäuſchungen vor den Gebildeten ſeines Landes darlegen darf, in der Gewißheit, man achtet ſeiner und horcht auf ihn: da ſteht Heinrich Peſtalozzi endlich da, wohin

sein Traum in zwei Jahrzehnten gegangen ist. Nicht zu genießen, sondern zu wirken, ist der Trieb seines Lebens; als er mit der Landwirtschaft sein Dasein auf die eigene Wohlfahrt gründen wollte, hatte ihn das Schicksal gedemütigt, bis er die Hand darin erkannte; nun liegt die Landwirtschaft und die Studienzeit hinter ihm als bittere Lebensschule, die Sehnsucht seiner Jugend ist keine Täuschung gewesen, der Traum wurde doch Wahrheit; und so mühsam, so aufreibend in hundert Hindernissen sein Dasein geworden ist, ein gepeitschtes Wasser, darauf der Kahn seiner Häuslichkeit ohne Segel und Ruder verlassen schwimmt: die Tage seines Glücks sind da, weil nichts mehr zwischen seinem Gewissen und seinen Geschäften steht.

52

Heinrich Pestalozzi merkt lange den Zwiespalt nicht, an dem sein Glück scheitern muß. So überzeugend seine Zahlen auf dem Papier stehen, daß die Anstalt sich aus sich selber zu halten vermöge: als die Armenkinder wirklich da sind, kommt es zwingender als früher darauf an, die vergrößerte Haushaltung wirtschaftlich zu halten; denn die Zuschüsse der Menschenfreunde, so tapfer sie auf seine Bitte eingehen, decken nicht einmal die erste Einrichtung. Um das Exempel aus dem Papier in die Praxis zu bringen, bedarf es anderer Finanzkünste, als sie Heinrich Pestalozzi geläufig sind; seine Geschäftsführung kommt schließlich doch wieder auf die alte Torheit hinaus, die kleinen Löcher aus einem großen Loch

zu flicken, und wenn das zu bedenklich wird, mit einem phantaſtiſchen Lappen die Blöße zu decken. An Einfällen hierzu fehlt es ihm nicht; nach Jahresfriſt iſt aus ſeiner Anſtalt ſchon eine wirkliche Fabrik geworden, indem er die Baumwolle nicht nur ſpinnen und weben, ſondern die gewebten Stoffe auch färben und bedrucken läßt, und eines Tages erleben die Zurzacher den Spaß, daß der Armennarr vom Neuhof — wie er nun ſchon im ganzen Aargau heißt — ſelber ſeinen Stand auf ihrer Meſſe aufgeſchlagen hat, gefärbte und bedruckte Baumwollentücher zu verkaufen.

Irgendein Spaßvogel bringt die Abſprache auf, daß er ſich eine reichliche Beſtellung abmeſſen läßt; wie aber Heinrich Peſtalozzi glücklich ſeine Elle geſchwungen hat und ſchwitzend hinter dem Berg ſeiner entrollten Ware ſteht, entdeckt der angebliche Käufer ſo viel Fehler, daß er ihm ſcheltend alles hinwirft und unter dem Gelächter der andern verſchwindet. Erſt als ihm das zum drittenmal begegnet, merkt ſeine Harmloſigkeit, daß es die Rache der Händler für die unerbetene Konkurrenz iſt. Er läßt ſich von ſeinem Zorn hinreißen, mit ſeiner Elle dem Mann nachzuſpringen, weil aber der halbe Markt mit Hetzgeſchrei hinter ihm herläuft, bleibt er doch der Gefoppte. Als er am dritten Tag entmutigt abfährt, hängt hinten an ſeinem Wagen — ohne daß er es merkt — ein freches Schild: Hier wird um Gottes willen ſchlechte Ware für gute verkauft!

Der Spott trifft ihn tief, weil ſeine Ware wirklich nicht gut iſt und es auch gar nicht ſein kann. Die Kinder, zum Teil mit Zwang in ſeine Arbeit ge-

bracht, ſind viel zu ſehr ans Bettelgeläuf gewöhnt, um die ſtrenge Arbeitszucht zu ertragen; wenn ſie den erſten Hunger geſättigt haben und in ſauberen Kleidern ſtecken, jammern ſie nach ihrem ungebundenen Elend. Immer wieder geht eins in der Sonntagnacht mit den guten Kleidern davon, und es wieder einzuholen, iſt ſchwierig, weil die Bauern — denen er die billigen Arbeitskräfte der Kinder fortgenommen hat — ihm feindlicher ſind als je und auch die Behörden der neumodiſchen Geſinnung im Neuhof argwöhniſch mißtrauen. Selbſt die Gutwilligen bleiben ſelten länger, als ihre Zwangszeit iſt, und darum hat ſein klug ausgerechneter Plan, mit dem Verdienſt der Zöglinge die Anſtalt zu erhalten, das böſe Loch, daß er nur die fehlerhafte Ware von Anfängern liefern kann.

Zu alledem muß Heinrich Peſtalozzi immer bitterer bemerken, daß er ſelbſt für die Schulmeiſterei weder geeignet noch geübt iſt; unausgeſetzt beſchäftigt, die richtige Lehrart zu finden — ſo daß eigentlich nur er allein bei ſeinem Unterricht etwas lernt — iſt er ganz unfähig, drei Dutzend ſolcher Kinder in Diſziplin zu halten. Im Augenblick überfließende Liebe, und im nächſten maßloſer Zorn, ſteht er machtlos inmitten ihrer Tücke, die ſich vor ſeinen Schlägen fürchtet und bei ſeiner Liebe heuchelt; um beides zu verhöhnen, wenn er den Rücken gewandt hat.

Niemand fühlt dieſe Mängel tiefer als ſeine Frau, die nun den Schmerz erlebt, den Geliebten auch in den Dingen ſeiner Neigung unfähig wie im praktiſchen Erwerb zu ſehen; bald hat ſie ſtatt ſeiner die

Leitung der Anſtalt in der Hand, während er unruhig von einem zum andern läuft, mehr verwirrend als fördernd. Durch einige Jahre erhält ſie mit unmenſchlichem Kampf den äußeren Beſtand der Dinge, dann wird ſie krank, und kaum hat ſie einige Wochen gelegen, als auch ſchon die Unbotmäßigkeit zur Überſchwemmung anſchwillt, darauf Heinrich Peſtalozzi mit ſeinem unſteten Willen wie ein Kork ſchwimmt. Ein paarmal rafft ſich die Tapfere noch auf, die Sache zu retten; aber mit ihren vierzig Jahren iſt ſie für die ſtündlichen Aufregungen nicht mehr ſtark genug. Auf einem verzweifelten Beſuch bei ihrer Freundin, der Frau von Hallwyl, kommt ſie ernſthaft zu liegen und kehrt nicht mehr auf ihren Poſten zurück.

Die Anſtalt iſt unterdeſſen mit den Bedienten auf fünfzig Mäuler angewachſen, deren Ernährer Heinrich Peſtalozzi ſein ſoll; ſchon drohen die Gläubiger mit der Vergantung, während er immer nach neuen Plänen rudert, die alten zu retten: Seit zwei Jahren iſt das Bärbel mit dem Kaufmann Groß in Leipzig verheiratet, wo ſie ſchon an Kindes Stelle bei der verwitweten Tante Weber gewohnt hat. Ihr Mann führt die Geſchäfte des Hauſes Weber, ſo daß die Schweſter als die eigentliche Erbin im Wohlſtand lebt; Heinrich Peſtalozzi hat ſich in ſeiner Not an ſie um ein Darlehen gewandt, und wirklich erſcheint eines Tages im November ſein Bruder Johann Baptiſta, der nach wechſelnden Jahren einer verunglückten Kaufmannſchaft wieder in Zürich lebt, als ihr Mittelsmann, den letzten Verſuch einer Rettung zu machen. Es kommt ein Vertrag zuſtande, worin die

Scheune mit zwanzig Jucharten um den Preis von fünftauſend und etlichen Gulden verkauft wird, um damit Deckung für die dringendſten Schulden zu gewinnen.

Eifrig wandert Heinrich Peſtalozzi eines Morgens nach Hallwyl hinaus, ſeiner kranken Frau die glückliche Wendung anzuſagen, und ſchon malt er ſich den Traum einer Kolonie aus, wo Anna mit dem Knaben wieder auf dem Neuhof ihr ruhiges Heim haben ſoll, während die Zöglinge rundum mit einzelnen Hausvätern in beſonderen Gebäuden wohnen; aber als er heimkommt, iſt Johann Baptiſta mit dem Geld unterwegs, ſich in Amerika eine Farm zu kaufen, wie er ihm in einem Abſchiedsbrief hinterläßt. So ſteht er mitten in ſeinem Unglück auch noch vor dem Zwang, für die Mutter und vor der Welt ſeinen ehrlichen Namen zu retten. Er muß zum andernmal nach Hallwyl, und nun wächſt kein Traum einer Gartenkolonie mehr in ſeiner verdüſterten Seele; er geht noch am ſelben Tag, und weil es Abend geworden iſt, den größten Teil des langen Weges in der Dunkelheit. Hinter Lenzburg verirrt er ſich und findet die Brücke nicht über die Aa, bis er durch das kalte Waſſer hindurchwatet. Ein paarmal iſt der Gedanke in ihm, daß die Verirrung dauernd werden möchte, dann hilft ihm der aufgehende Mond mit ſeinem ungewiſſen Licht auf die Straße zurück, die ihn mit eisnaſſen Strümpfen nach Schloß Hallwyl bringt. Da wartet er in der Dunkelheit des Morgens wie ein Bettler am Tor, bevor er einen Knecht herausgeklopft hat.

Nun muß Anna Schultheß noch einmal die Ta-

ſchen ihrer wohlhabenden Herkunft abſuchen; ihr Vater, auch Freunde helfen ſchließlich, den Schlund notdürftig zuzuſtopfen — wie ſie den Neuhof nennen —, nur wird ihm unbarmherzig die Bedingung auferlegt, die Anſtalt zu ſchließen. Und damit es keinen Ausweg gibt, wird ein neuer Verkauf gemacht, worin Johann Heinrich Schultheß die Fabrik und den größten Teil des Landes übernimmt, um einen Pächter einzuſetzen.

So kommt nach fünf Jahren der Tag, da Heinrich Peſtalozzi ſeine Dienſtleute entlaſſen und die Kinder wieder in die Bettelarmut zurückgeben muß, daraus er ſie in ſeinen Neuhof geholt hat. Er findet noch die Tapferkeit, ihnen allen mit einer Abſchiedsanſprache ans Herz zu gehen, und es ſind nun doch viele Hände, die ſich nach ihrem Vater ſtrecken. Dann aber, als auch dieſer Vorfrühlingstag im ewigen Kreislauf der Gezeiten dunkel wird, bleibt er allein in den verlaſſenen Stuben zurück. Die Meſſinglampe iſt noch da, die ihm ſo manchen Abend ſeiner einſamen Jungmannszeit in Müligen erleuchtet hat; er ſteckt ſie nicht an, obwohl unter dem bedeckten Himmel kein Stern aufkommen will; es tut ihm wohl, daß ſeine Augen nichts mehr von allem zu ſehen brauchen, was nun ſinnlos geworden iſt. Die ganze Nacht hindurch ſitzt er wach in ſeinem Stuhl; erſt als der Morgen kommen will, legt ihm der Schlaf ſeine Hand auf die Augen, daß er das Geſpenſt des leeren Hauſes nicht in der Todestraurigkeit der erſten Morgenfrühe ſähe.

Am Nachmittag des andern Tages schließt Heinrich Pestalozzi die Tür am Neuhof zu, die dritte einsame Wanderung dieser Tage anzutreten. Bis Brugg weiß er noch nicht, wohin sie führen soll, dann ist es der Ratsschreiber Iselin in Basel, an den sein inneres Gefühl sich wendet; er sieht die klar-gütigen Augen des Mannes und hört seine Stimme, als ob er schon vor ihm stände: von allen Freunden seiner Jugendheimat weiß er keinen seiner Not so nah, wie diesen ihm wesensfremden Basler, zu dem er nun über den Jura wandert. Er kommt an dem Tag nur noch bis Frick, und als er da eine Herberge suchen will, merkt er, daß er ohne Geld wegging. Es scheint ihm fast recht, denn mehr als ein Bettler kommt er sich kaum vor; müde sitzt er am Wegrain und denkt schon, sich um Gottes willen ein Obdach zu erbitten, da treibt ein Ziegenhirt seine Herde an ihm vorbei, lustig auf einer Holzpfeife blasend, die er aus jungem Saftholz geschnitten hat. Er selber hätte ihn gar nicht erkannt, aber der Bursche hält gleich mit dem Stecken sein meckerndes Volk zurück und ruft ihn an, höflich den alten Hut lüftend. Es ist ein Zögling, der vor einigen Jahren als Waisenkind kurz bei ihm war und nun in Frick die Ziegen hütet. Treuherzig von ihm eingeladen, geht Heinrich Pestalozzi mit auf den Hof, wo er bei einem rechtschaffenen Bauer — der durch den Burschen Gutes von ihm weiß — ein sauberes Lager angeboten erhält, bevor er darum zu bitten braucht.

Der freundliche Zufall gibt ihm eine bessere Stim-

mung in den andern Morgen, da er nach dankbarem Abſchied ſeine Wanderung fortſetzt; und eben läuten die Baſler Glocken den Mittag ein, als er gegen Sankt Albanstor kommt. Da hat ſich ein Blinder an den Weg geſetzt, ſeinen Hut vorzuſtrecken, ſooft er Schritte hört. Heinrich Peſtalozzi vermag nicht, an ihm vorbeizugehen; weil er nichts anderes ſchenken kann, löſt er die ſilbernen Schnallen von ſeinen Schuhen und wirft ſie in den Hut. Er fühlt, daß es unnütz iſt, aber in ſeinem Zuſtand tut es ihm zornig wohl, das letzte freiwillig hinzuſchenken, wo ihm ſo viel gewaltſam genommen iſt. Doch vermag er ohne die Schnallen nicht zu gehen, und ſo flicht er aus Binſengras ein paar dünne Riemchen, mit denen er die Schuhe zur Not bindet.

Mehr als einer in den geläufigen Gaſſen ſieht verwundert nach ſeinen Füßen, und auch der Ratsſchreiber, als er den unvermuteten Gaſt ſelber an der Tür abnimmt, vermag ſeine Blicke nicht zu behüten. Da Heinrich Peſtalozzi nicht mit der Unwahrheit vor ihm ſtehen will, als fehle es ihm ſchon derart am Nötigſten, erzählt er ihm den Vorfall, worauf ihn Iſelin, der im Alter ſein Vater ſein könnte, kopfſchüttelnd und naſſen Auges über ſoviel Einfalt in die Arme ſchließt. Nach dieſem Empfang iſt es ihm nicht mehr ſchwer, die letzten Stationen des Leidensweges ſeinem Patron bekanntzugeben, der ſich mehr als ein anderer in den „Ephemeriden" und ſonſt für ihn eingeſetzt hat. Er iſt bis ins einzelne vorbereitet und hat auch ſchon eine Antwort zurecht, die mehr als ein leerer Troſt iſt: Die Anſtalt ſei ein Experiment geweſen, und wer in der Wiſſenſchaft

gearbeitet habe, wisse wohl, daß es auf die Resultate ankomme. Freilich bliebe es für ihn ein Schicksalsschlag, daß er das Vermögen seiner Frau dabei verloren habe; aber er sei jung und besäße in seinem Neuhof immer noch ein gutes Dach über dem Kopf. Am Ende wäre alles für ihn nur die Grundlage einer anregenden und fruchtbaren Schriftstellerei gewesen. Ob an dem „Emil" etwas schlechter würde, wenn Rousseau selber etwa mit einem solchen Erziehungsversuch gescheitert wäre? Man könne freilich mit derartigen Dingen keine goldenen Berge erwerben, aber eine bescheidene Ernährung solle sich eine so starke Feder wie die seine schon erzwingen können. Da wäre zum Beispiel das Preisausschreiben der Basler Aufmunterungsgesellschaft: Wieweit es schicklich sei, dem Aufwand der Bürger Schranken zu setzen? Ob er es nicht einmal um die zwanzig Dukaten versuchen wolle?

Iselin spricht das alles noch vor seinem Stuhl stehend und reicht ihm die Nummer der „Ephemeriden" hin, als ob es nur an ihm läge, die zwanzig Dukaten einzuheimsen; dann geht er hinaus, den Gast zum Essen anzumelden. Der sitzt mit dem Blatt in den Händen und vermag keinen Buchstaben zu lesen; die Stimme des Ratsschreibers ist wie ein Frühlingsregen auf seine verstaubte Stimmung gerieselt; auch hat er die Worte nicht alle verstanden, nur wohlig den herrlichen Ton der Gesinnung und den unbeugsamen Willen gespürt. Warum bin ich nicht mit meinem Werk in der Nähe dieses Mannes gewesen, statt in der Daseinsluft des Metzgers Märki? denkt er immerfort, und die Tränen rinnen

ihm auf den Rock. Er ißt mit ihm, und als der Ratsschreiber — der gerade Strohwitwer ist — mit einem Scherz das Glas gegen das seine hebt, vermag er schon wehmütig wieder zu lächeln. Er läßt sich danach drei Tage lang von ihm betreuen, auch seine Schnallen bekommt er wieder, weil der Ratsschreiber sie heimlich bei dem blinden Stammgast vor Sankt Alban eingelöst hat, und als er in der vierten Frühe die Rückwanderung antreten will, hat ihm der väterliche Iselin einen Platz bei der Post bezahlt. So kann er dem Ziegenhirten hinter Frick nur von fern zuwinken, nicht einmal sicher, ob der auf ihn rät. Ihm ist er auf dieser traurig begonnenen Wanderfahrt fast so wert gewesen wie der Ratsschreiber, und noch während die Post in den breiten Talkessel von Brugg einrollt, denkt er, daß sein Traum einer menschlichen Gemeinschaft, trotz aller Verschiedenheit der Stände, geeinigt durch ein sittliches Bewußtsein, doch nicht von den Sternen wäre.

Trotzdem wird es ihm schwer, von Brugg aus den Weg in das Trümmerfeld seiner Wirksamkeit zu gehen, wo viele ihm ohne Gruß begegnen und einige Buben ihm höhnisch nachrufen. Aber als er gegen den Neuhof kommt, sieht er einen Knaben emsig am Brunnen spielen, der, als er ihn erkennt, jubelnd in seine Arme läuft. Es ist das Jakköbli, und die Mutter — der er Nachricht von Basel gegeben hat — ist auch da; sie sitzt, noch schwach von ihrer Krankheit, auf einem Baumstamm in der Sonne und hält tapfer lächelnd den Regenschirm in der Hand: Wir dachten, es möchte regnen; aber, Lieber, die Sonne scheint! Und erst als sie beide, den Kleinen an den

Händen zwischen sich, hineingegangen sind und die verlassene Stube mit ihrer Gemeinschaft füllen, daß die Leere durchs Fenster entweicht, tritt auch die Frau von Hallwyl zu ihnen, die unterdessen beiseitegegangen war.

54

So unsicher die Aussicht auf die zwanzig Dukaten der Aufmunterungsgesellschaft und der anderen Schriftstellereinnahmen für Heinrich Pestalozzi vorläufig ist, so bestimmt stehen die Schildwachen der Bedrängnis rund um den Neuhof. Es fehlt am Nötigsten, und für Anna ist die Zeit gekommen, die ihre Mutter prophezeite, ja selbst das Brot ist nicht immer da. So sieht sich Heinrich Pestalozzi als Schriftsteller in der lächerlichen Bedrängnis, nicht einmal das notwendige Papier zu haben. In dieser Not fällt ihm ein alter Erbkoffer ein, der mit anderem Haushalt von der Mutter bei der Einrichtung in Müligen herübergekommen ist und seit Jahren vergessen auf dem Speicher steht. Irgendein Vorfahr hat sein Leben lang in der Lotterie gespielt, und zwar in der Meinung, daß sich das Glück in Tabellen nachrechnen und erlisten ließe. Für diese Tabellen hat er sich dann Bogen mit roten Linien herstellen lassen, die Berechnungszahlen einzutragen. Damit ist der ganze eisenschwere Koffer gefüllt, durch den nun der gewinnsüchtige Vorfahr seinem Erben einen späten Liebesdienst leistet; denn selbst da, wo schon Zahlen eingeschrieben sind, lassen sich die Bogen noch benutzen, und Hunderte sind ganz frei.

In dieſe rote Linienwelt ſchreibt Heinrich Peſtalozzi das erſte Reſultat ſeiner Erfahrungen nieder, und es ſcheint faſt, als ob die Tabellenfächer die äußere Form beſtimmten: es werden lauter einzelne Sprüche daraus, deren Weisheit in den roten Linien wie der Honig in Bienenzellen voneinander abgetrennt iſt; aber ihr Geſchmack iſt bitterer Wermut. Er nennt ſein Schriftſtück die „Abendſtunde eines Einſiedlers" und ſchickt es Iſelin nach Baſel, der es auch ſogleich in die „Ephemeriden" gibt. Dadurch ermutigt, macht Heinrich Peſtalozzi ſich auch an die Preisaufgabe der Aufmunterungsgeſellſchaft.

Es liegt nicht an der roten Liniatur, daß ſein Eifer bei der zweiten Schrift erlahmt; ſo reich die Gedanken drängen, ſo ſchwer fließen ihm die Sätze dazu; auch mit den Forderungen der Schriftſprache kommt er nur ſeufzend zurecht. Er muß Bogen vollſchreiben, um einige brauchbare Zeilen zu gewinnen, und die ſcheinen ihm wie gepreßte Pflanzen. Sich und die Seinigen zu ernähren — das ſieht er bald —, iſt es kein Geſchäft. Um andere Wege zu verſuchen, nimmt er zum zweitenmal den Stecken, diesmal nach Zürich, wo die meiſten ſeiner Freunde wohnen. Wieder geht er zu Fuß; es iſt nur ein kleiner Tagesmarſch, und ſchon am Nachmittag kommt er zur Sihlporte herein. Eben will er über den Rennweg gegen das Fraumünſter hin, als ihm einer der Schulgenoſſen begegnet, mit denen er damals nach Wollishofen hinausgerudert iſt, er hat ihn ſeither oft geſehen, zuletzt bei der luſtigen Geſellſchaft, die ihn nach ſeinem erſten Weihnachtsbeſuch im Pflug ans Schiff brachte. Er freut ſich, gleich einem Bekannten zu begegnen,

aber ehe er noch bei ihm ist, entweicht der andere in eine Nebengasse.

Als er nachher das Erlebnis dem Buchhändler Füeßli erzählt, der von allen Zürichern am treuesten zu ihm steht, obwohl er nicht zart mit Worten ist, läuft der nach seiner Gewohnheit einigemal in der Schreibstube hin und her, wirft zornig ein Bündel Papier aufs andere, bis die Schriften in einem rechten Durcheinander sein müssen, und sagt ihm dann mitten ins flehende Gesicht: so viel sollte er doch die Züricher kennen, daß sie ihn nur noch fürs Armenhaus oder das Spital kalkulierten; in einem Jahrdutzend eine vermögende Frau arm zu machen und wer weiß wen geschäftlich zu schädigen, das ginge ihnen über das bürgerliche Maß. Wenn er ehrlich sein wolle, müsse er ihm schon sagen, daß ihn seine Mitbürger für einen bösartigen Narren hielten! Dabei wirft er sein Kontobuch, das er gerade ergriffen hat, mit einem solchen Zorn in die Papiere, daß sein Tintenfaß erschrocken aufspringt und die Umgebung mit mehreren Klecksen bespritzt. Er schüttelt ihm dann zwar freundlich die Hand, aber immer noch hat sein Zorn einen Hinterhalt: Was er denn meine, daß ihm Lavater gesagt habe? Er solle ihm einen einzigen Satz von Heinrich Pestalozzi beibringen, der sauber und ohne Fehler geschrieben wäre, dann wolle er ihn auch sonst noch für eine Sache im Leben brauchbar halten! Aber das unterschreibe er, der Hans Heinrich Füeßli, nicht; wenn er nur erst von seiner Narrheit abkäme, andern helfen zu wollen, bevor er sich selber geholfen habe, so würde sich schon etwas für ihn finden!

Das hat der Gekreuzigte auch hören müssen, sagt Heinrich Pestalozzi, den der Zorn des andern angesteckt hat, und fegt nun auch hin und her, so daß es für einen Dritten, der in die Stube gekommen wäre, ausgesehen hätte, als machten die beiden ihre schlimmsten Händel aus. Dann überkommt ihn die Verzweiflung: Und wenn ich Perücken strählen müßte, ich würde es um der Meinigen willen tun! sagt er schmerzlich und läuft aus der Stube, weil ihm die Tränen fließen.

Im Roten Gatter findet er auch keinen Trost; die Mutter, nun schon sechzigjährig, sieht ihn augenscheinlich in den Fußspuren seines Bruders, und das Babeli, eisgrau und wunderlich geworden in der Einsamkeit mit der verhärmten Frau, redet mit ihm, als ob sie ihn am liebsten noch einmal verwalke. Er muß von seinen Dingen günstiger sprechen, als sie sind, und vermag nicht über Nacht zu bleiben. Noch vor dem Abend geht er unter dem Vorwand dringender Geschäfte fort und auf Umwegen aus der Stadt; er ist in den letzten Monaten in eine wahre Gier gekommen, nachts zu wandern. An der Sihlporte fallen ihn die Wächter mit scharfen Fragen an; wo ehemals ausgediente Stadtknechte ihr Altersbrot hatten, stehen jetzt in aufgeputzten Uniformen stattliche Burschen, als ob sie für die Fremden zur Zier dahingestellt wären. In seiner Stimmung ärgert ihn die Neuerung, und während er in die sinkende Dunkelheit hineinläuft, verbeißt er sich in einen Zorn, daß solcherweise die Fortschritte wären, für die das Geld blindlings geopfert würde. Er fühlt wohl, daß der Anlaß seinem Zorn nicht entspricht, und um sich sel-

ber zu begegnen, übertreibt er den Vorfall, bis eine Schnurre daraus geworden ist, über die er selber mitten in die Nacht hineinlachen muß.

Er kommt damit bis Baden; und wenn ihn dann seine Müdigkeit und die Nähe des Neuhofs wieder in seine Melancholie bringen, so daß er sich die letzten Stunden nur noch in einer tonlosen Traurigkeit hinschleppt: am andern Morgen ist doch noch so viel von der höhnischen Lustigkeit dieser Nacht in seinem Bett, daß er bis in den Mittag darin liegenbleibt und von neuem an der Schnurre formt. Nachher nimmt er sich einige von den stockfleckigen Lotteriebogen vor und hängt seine Einfälle in die roten Linien hinein; ohne Sorgen, wie die Sätze werden, nur daß er seinen Zorn noch einmal so närrisch losbekäme. Um dem treuen Füeßli den Beweis von seiner vollkommenen Narretei zu geben, wie er in einem Begleitbrief schreibt, schickt er ihm die Bogen zu; dann begibt er sich ingrimmig wieder an seine Preisaufgabe.

Er ist noch dabei, aus dem Wust mit Ändern und Streichen die endgültige Fassung zu gewinnen, als er eines Nachmittags eine saubere Weibsperson mit einem Bündel kommen sieht, die bestimmten Schrittes auf den Neuhof zugeht, und die er danach im Hausflur mit seiner Frau sprechen hört. Es scheint ihm, daß er sie kennt, und als er, von dem Jaköbli gerufen, hinzukommt, ist es die Lisabeth Näf aus Kappel, die vordem bei seinem verstorbenen Onkel, dem Doktor Hotze, als Dienstmagd gewesen und, soviel er weiß, von dessen Sohn — seinem Vetter — übernommen worden ist. Sie wolle bei ihnen in Dienst

treten, erklärt ihm Anna, die augenscheinlich mit der resoluten Jungfer nicht fertig wird. Das würde schwer gehen, sagt er, sie seien arm und könnten keine Dienste bezahlen! — Eben deshalb käme sie; sie wolle keinen Lohn; solange Frau Pestalozzi noch nicht gesund sei, müsse ihr jemand an die Hand gehen. Auch habe sie von dem Undank seiner Zöglinge gehört, daß sie ihm alle davongelaufen wären, und da sie sich in Richterswil nach dem Tod des alten Herrn entbehrlich oder gar überflüssig fühle, wolle sie versuchen, ihre Nahrung, mehr nicht, bei ihnen zu verdienen.

Während Heinrich Pestalozzi noch zweifelnd erst seine Frau, dann wieder das Wunder ansieht, das aufrecht gewachsen und geraden Blickes da vor ihm steht, bittet sie schon wieder die Hausfrau, ihr ein Lager zu weisen, da sie heute jedenfalls nicht mehr zurück könne. In kaum einer Viertelstunde ist sie schon emsig im Hause, und andern Morgens denkt keiner daran, sie wieder fortzuschicken; nach einer Woche ist es so, als ob sie immer dagewesen wäre, so unbemerkt weiß sie sich in den gedrückten Haushalt zu schicken. Es sei fast zu spät, den Garten zu bestellen, sagte sie, ist aber schon dabei, ihn umzugraben; und bald merkt Heinrich Pestalozzi, daß in seinem verworrenen Hauswesen wieder der sichere Tageslauf der Sonne ist: Schritt für Schritt wird die Unordnung des Untergangs beseitigt und aus dem weiten Bereich des verwüsteten Gutes der saubere Umkreis des Hauses abgetrennt. Und als ob die eine tätige Hand ihren Takt auch in die andern brächte, fängt das gestörte Uhrwerk des Hauslebens wieder an zu

gehen. Selbſt bis in ſeine roten Tabellen dringt ihre Sicherheit, ſo daß er ſeine Preisarbeit bald zu Ende bringen und die Reinſchrift der Aufmunterungsgeſellſchaft in Baſel nicht ohne Vertrauen auf ihren Wert zuſenden kann. Daß man dem Aufwand der Bürger äußere Schranken ſetzen müſſe, iſt freilich nicht ſeine Meinung: Hier wie überall käme es nicht auf die Landreiter, ſondern auf die Menſchenbildung an.

55

Unterdeſſen hat ſeine Schnurre über die Umwandlung der ungekämmten und krummen Stadtwächter in gerade und gekämmte in Zürich eine Art Glück gemacht. Auf der Durchreiſe von Italien nach London iſt der ehemalige Freund Lavaters, der Maler Füeßli, einen Tag lang bei ſeinem Vetter geweſen; er hat die Schnurre zufällig geleſen, und zwar mit ſo viel Spaß, daß er nicht begreifen will, wie es einem Mann mit einer ſolchen Begabung ſchlecht gehen könne: ſein Talent als Schriftſteller ſei derart, daß ihm der Erfolg nachlaufen müſſe!

So kann ich meine Perücke wieder mitnehmen, ſcherzt Fueßli, als ſie in Baden eine raſche Zuſammenkunft haben, das Ereignis zu beſprechen: ich hatte ſie ſchon zum Strählen mitgebracht! Aber Heinrich Peſtalozzi iſt es nicht zum Lachen, um ſo weniger, als der andere augenſcheinlich kaum etwas andres als einen Sack voll ſolcher Schnurren im Sinn hat. Er dämpft die Begeiſterung des Buchhändlers ſauerſüß, iſt noch ein paar Stunden gern in der Luft

einer Freundſchaft, denkt aber nicht daran, ihm zu folgen; bis er heimkommt und die „Moraliſchen Erzählungen" des Franzoſen Marmontel noch aufgeſchlagen auf dem Tiſch ſeiner Frau findet. Er lieſt darin, und unverſehens überlegt er doch ſchon, dergleichen beſſer zu machen; um ſtatt weichlicher Rührung gute Gedanken ins Volk zu bringen.

Gleich andern Tags verſucht er nun das Dichterhandwerk, angebliche Menſchen als Geſtalten ſeiner Abſichten in eine Handlung zu ſtellen. Es gelingt ihm leichter, als er erwartete, und am Abend iſt das erſte Ding ſchon rund gebracht; aber als er es dann überlieſt und mit dem Vorbild vergleicht, findet er wohl, daß ſeine Geſtalten ſich ernſthafter unterhalten als bei Marmontel, doch iſt die Unterhaltung ſo ſehr die Hauptſache, daß es wenig Zweck hat, ſie mit den Armen und Beinen der Perſonen zu umgeben; auch haben ſie für gemeine Bürgersleute eine Art zu predigen, die ihnen nicht anſteht. Aber nun iſt einmal ſein Eifer geweckt, und ſchon am nächſten Tage läßt er ein neues Paar anmarſchieren. Diesmal ſind es zwei Bauern, ein alter und ein junger, die ſich über die neumodiſche Landwirtſchaft erhitzen; haben die Bürger gepredigt, ſo verkniffeln ſich die Bauern wie zwei Advokaten, und da auch hier wieder die Reden des Verfaſſers die Hauptſache ſind, hätten die Perſonen ebenſowohl daheimbleiben können. Noch drei- oder viermal verſucht er es, um immer bedenklicher einzuſehen, daß er kein richtiges Bauernmundwerk aufs Papier bringt. Soviel er auch an den Taunern im Birrfeld erlebt hat, nun merkt er, daß er ſie gar nicht kennt; und wie er das

Abc erſt an ſeinem Knaben ſtudiert hat, beginnt er nun, mit den Alten ſeine heimlichen Experimente anzuſtellen.

Die Leute von Lupfig und Birr machen ſich verdächtige Zeichen, als der Herrenbauer vom Neuhof anfängt, in ihren Wirtſchaften herumzuſitzen; ſie wiſſen aus Erfahrung, wie dies das Ende ſolcher Exiſtenzen iſt, und weil er kaum etwas trinkt, deuten ſie hämiſch auf ſeine leere Taſche. Er dagegen merkt bald, daß ſie mit ihm anders als unter ſich ſprechen, ſo hält er ſich abſeits, in einem Wettergeſpräch oder ſonſt mit dem Wirt, während ſie bei ihren Karten oder um irgendeinen Handel untereinander ſind. Wenn ihm dabei eins ſeiner eigenen Bauerngeſpräche beifällt, kommt ihm alles darin ſo papieren vor, daß er manchmal im Eifer mit anfängt zu fuchteln, als ob er damit die richtigen Worte feſthalten könnte.

Darüber fangen ſie an, ihn vollends für übergeſchnappt zu halten, und legen ſich aufs Hänſeln; aber nun reitet ihn ſchon der Teufel ſeiner Leidenſchaft, auch um anderer Dinge als ſeiner Schriftſtellerei willen tiefer in ihre Wirtshauswelt hineinzukommen. Er ſieht, wie viele Dinge hier ihren Anlaß und ihre Stärkung haben, wieviel aus der Bahn geworfene Exiſtenzen am Wirtshaustiſch ihr Schickſal abſitzen, und wie nicht der Schnaps und der Wein allein ſie dahin ziehen, ſondern der Trieb unnützer Buben, mit Hänſeleien und großmäuligen Prahlereien beieinanderzuhocken. Hier müßte zu Hauſe ſein, ſagt er ſich oft, wer eine Armenanſtalt aufmachen will; hier iſt der Lebensboden aller Laſter, die in einem Menſchen

allein gar nicht wachſen können, weil immer nur mehrere zuſammen das Ungetüm ausmachen, das den einzelnen mit Haut und Haaren frißt; was nachher dann aus dem Wirtshaus nach Hauſe geht, iſt nur noch ein Stück von dieſem Ungetüm, dem es natürlich nirgends mehr wohl ſein kann als bei ſich zu Hauſe, nämlich auf der Wirtshausbank, wo es zu freſſen und zu ſaufen bekommt.

Heinrich Peſtalozzi hat ſchließlich ein Syſtem von Liſten, das Ungetüm lebendig zu ſehen, indem er ſich ſelber anſcheinend mit auffreſſen läßt oder unter einem Vorwand nebenan in der Küche lauſcht. Als er eines Nachmittags in Mellingen eintritt, weil er ſchätzt, daß ihrer da mehrere vom Viehmarkt ſitzen würden, findet er das Zimmer noch leer, und da der Wirt augenſcheinlich auch noch unterwegs iſt, juckt ihn der Vorwitz ſo, daß er in eine große Futterkiſte klettert, die in der dunklen Ecke neben dem Ofen als Truhe dient und deren offener Deckel ihn wie eine Wand verbirgt. Er hört auch bald ihrer zwei hereinkommen und über den Metzger Märki in Birr ſchimpfen, der ihnen beim Handel die Flöhe abgeſucht hat, wie ſie ſagen. Weil das Geſpräch einmal den Lauf genommen hat, bleibt es auch dabei, als andere eintreten, und ſo bekommt Heinrich Peſtalozzi unvermutet eine Predigt über ſeinen ehemaligen Ratgeber zu hören, wie ſie nicht in ſeine Tabellen gegangen wäre. Aber als ſich das Ungetüm ſo recht wieder aneinandergewachſen hat und großtut mit Fäuſten und Flüchen, wird es ſtill von einem Schritt, der durch die Tür hereinkommt und nach einem brummigen Gruß mitten im Zimmer ſtehenbleibt. Hein-

rich Peſtalozzi hinter ſeiner Wand hört das Ungetüm ſchnaufen, bis einer den Märki — denn niemand anders iſt es — nach den Hummeläckern fragt und gleich das Gelächter über die Anſpielung losbrüllt. Aber ſo iſt der Metzger nicht, daß er ſich abtrumpfen läßt: im Nu iſt er mit ihnen aneinander in einem Maulgefecht; und wollten ſie ihn um den ausgezogenen Herrenbauer im Neuhof hänſeln, ſo gibt er ihnen ſein Kunſtſtück mit frecher Prahlerei preis: warum ſie es nicht ſelber gemacht hätten, wenn es ſo leicht geweſen wäre? Jedenfalls habe er das Kalb abgeſtochen; ſie könnten's ja mit ihm auch einmal verſuchen: er würde ihnen ſchon dartun, wer der Meiſter wäre, wie er es dieſem Herrn Peſtalozzi auch dargetan habe!

Die Abfertigung ſcheint dem Ungetüm plauſibel, denn es ſchweigt; aber als der Märki ſich abſeits von ihnen auf ſeinen Trumpf ſetzen will, findet er keinen beſſeren Platz als die Futterkiſte; er klappt den Deckel zu, merkt gar nicht, daß ein Widerſtand da iſt, und will ſich gerade noch einmal auslachen, als es unter ihm mit Fauſtſchlägen rumort. Wenn der Teufel ſelber aus dem Kaſten geſtiegen wäre, hätte die Wirkung nicht anders ſein können als nun, da das abgeſtochene Kalb ſeiner Prahlerei herausſpringt. Auch das verdutzte Ungetüm muß ſich einen Augenblick am Wirtstiſch feſthalten, und es iſt noch nicht zu ſich gekommen, als Heinrich Peſtalozzi durch die Tür dem gemeinſamen Gelächter entgeht.

Die Bauern auf dem Birrfeld ſagen, daß dem Märki die ſchwarze Peſtilenz als Teufel aus der Futkiſte erſchienen wäre; aber ſoſehr ſie dem Metzger den Schrecken gönnen, die Narrheit bleibt doch an Heinrich Peſtalozzi hängen; und wie ſie ihn danach bei Sonnenſchein und Regen draußen herumlaufen ſehen, beſtätigt ihnen nur, daß ihm ſein Unglück mit dem Neuhof und der Armenanſtalt auf den Verſtand geſchlagen ſei.

Er iſt aber nur in eine Auseinanderſetzung mit dem Ungetüm geraten, das nicht — wie es ſcheint — vom Überfluß, ſondern von Mühſal und Armut lebt; denn die ihm zu freſſen geben, ſind die Schwachen, Leichtfertigen und Verzweifelten, die, irgendwie von der Bank unverdroſſener Arbeit abgerutſcht, ihr Letztes in Trunk und Geſchwätz vertun, während der Wirt die ärmlichen Groſchen einſammelt und alſo von dem Ungetüm lebt wie ein Savoyardenknabe von ſeinem Murmeltier. Er will es zum Helden einer Geſchichte machen; und ob er ſomit den Kampf mit dem Ungetüm nur auf dem Tabellenpapier ſeines Erbahnen aufnehmen kann: mit einer Handlung, einfach und draſtiſch genug, in alle Köpfe einzugehen, wird ſeine Feder, ſo hofft er, ihm doch eine gefährliche Waffe werden.

Dieſe Handlung aber vermag er lange nicht zu finden, weil er immer noch nicht von ſich ſelber loskommt und ſich ſtets wieder als vorwitziger Advokat allein auf der Bühne redend findet. Da hilft ihm

unvermutet die tapfere Lisbeth aus der Not; als er sie eines Tages wieder bei ihrer Unverdrossenheit beobachtet hat, wie sie den Kreis der Ordnung Tag für Tag um ihren Mittelpunkt vergrößert; als er sich ausmalt, wie sie einem Mann anders als die meisten Bauernweiber an die Hand zu gehen vermöchte, von dem Ungetüm loszukommen: da hat er endlich den Gegenspieler seiner Handlung gefunden, um dem hundertköpfigen Tier nicht mit den Mitteln fremder Hilfe, sondern mit den Waffen der Armut selber beizukommen. Er braucht der tapferen Person nur einen leichtfertigen Mann und Kinder anzudichten, wofür sie kämpft, und schon ist der Aufbau einer Handlung gegeben, die sich anders als die Moralischen Erzählungen Marmontels in die Wirklichkeit einstellen soll.

Als ihm dann noch der Märki als Vogt und Wirt in seine Handlung kommt und er ihm um der Hummeläcker willen den Namen Hummel gibt, macht er eine Gertrud aus ihr, die als die Frau eines Maurers namens Lienhard den Kampf mit dem Vogt beginnt und schließlich das ganze Dorf von ihm und dem Ungetüm befreit. Er hat sich dessen nie für fähig gehalten: wie die Gestalten seiner Handlung von allen Seiten zulaufen, wie sich Gespräch und Tat verflechten, und wie aus der geplanten Belehrung eine Darstellung des Schicksals wird, die ihn selber oft genug zum Weinen erschüttert. In wenigen Wochen stehen die hundert Kapitel seines Buches da, als wären sie nicht erfunden, sondern ein Bericht aus dem Leben, wie es sich wirklich abgespielt hätte. Da weiß er, daß die Schriftstellerei mehr vermöge, als müßigen Leuten die Langeweile zu vertreiben, daß sie

eine geheimnisvolle Gabe sein könne, die Erfahrungen des Lebens zu verdichten und Hunderten von Lesern die Wege des Schicksals aufzuzeigen, wo sie selber nur heitere oder traurige Vorfälle sehen.

Ehe er es gedacht hat, ist er nach Zürich unterwegs mit seinem Schatz, der diesmal ein handgreifliches Päckchen statt eines geträumten Luftschlosses ist, obwohl Anna, an den Zusammenbruch so mancher mit Worten aufgebauten Hoffnung bitter gewöhnt, nur wehmütig über seine Begeisterung gelächelt hat. Füeßli ist nicht der Mann dazu, in Rauch und Feuer aufzugehen, auch sieht dies anders aus als die Schnurre von den ungekämmten Nachtwächtern; er weist ihn an den gemeinsamen Freund Pfenniger, der in den Dingen des literarischen Geschmacks sachverständig wäre. An die Literatur hat Heinrich Pestalozzi freilich nicht gedacht, als er schrieb, und erst gar nicht an den gebildeten Geschmack, der, statt den geistigen Dingen zu dienen, mit anmaßenden Forderungen vor ihnen steht. Pfenniger findet die drei oder vier ersten Bogen, die er ihm vorliest, nicht übel, aber so voll unerträglicher Verstöße gegen den literarischen Geschmack, daß er ihm dringend die Umarbeitung des Buches durch einen Menschen von schriftstellerischer Übung empfiehlt und auch gleich einen theologischen Studenten nennt, der das literarische Handwerk ebenso beherrsche, wie es ihm fehle. Das Wort Lavaters von seiner Unfähigkeit, einen einzigen Satz richtig zu schreiben, hat er noch nicht vergessen, und kleinlaut überläßt er sein Buch den Ordentlichen, daß sie es für ihren Gebrauch zurechtmachen: Ich will nur abwarten, sagt er bitter,

ob es mir Unordentlichem einmal gelingt, ohne euch richtig zu sterben!

Doch vermag er nicht, sich ganz von seinem Buch zu trennen; er läßt ihnen nur die ersten drei Bogen, damit er die Bearbeitung erst sähe, und geht für ein paar Tage nach Richterswil hinaus, wo sein Vetter, der Doktor Johannes Hotze, die Praxis des Vaters mit Klugheit verwaltet, während der jüngere Bruder mit dem Federhut richtig unter die Soldaten gegangen und bei den Österreichern schon General geworden ist. Er weilt gern dort, weil der Doktor Hotze ein Philanthrop von Einsicht und Willenskraft ist; aber als er ihm mit Andeutungen seines Buches begegnet, hält der es anscheinend für einen neuen Seitensprung und wehrt warnend ab. So kommt er demütig zu Pfenniger, seine Handschrift wie einen vom Lehrer verbesserten Aufsatz zurückzuerhalten; aber als er sein Naturgemälde des bäuerlichen Schicksals unter dem frömmelnden Firnis dieses Theologen wiedersieht und angesichts der steifen Schulmeistersprache, die seine Bauern darin reden, an seine Entdeckungsfahrten denkt, fällt die Demut erschrocken ab: Dann wolle er doch lieber mit Beulen und steifen Gelenken ein ungekämmter Stadtwächter sein als ein derart gekämmter, sagt er zu Füeßli, der zugegen ist, läßt dem Pfenniger die gesäuberte Umarbeitung und macht sich auf den Heimweg mit seiner ungesäuberten Handschrift, die anscheinend ebensowenig in die ordentliche Welt paßt wie er selber!

Er ist schon in Baden, als er es nicht vermag, mit diesem Ergebnis heimzukehren und entschlossen seine Reise nach Basel fortsetzt, um auch bei Iselin sein

Glück zu versuchen, bevor er selber an seinem Buch zweifelt. Er darf ihm und seiner Gattin noch am Abend seiner Ankunft einige Kapitel daraus vorlesen; so inbrünstig seine Hoffnung insgeheim um ein günstiges Urteil gefleht hat, auf einen solchen Erfolg rechnete sie nicht. Die Frau Ratsschreiber weint vor Rührung, und der Ratsschreiber selber geht mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab, bis er ihm die Handschrift aus den Händen nimmt, als ob er sich vergewissern müßte, daß dies alles auch wirklich dastände. Er lachte herzhaft auf, als er die Schrift in den roten Tabellen hängen sieht; und auch als er dann liest, schüttelt er immer wieder den Kopf: es sei nicht zu glauben, wie einer so etwas Herrliches ausdenken und zugleich solche Sprach- und Schreibfehler machen könne! So wie es dastände, wäre es allerdings ein ungekämmter Stadtwächter, aber den zu strählen, brauche es keinen Theologen, sondern einen Setzer, der Deutsch könne. Er müsse freilich das Buch erst ganz lesen, aber nach dem, was er bis jetzt gehört habe, wüßte er nicht seinesgleichen.

Heinrich Pestalozzi bleibt drei Tage lang in Basel, und es ist eine Zeit für ihn, als ob Schlaf und Wachen ein einziger Traum geworden wären; so erlöst ihn der Beifall dieser klugen und herzlichen Menschen aus dem Gefühl seiner Unbrauchbarkeit. Die Schreibfehler in der Handschrift verspricht Iselin selber zu beseitigen; auch schickt er gleich einen Brief an den Verleger Decker in Berlin, ob er das Buch herausbringen wolle? Um ihm aber zu den vielen Tauben auf dem Dache doch einen Spatz in die Hand

zu geben, offenbart er ihm zum Abſchied, als er bis Lieſtal mit ihm gegangen iſt und da auf die Poſt wartend im „Ochſen" noch ein Glas Wein trinkt, daß die Aufmunterungsgeſellſchaft zwar nicht ihm allein, aber doch ihm zu gleichen Teilen mit dem Profeſſor Meiſter in Zürich den Preis von zwanzig Dukaten zuerkannt habe.

Es geht mir wie dem Mann, ſagt Heinrich Peſtalozzi, der am Sonntag zehn Louisdor verloren hatte und ſich am Montag freute, weil er drei Kreuzer fand.

57

Schon Anfang September erhält Heinrich Peſtalozzi Nachricht, daß der Verleger Decker aus Berlin in Baſel geweſen ſei und ihm für jeden Druckbogen einen Louisdor als Honorar bewilligt habe. Das wäre vormals nicht viel geweſen, jetzt aber bedeutet es für den ausgeplünderten Neuhof eine Quelle, die bei ſparſamer Verwendung ſeine Inſaſſen auf eine gute Zeit vor Nahrungsſorgen ſchützt und Heinrich Peſtalozzi mutig macht, auch noch den Reſt ſeines Tabellenpapiers vollzuſchreiben. An eine neue Erzählung vermag er nicht zu denken, ſo voll ſind ihm noch Kopf und Herz von dieſer. So beginnt er noch im Herbſt, bevor das Buch gedruckt iſt, eine Erläuterung dazu zu ſchreiben, die er „Chriſtoph und Elſe" nennt! In einer angeblichen Bauernhaushaltung läßt er abends ſeine Geſchichte von Lienhard und Gertrud leſen und beſprechen, wobei er dann wieder ſelber auf der Bühne erſcheinen und den Vorgängen der Handlung ſeine Nutzanwendung mitgeben kann:

So sind die Leiden und Schäden des Landvolks, so sind die Wurzeln seiner Kraft und Urkraft, und so kann der Verwilderung geholfen werden! Aus der Abendstunde eines Einsiedlers werden Abendstunden einer gutwilligen Gemeinschaft.

Er ist noch mitten in dieser Arbeit, als der Tod in der Familie seiner Frau vorspricht und sich die kränkelnde Mutter, geborene Holzlaub, heimholt. Dem alten Zunftpfleger, dem der braune Bart längst weiß geworden ist, wird es danach unheimlich im Pflug, wo seine Söhne eigenwillig schalten: er zieht der einzigen Tochter nach, an der immer sein Herz gehangen hat. So wird der Haushalt um einen Greis vermehrt, dem das Leben die Augen zur Freundlichkeit und Milde geöffnet hat, obwohl er von Haus aus zornig war. Von seinem Vermögen ist nur noch ein bescheidener Altersteil in seinen Händen; aber auch damit bringt er eine Sicherung in den Neuhof, die wohlig empfunden wird und das Gefühl einer vorsichtigen Wiederherstellung verstärkt. Als dann zur Ostermesse endlich „Lienhard und Gertrud" erscheint und seine Wirkung macht, so daß vieler Augen sich auf den Neuhof richten, finden sie nicht mehr die Trümmerstätte selbstverschuldeter Armut, als die er den Bauern im Birrfeld und dem selbstgerechten Bürgersinn der Züricher gegolten hat.

Der erste, der ihm Gutes berichtet, ist Iselin, der zwar bescheiden die dankbare Widmung aus dem Buch beseitigt hat, aber stolz und beglückt durch den Erfolg zu seinem Schützling steht. Er gibt Nachricht von dem Beifall der Zeitungen in Deutschland und wie man dort nach dem ungenannten Verfasser des

Dorfromans riete; auch ſammelt er, was Rühmens in den Schweizerblättern ſteht, und hat einen fröhlichen Eifer damit, ihm nach den erſten ſpärlichen Poſten ganze Stöße von gedruckter Anerkennung in den Neuhof zu ſchicken.

Heinrich Peſtalozzi, dem die Mißachtung einen böſen Bannkreis um ſeine Einſamkeit gezogen hatte, ſieht ſich in die Beleuchtung eines raſch wachſenden Ruhmes geſtellt, in den nun mancher wieder hineinlärmt, der ſich vorher ſtill beiſeitegetan hat; denn ob ſein Name nicht auf dem Deckel des Buches ſteht, dafür ſorgen die fleißigen Gerüchte, daß überall, wo die Geſtalten von Lienhard und Gertrud in ein Schweizerhaus eintreten, auch der Armennarr vom Neuhof als ihr Pate gilt. So iſt es kaum noch nötig, daß Iſelin den Namen des Verfaſſers in den „Ephemeriden" bekanntgibt; wohl aber ſcheint es ein Signal zu ſein für die Kutſcher und Poſtillione, die nun faſt täglich Beſucher nach dem Neuhof bringen. Sie finden da einen freundlichen Greis, der ſich über den Ruhm ſeines Schwiegerſohnes um ſeiner verhärmten Tochter willen freut und gern ein Wort ſpricht; einen elfjährigen Knaben, der als das Jaköbli mit den Bauern auf einem vertraulichen Spielfuß ſteht und augenſcheinlich beliebter bei ihnen iſt als ſein Vater; eine Frau von dreiundvierzig Jahren, die ſich dem Schwall nach Möglichkeit entzieht; endlich ihn ſelber, dem das braune Geſicht mit Rünzelchen verkritzelt iſt, als ob er ſechzig ſtatt erſt fünfunddreißig wäre, der aber alle fröhlich willkommen heißt, nicht eitel, doch ſichtbar glücklich, daß er endlich Macht über die Menſchen gewonnen hat, wie

er sie für seine Dinge jahrelang vergeblich erflehte. Als eines Morgens der Wagen des Herrn von Effinger mit zwei galonierten Dienern vor dem Neuhof hält, ihn nach Schloß Wildegg als Ehrengast zum Essen abzuholen, und als noch am selben Tag von der Ökonomischen Gesellschaft in Bern fünfzig Dukaten mit einer goldenen Denkmünze ankommen, da scheint es zu Ende mit seiner angeblichen Unbrauchbarkeit, da ist Heinrich Pestalozzi, der gescheiterte Landwirt und Armennarr auf Neuhof, ein Schweizerbürger geworden, auf den die Augen seines Volks mit Stolz sehen. Und nun endlich kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, wo aus Reichen und Armen, Klugen und Törichten, Herrschaften und Beherrschten die Volksgemeinschaft wird, darin die Menschenbruderschaft des Evangeliums aus der Sonntagspredigt in die wirklichen Wohnungen und Geschäfte der Menschen kommt. Er ist auf der Höhe seines Lebens, als er diesen Glückstraum erlebt; die Gier und Sehnsucht seiner Jugend, die Radbrüche seiner ersten Fahrten und der grausame Unfall gelten ihm nun nichts mehr, da er sich durch die Hand des Schicksals, die er in einem tieferen Sinn als die Sonntagsgläubigen und Kirchenbeter Gott nennt, in Schuld und Sorgen zu solcher Erfüllung geführt sieht.

58

Könnte Heinrich Pestalozzi die siebzehn einsamen Wartejahre danach voraussehen, darin er die Kräfte seiner Mannesjahre aufreiben soll, bis ihn das Schicksal an die Dinge selber statt an die Worte läßt,

ſo würden ihm die Knoſpen kaum ſo ſchwellen wie nun, wo er im Rauſch des Erfolges noch einmal die ſtürmiſchen Säfte ſeiner Jugend fühlt. Er hat im Vorwort ſeines Buches angekündigt, daß die Erzählung aus dem angeblichen Dorf Bonnal nur die Grundlage eines Verſuchs wäre, dem Volk mit einigen Wahrheiten in den Kopf und ans Herz zu gehen. Auf alles, was als Tugend oder Laſter an ſeinen Geſtalten ſichtbar wird, Heuchelei und Tapferkeit, Hoffart und Sparſamkeit, Freiheitsliebe und Tyrannei, auf alles läßt er nun Chriſtoph und Elſe in ihren Abendſtunden mit dem Zeigeſtock hinweiſen, und er ſelber gibt die feurige Lehre ſeiner in tauſend Nöten durchglühten Erfahrung dazu, um die Quellen der Bosheit und des Elends in den Zuſtänden und in der Geſetzgebung Europas darzuſtellen.

Ein Drittel ſeines Buches hat er ſo erklärt, als ihn der Eifer drängt, näher mit dem Volk zu ſprechen; Iſelin redet ihm zu, und ſo gründet er ſich ſelber eine Wochenſchrift, die er „Ein Schweizerblatt" nennt. So hitzig iſt er in ſeinem Eifer, daß er faſt alles ſelber darin ſchreibt; er wird wieder der Marktſchreier der Zurzacher Meſſe, aber diesmal ſind es nicht Baumwollentücher, ſondern Einſichten und Weisheiten, die er unabläſſig, mit Witz und hinreißender Gläubigkeit gemiſcht, anpreiſt: „Himmel und Erde ſind ſchön, aber die Menſchenſeele, die ſich über den Staub erhebt, iſt ſchöner als Himmel und Erde!"

Mitten in ſeinem Glück hört er ſchon wieder den Tod an die Tür klopfen, und an einem Julitag fährt er im Innerſten bewegt nach Baſel, Iſelin, der ihm

faſt ein Vater war, zu begraben. Durch ein Gewitter erreicht er die Poſt nicht mehr, und er iſt gerade dabei, ſich in Brugg auf eigene Hand einen Wagen zu heuern, als Füeßli mit dem Doktor Hirzel durchfährt. Die nehmen ihn mit, und ſo wird es eine Freundesfahrt der Lebendigen zu dem Toten; denn auch die andern haben Iſelin geliebt, wenn ſie auch nicht ſo viel Freundſchaft von ihm erfahren konnten wie er. Während ſie ſo durch die grünen Täler hinfahren, manchmal im Schritt, weil es ſcharf bergan geht, dann wieder trabend, will Füeßli wiſſen, was er jetzt ſchreibe. Und weil Heinrich Peſtalozzi durch den Tod Iſelins erſt recht in ſeinem Eifer entzündet iſt, jeder Stunde zu achten, damit von ſeinem Leben ein Nutzen für das arme Volk bleibe, ſpricht er von ſeinen Abendſtunden und merkt lange nicht, daß die beiden ſchweigen und ihn faſt traurig anſehen.

Ich dachte, ſagte Füeßli endlich und kollert vor Zorn, daß du jetzt dein Metier gefunden habeſt und wenigſtens im Schwabenalter vernünftig würdeſt, aber dich reitet die Beſſermacherei, bis ſie dich ganz vom Neuhof ins Spital verſchupfen! Über die böſen Worte iſt Heinrich Peſtalozzi ſo erſchrocken, daß er ihn fragt, wie er das meine. Er ſehe doch, wie die Menſchen durch ſein Buch gerührt würden, warum er die dargebrachte Rührung nicht für die Menſchlichkeit ausnützen ſolle! — Als ob die Leſer dem Verfaſſer jemals ihre Rührung gäben, antwortet Füeßli und iſt nun ſelber bitter geworden. Sie erwarten und nehmen ſie als Genuß von ihm für ihr ausgelegtes Geld, gleich einem Kirſchwaſſer oder einem Schweinebraten auch!

Sie begraben danach den Ratsschreiber in Basel; es ist ein Sarg, wie Füeßli grausam vor Trauer sagt, darin der Hummelvogt denselben Platz gehabt hätte. Für Heinrich Pestalozzi wird alles zum Verhängnis seit dem bösen Wort im Wagen. Er hat es längst gespürt, daß er mit seinem Buch nichts als ein Menschenmaler geworden ist, von dem man nun weitere Bilder verlangt. Wenn die Bauern im Birrfeld sich hämisch freuen, daß er es seinem Widersacher Märki gut gegeben habe, oder wenn die literarischen Blätter die Vortrefflichkeit seiner Charakterschilderung rühmen: es ist das gleiche, daß sie ihn als ihren Spaß- oder Rührmacher halten, nicht aber ihm redlich ins Menschliche folgen wollen. Er vermag nicht, mit den beiden wieder heimzufahren, tut sich vor der zudringlichen Begrüßung des berühmten Verfassers scheu zur Seite und wandert frühmorgens heimlich aus Basel fort. Unterwegs gelüstet es ihn, das bäuerliche Paar in Frick aufzusuchen, das ihn damals so freundlich genächtigt hat, in der Sehnsucht, von ihm andere Botschaft des Volkes zu hören als von den Gebildeten.

Er trifft sie auch und bleibt zum zweitenmal bei ihnen zur Nacht, nicht anders aufgenommen als beim erstenmal, obwohl der Ziegenhirt nicht mehr da ist. Aber als er enttäuscht, daß sie nicht selber davon sprechen, zuletzt nach ihrer Meinung über sein Buch fragt, haben beide zwar einiges davon gehört, jedoch nichts daraus gelesen. Wir sind Bauern, Herr Pestalozzi, sagt der Mann treuherzig, und seine Frau nickt ihm zu: wir haben unser Tagwerk; was soll in einem Buch von unserm eigenen Leben stehen, das

wir nicht selber wüßten? Und unsere Nachbarn! Wir reden selber nicht schlecht von ihnen, warum sollen wir lesen, wie das ein anderer tut!

Es sind zwei Grabschriften, die Heinrich Pestalozzi von dem Begräbnis seines väterlichen Freundes mitbringt und die nun in den Gärten seiner Hoffnungen stehen. Er schreibt zwar danach noch tapfer sein Schweizerblatt, Woche für Woche; aber daß es eigentlich keine Leser hat, das nimmt er nun erst wahr. Als die ersten dreißig Abendstunden von „Christoph und Else" erscheinen, die wie ein Katechismus des bäuerlichen Lebens in alle Strohhütten gehen sollen, ist die Wirkung so schwach, daß der Verleger das Buch nicht weiterdrucken will. Unterdessen singen die Blätter das Lob von „Lienhard und Gertrud" unablässig weiter, bis der kleinste Kalender davon voll ist. Ich habe das Pferd vorn und hinten eingespannt, denkt Heinrich Pestalozzi; und da auch der Verleger um eine Fortsetzung seines Romans drängt, gibt er sich tapfer daran, seine Pläne an dem Dorf Bonnal seiner Dichtung zu versuchen und statt Ermahnungen und Vorschlägen die Darstellung einer angeblichen Besserung zu geben. Ehe er es hofft, ist ein zweiter Band von „Lienhard und Gertrud" fertig, aus dem nun der Ratsschreiber Iselin die dankbare Widmung an seinen Schatten nicht mehr ausstreichen kann. Die Neugier hilft, daß er diesmal noch gelesen wird; aber die den ersten Band gepriesen haben, sind an dem zweiten enttäuscht und finden, daß der Verfasser sich wiederhole und in der langen Jugendgeschichte des Hummelvogtes nur eine überflüssige Nachrede brächte. Es ist mit dem Ruhm

und der Wirkung seiner Schriftstellerei wie mit einem der Bäche im Kalkgebirge, die irgendwo stark aus dem Boden brechen, eine Zeitlang trügerisch in der Sonne fließen und dann wieder im Gestein verschwinden.

59

Daß Heinrich Pestalozzi durch den Pfarrer seines Buches die Jugendgeschichte des Hummelvogtes so ausführlich erzählen läßt, kommt nicht von ungefähr. Das Jakobli ist nicht nach seinen Hoffnungen geraten; in den sechs Jahren der Armenanstalt ist es als Sohn der Hausmutter vor dem Gesinde und den Zöglingen von selber der Prinz geworden, an dem die einzelnen sich ein Wohlwollen verdienen wollen; im wechselnden Drang der häuslichen Umstände danach zwischen die überlieferten Erziehungsansichten der Mutter und die neumodischen Absichten seines Vaters gestellt, hat seine Natur nicht die Ruhe an den Wurzeln gehabt, die Kindern das Nötigste von aller Wartung ist. So ist er mit zwölf Jahren wohl ein großer Knabe geworden, aber ohne Festigkeit und geplagt von dem Eigensinn seiner reizbaren Art, die zwischen der Heftigkeit des Vaters und der zärtlichen Liebe der Mutter ihre Hinterhalte hat.

Was an Abhärtung getan werden konnte, um der Weichlichkeit seiner Natur zu begegnen, das hat Heinrich Pestalozzi spartanisch an ihm geübt, auch ist er mit List und Stärke dabei gewesen, seinen kindlichen Eigensinn zu brechen — bis der gefährliche

Untergrund dieſer Eigenſchaften im Ausbruch ſeiner Krankheit herzſchneidend zutage kommt. Es iſt in der Zeit, da die Stimme anfängt zu wechſeln; er hat einen Korb mit Pflanzkartoffeln aus dem Keller holen ſollen und kommt nicht wieder. Als Heinrich Peſtalozzi heftig hinunterläuft, ſitzt er verträumt vor einem Spinnennetz; die Überraſchung mag zu jäh gekommen ſein: ehe Heinrich Peſtalozzi bei ihm iſt, tut der Knabe einen Schrei und fällt hin wie ein Toter. Doch hat er ihn kaum an der Schulter gefaßt, als das Leben mit unheimlichen Zuckungen wieder anfängt. Das fallende Weh raſt in ihm, und Heinrich Peſtalozzi, der als eifernder Vater zu hadern gekommen iſt, ſieht ſein armes Kind in dem fahlen Kellerlicht Mächten überliefert, die ſeiner Strenge wie ſeiner Liebe ſpotten. Erſt als alles vorüber iſt und der Knabe aus tiefer Bewußtloſigkeit erwacht, wagt er die Eliſabeth zu rufen.

Seine Hoffnung, daß es ein einzelner Unfall geweſen ſein möge, wird nicht erfüllt; die Krankheit kommt zurück und ſteht ſeitdem warnend hinter jedem ärgerlichen Wort, das er dem Knaben ſagen will. Das Grauen nimmt ihm für lange den Mut; denn deutlicher als jemals ſieht er, wie das Schickſal des Menſchen als einer Kreatur nicht an eigene oder fremde Verſchuldung allein gebunden iſt, wie Glück und Unglück aus den Naturgründen des Lebens kommen und alle ſittliche Sorgfalt zu verhöhnen ſcheinen. Lange verſucht er, das Unheil Anna zu verheimlichen, die bei dem erſten Anfall in Hallwyl war; als ſie es eines Tages doch erlebt — ſie ſind in den Letten hinaufſpaziert und müſſen ihn da in den

rot blühenden Klee legen —, meint er in dem entsetzten Blick der Mutter einen Vorwurf zu spüren, der ihm lange nachgeht und bald darauf eine peinliche Ergänzung findet. Er hört, daß die Leute in Birr der unvernünftigen Abhärtung — den Knaben von kleinauf, auch im Winter, im eiskalten Brunnenwasser zu waschen — die Erkrankung zuschreiben. Die Gewohnheit behält immer recht! sagt er bitter, aber ein grausamer Rest ihrer Schadenfreude bleibt zurück und quält ihn mit Zweifeln, ob er dem Knaben ein rechter Vater gewesen sei. Er sieht nun erst, daß der Jakob kaum lesen und schreiben kann und auch sonst gegen die Kinder seines Alters zurück ist. Am Ende kommt er mit Anna überein, ihn für ein Jahr oder zwei nach Mülhausen in eine Erziehungsanstalt zu geben, die ihm durch seinen Vetter, den Doktor Hotze in Richterswil, empfohlen ist; die zage Hoffnung auf seine Heilung muß ihnen über den schweren Abschied forthelfen.

Auf der Rückreise sucht er einen Herrn Battier in Basel auf, der ihm noch durch Iselin bekannt geworden ist; ein Kaufmann, der fest im Sattel seiner zahlreichen Geschäfte sitzt, aber allen menschenfreundlichen Dingen mit der Kraft seiner unabhängigen und kühnen Natur zugewandt blieb; der will den Jakob nachher in die Lehre nehmen. Vorläufig aber hat er von all den kläglichen Nöten gehört, in denen der berühmte Verfasser von „Lienhard und Gertrud" immer noch lebt, und setzt ihm hartnäckig zu, eine Liste seiner Schulden und Verpflichtungen aufzustellen. Es wird eine quälende Stunde für Heinrich Pestalozzi, in dem blitzsauberen Kontor und vor dem

ſchneeweißen Halstuch dieſes Kaufmanns ſeine verzwickte Lage zu offenbaren; auch vermag er aus der Erinnerung unmöglich durch den Urwald ſeiner Bedrängniſſe hindurchzukommen. Er weicht ihm ſchließlich aus mit dem Verſpruch, ein genaues Verzeichnis ſeiner Güter und ihrer Belaſtung aufzuſchreiben; aber der Kaufmann iſt nicht für Ausflüchte: dann wolle er ſich, wenn es ihm recht ſei, den Neuhof einmal ſelber anſehen, und zwar gleich andern Tags, da er doch in Geſchäften nach Zürich müſſe!

So kommt Heinrich Peſtalozzi am nächſten Morgen nicht beſcheiden mit der Poſt aus Baſel fort, wie er gedacht hat, ſondern in dem blitzblanken Reiſewagen des Kaufmanns Battier mit zwei Apfelſchimmeln, die den Poſtwagen ſchellenklingelnd überholen und auch weiterhin nicht wie die Poſtgäule bei jeder Steigung aus dem Trab fallen. Mein Leben hat zwei Straßen, ſagt er ſeinem unternehmenden Begleiter, als er Stück für Stück der wohlbekannten Landſchaft flinker als ſonſt ſieht: auf einer bin ich von Zürich gekommen, und die andere bringt mich zeitweils nach Baſel; es will mir ſcheinen, daß die Baſler mir allmählich geläufiger wird! Das ließe ſich ändern, ſagt Battier und legt ihm von hinten — als ob er ihn umarmen wolle — die Hand auf die Schulter: Wenn Sie ſelber nach Baſel zögen, wäre es wieder nur die eine Straße, auf der Sie gekommen ſind, und zu Ihrem Sohn hätten Sie es näher!

Es zeigt ſich bald, daß dies nicht nur eine Augenblicksrede war; denn als der Kaufherr noch am ſelben Nachmittag ſtundenlang unermüdlich geweſen iſt, jeden Acker in Augenſchein zu nehmen, mit vielen

Scherzen, als ob das alles nur ein Spaß dem schönen Wetter zuliebe wäre, und als sie danach bei einem Glas Landwein in der Stube sitzen, holt er aus seiner Tasche ein Bündel Papiere heraus, die längst schon in der saubersten Ordnung enthalten, was er soeben gesehen hat: jeden Acker nach seinem Tageswert abgeschätzt, und daneben das Verzeichnis aller noch ungelöschten Schulden und Verbindlichkeiten in einer Vollständigkeit, daß Heinrich Pestalozzi erstaunt und erschrocken zugleich ist; denn wenn es vor den Augen eines nicht einmal übelgesinnten Geschäftsmannes so mit ihm steht, brauchte nur das Soll mit dem Haben vertauscht zu werden, und die Rechnung ginge so auf, daß er in der Mitte mit nichts übrigbliebe. Er muß an den Bankier aus dem Gewundenen Schwert in Zürich denken, der damals auch so im Handumdrehen seinen Besitz bescheinigte; nur daß der Basler sich den Bericht des Bedienten anscheinend schon vorher verschafft hat. Aber dann kommt statt der Enttäuschung von damals die Überraschung: das sei der Vermögensstand von heute; aber wie die Felder ständen und wie sie durch resolute Behandlung werden könnten, in dieser Differenz läge ein möglicher Zukunftsgewinn für einen praktischen Mann, der den Neuhof heute zu dem gültigen Satz übernähme. Dieser Käufer wolle er selber sein und ihm also schon jetzt die Zinsen des zukünftigen Wertes als eine Rente zahlen, die ihn und die Seinen mit einem Schlag sorgenlos mache und ihm erlaube, ungehindert seiner Schriftstellerei zu leben!

Heinrich Pestalozzi spürt die herzliche Absicht in dem Vorschlag: er sieht, wie der Mann glüht, ihm

wohlzutun: aber er ist den schmerzlichen Blick noch nicht los, mit dem er seinen Knaben in der Franzosenstadt im Elsaß gelassen hat. Es ist ein blauer Himmel, der sich da nach Gewitter und Nebelschwaden auftut; nur würde er seinem Sohn das Erbe ableben, wenn er den Vorschlag annähme! Auch wäre es für ihn selber ein Verrat an seinen Plänen, die er heimlich viel ernsthafter trägt, als der Basler ahnen kann, der schließlich wie die andern auch nur den Schriftsteller in ihm sieht. Er nimmt die angebotene Frist bis zur Rückkehr aus Zürich an, läßt den Kaufmann mit fröhlichem Peitschenknall gegen Abend nach Baden fahren und steht winkend an der Straße. Aber als Battier nach drei Tagen wiederkommt, ist er mit Anna tapfer entschlossen, nicht die verlockende Fahnenflucht zu machen, sondern nach so viel überstandenen Bedrängnissen auszuharren und, sei es selbst durch bittere Nöte, dem Sohn das Hoferbe zu erhalten.

Battier nimmt die Absage seines edelgesinnten Vorschlags zunächst als Eigensinn, und er sagt das auch in der ersten Verstimmung, so daß es diesmal einen unbewinkten Abschied gibt. Aber schon nach drei Tagen ist ein fröhlicher Brief von ihm da, als ob nichts anderes im Vorschlag gewesen wäre: er wolle die drängenden Schulden auf sich nehmen ohne Kauf und Verzinsung, nur gegen eine bestimmte Anerkennungsgebühr. Jetzt braucht es also nur, sagt die Lisabeth, der er den Brief zeigt, daß ich fleißig bin und daß der Herr Pestalozzi nicht über jeden Bettler mit einem Gulden herfällt!

Unterdeſſen geht Heinrich Peſtalozzi ſchon gegen die Vierzig; es kann ihm geſchehen, daß er wie ein uralter Rabe daſitzt und über die Trümmerfelder ſeiner Mannesjahre wehmütig in die ferne Jugend denkt. Die erſte Neugier um den Einſiedler auf Neuhof hat ſich längſt gelegt, und es iſt ſelten, daß ein Wanderer oder gar ein Wagen den Weg zu ihm aufs Birrfeld findet. Solange der Knabe noch dageweſen iſt mit ſeinen Spielen und Geſprächen, hat die Einſamkeit nur zum Beſuch kommen dürfen; nun wohnt ſie in ſeiner verlaſſenen Kammer und macht ſich täglich breiter im Haus. Die einzige Verbindung mit den Vorfällen der Welt beſorgt die Schaffhauſer Zeitung, die Heinrich Peſtalozzi Samstags im Gaſthof zum Sternen in Brugg lieſt. Da ihm der Weg dahin allmählich zu mühſam wird, namentlich bei ſchlechtem Wetter, hat er ſich angewöhnt zu reiten. Sein ſtruppiges Pferdchen iſt, wie die Bauern ſagen, genau ſolch eine Vogelſcheuche wie die Peſtilenz ſelber; und da er immer noch die Gewohnheit ſeiner Jugend hat, das Tier mit dem Zügel im Trab zu halten, gibt er einen merkwürdigen Reiter ab, dem die vornehmen Kurgäſte aus Baden oder Schinznach mit ſpöttiſchem Vergnügen begegnen.

Als er ſo eines Samstags ſein Pferd am Sternen angebunden hat und drinnen bei einem Kirſchwaſſer die Schaffhauſer Zeitung lieſt, iſt ein Fremder da, der ihn ungeduldig abwartet, ihn dann aber klug in ein Geſpräch verwickelt, daß Heinrich Peſtalozzi bald merkt, einen Mann von Kenntniſſen vor ſich zu

haben, der auch seine Schriften und Taten genau kennt, obwohl er sonst wie ein Handelsmann aussieht. Ehe er noch eine Absicht des Mannes merkt, hat der ihm beigebracht, daß seine wie alle ähnlichen Mißerfolge nur von der Vereinsamung der einzelnen Menschenfreunde kämen, die wie die Prediger in der Wüste lebten und auf die zufälligen Bekanntschaften angewiesen wären. Wenn die sich etwa an den Jesuiten ein Beispiel nehmen und sich zu einer Gemeinschaft der Heiligen zusammentun wollten, würde der einzelne mit einem Schlag eine Macht bedeuten. Nur dürfe es keine öffentliche Gesellschaft mit dem Ehrgeiz der Führer und der Scheu der einzelnen Mitglieder sein: Wie zum Beispiel der Geheimorden der Illuminaten Hunderte von Mitgliedern hätte, deren keins das andere persönlich kenne, weil jedes nur mit einem selbstgewählten Namen geführt würde, aber unter diesem Decknamen mit jedem einzelnen korrespondieren könne, und zwar mit vermögenden und hochstehenden Persönlichkeiten.

Das Gespräch dauert bis in die Dunkelheit, und Heinrich Pestalozzi hätte es gern noch fortgesetzt, so beglückt ihn diese geheimnisvolle Möglichkeit, seine Ideen bei Ministern und Fürsten anbringen zu können. Aber der Fremde, der seinen Stand und Namen nicht einmal andeutet, muß mit der Post nach Baden zurück, von wo er gekommen ist. Er sagt ihm noch, daß eine Nachricht von Augsburg kommen würde, die er an dieselbe Stelle beantworten möge, und läßt ihn in einem Schwall von Hoffnungen zurück, mit denen er nachher in einem gespenstischen Galopp durchs nächtliche Birrfeld reitet.

Durch dieſe Begegnung iſt der Docht ſeiner Pläne wieder ins Glimmen gebracht; tiefer als jeder andere glaubt er die Not des Volkes zu kennen; während die Wohltätigkeit vergeblich an den böſeſten Löchern flickt und, wie er ſagt, die Gerechtigkeit in der Miſtgrube der Gnade verſcharrt, hält er die Menſchenbildung als Heilmittel in der Hand. Er hat von dem Herzog von Württemberg gehört, der mit den Seinen als einfacher Landmann lebt; nun ſpürte er in der Rede des ſeltſamen Fremden einen Hauch dieſes Geiſtes aus Deutſchland herüberwehen, und als die angekündigte Schrift aus Augsburg kommt, tritt er mit weitgreifenden Hoffnungen in den Bund der Illuminaten ein, obwohl ihm die Geheimniskrämerei daran von Anfang an mißbehagt.

Er legt ſich nach dem ſagenhaften König der Angelſachſen den Namen Alfred zu und iſt mit fiebrigem Eifer dabei, ein Memorial nach dem andern in den namenloſen Bereich des Ordens hineinzuſenden, wie ein geſchäftiger Apotheker ſein Heilmittel anpreiſend. Es gelingt ihm auch bald, über ſeine Vorſchläge zur Menſchenbildung mit einflußreichen Perſönlichkeiten in einen direkten Briefwechſel zu kommen, unter denen der Herzog von Toskana und Graf Zinzendorf, der Miniſter Joſefs II. in Wien, die wichtigſten ſind. Von allen Zeiten ſeines Lebens iſt dieſe nun die ſeltſamſte, wo er ſich in der bäuerlichen Verborgenheit des Neuhofs allmählich ſeinen Landsleuten aus dem Augenkreis verſchwinden und den Ruhm ſeiner Schriftſtellerei nach jedem neuen Buch mehr verſiegen ſieht, während er mit Ungeſtüm an das Gewiſſen von Miniſtern und Fürſten klopft. Den

ersten Teil von „Lienhard und Gertrud" hat er noch im Angesicht des Birrfeldes geschrieben, und die „Abendstunden von Christoph und Else" haben als Katechismus in die Strohhütten gesollt: nun wachsen sich die beiden letzten Bände von „Lienhard und Gertrud" immer mehr in Gesetzesvorschläge hinein; aus dem Ungetüm der Wirtshäuser wird das Ungetüm der Verwahrlosung überhaupt, und an die Regierenden in Europa geht sein Aufruf, es mit dem Heilmittel der allgemeinen Menschenbildung zu bekämpfen.

Er ist acht Jahre älter geworden seit dem ersten Band, als er den vierten hinaussendet, und er stapft schon mit einem Fuß auf die Fünfziger zu; die Straßen nach Basel und Zürich geht er nun gleich wenig, wohl aber studiert er auf der Karte die Reise nach Wien, wo Zinzendorf sich immer mehr für seine Dinge erwärmt, und wo der Glanz des Kaisers seine Hoffnungen anlockt. Für die Bauern im Birrfeld bleibt er die Pestilenz, die sie nun schon wie etwas Zugehöriges über die Straßen reiten oder Sonntags in der Kirche nach seiner Gewohnheit am Halstuchzipfel lutschen sehen; für die weitere Heimat ist er die Vogelscheuche seines Ruhms geworden, die immer noch den unnützen Phantastereien seiner Jugend nachhängt und sich den letzten Ausweg zum Wohlstand als Schriftsteller mit dem angeborenen Ungeschick verbastelt hat.

Liſabeth, die Magd, iſt in den Jahren fleißig und ſparſam geweſen, wie ſie Heinrich Peſtalozzi verſprochen hat; ſie hält die verkleinerte Wirtſchaft über Waſſer, bis der Jakob ſie übernehmen kann. Der iſt aus Mülhauſen durch den tapfer ſorgenden Battier in ſeine Handlung in Baſel übernommen worden, um einmal beſſer als ſein Vater für die geſchäftliche Führung gerüſtet zu ſein. Doch läßt ihn ſeine Krankheit nicht mehr los; als er wieder auf den Neuhof kommt, iſt es auf den erſten Blick ein großer und ſtarker Jüngling, aber für Heinrich Peſtalozzi ſtehen ihm die Spuren ſeines Zuſtandes zu grauſam im Geſicht, als daß er ſeiner froh werden könnte.

Er iſt ein Vierteljahr da, als der Vater Annas in ſeinem fröhlichen Greiſentum kränkelt; der Tod nimmt ihn weg, bevor ein längeres Siechtum ihn mißmutig machen könnte. Sie begraben ihn an einem harten Wintertag hinter dem kleinen Schulhaus in Birr; auch die Brüder Annas ſind da, und einer entäußert ſich des gemeinſamen Verdruſſes, daß ſie nun ihren Vater, der doch ein Züricher Bürger und Zunftpfleger geweſen ſei, auf dem bäuerlichen Kirchhof im fremden Aargau begraben müßten, alles um der Projekte ſeines Schwiegerſohnes willen! Heinrich Peſtalozzi weiß, daß ihn viel mehr die Unſtimmigkeiten mit den Söhnen auf den landfremden Altenteil getrieben haben — wodurch ihm die eigene Mutter ſcheu in der Einſamkeit des Roten Gatters geblieben iſt —, er hört aus den Worten des Schwagers ſchon die Entſcheidungen heraus, die

nachher kommen ſollen, als es gilt, den Reſt der Erbſchaft aus dem Pflug zu teilen; denn ſo fern die Geſchwiſter Schultheß allem ſtehen, was nach einem Erbſtreit ausſehen könnte, ſo wenig verhehlen ſie ihre Beſorgnis, daß auch der letzte Teil Annas in neuen Plänen verſchwinden möge. Es findet ſich auch eine Klauſel im Teſtament, und ehe Heinrich Peſtalozzi den Sinn verſteht, iſt er in endloſe und manchmal hitzige Verhandlungen verwickelt, in denen ſein eigener Sohn den Prozeßgegner vorſtellt. Es wird ſchließlich ein Pakt gemacht, laut welchem er ſeinem minderjährigen Sohn Jakob den Neuhof für ſechzehntauſend Bauerngulden verkauft; doch erhält er dieſes Geld nicht, ſondern es werden damit die Brüder Annas und andere Gläubiger abgelöſt.

Es iſt eine klare Regelung, und Heinrich Peſtalozzi kann mit dem Ergebnis zufrieden ſein, da es den Neuhof für ſeinen Sohn ſichert, wie er es ſelber gewollt hat; auch werden die Beratungen mit dem Reſpekt geführt, den man dem berühmten Verfaſſer von „Lienhard und Gertrud“ ſchuldig zu ſein glaubt: aber das mildert nur wenig an der Grauſamkeit, mit fünfundzierzig Jahren ſchon ausgezogen und auf die freiwillige Unterhaltung durch ſeinen Sohn geſetzt zu ſein! Und bitterer noch als dieſes Ergebnis ſind die Bedenken, die dahin führten, und die ihn — ſoſehr es auch verklauſuliert wird — gleich einem Verſchwender entmündigten.

So bin ich denn lebendig begraben! ſpottet Heinrich Peſtalozzi grauſam, als er ſeinen Namen unter den Vertrag geſetzt hat und unter dem Vorwand, in Bern mit dem Herrn von Fellenberg unterhandeln

zu müſſen, nicht mit Anna auf den Neuhof zurückgeht. Er kommt an dem Tag nur bis Kirchberg; denn als er da gegen Abend mit der Poſt durchfahren will, erſchüttert ihn der Anblick der bekannten Fluren ſo, daß er ausſteigt und ſich in wehmütige Erinnerungen verliert. Es ſind mehr als zwei Jahrzehnte vergangen, ſeitdem er hier gelernt hat, und da der Vater Tſchiffeli ſeit zehn Jahren in der Erde liegt, ſtehen die Felder längſt nicht mehr von ihm bereitet da. Die Krappkultur iſt auch hier bis auf ſpärliche Reſte eingegangen, und wo damals junge Alleen führten, hängen jetzt vereinzelte Bäume verwildert im roten Laub: Ich bin Landwirt geworden, ſagte er, wie ein Brot in den Backofen ſollte; da haben ſie mich vergeſſen, und ich bin in den Kruſten vertrocknet!

Es fällt ihm ein, wie er hier mit Anna umhergegangen iſt, mehr ſie den Leuten, als ihr die Dinge zeigend; und weil ſie damals einen Ausflug nach Burgdorf und ſeinem ragenden Schloß gemacht haben, läuft er noch am ſelben Abend durch den Mondſchein dahin. Er kommt erſt in der Nacht an und ſieht nur noch im Unterdorf Licht in einer kleinen Wirtſchaft, weil eine Kuh kalbt. Da findet er zwar ein Lager, aber er ſchläft nicht bis in die Frühe, und als dann endlich die bleierne Ermüdung auf ſeine raſtloſen Gedanken gefallen iſt, wird er bald wieder aus dem Morgenſchlaf geweckt. Er träumt, daß er noch eine Armenanſtalt habe und ſich eifrig mit den Kindern plage; aber wie er wach wird, iſt es die Hinterſaſſenſchule nebenan mit ihrem Lärm. Es lockt ihn nachher, als er mit der Morgenſuppe fortgeht, die Schul-

tür zu öffnen und in den Raum hineinzusehen, wo immer noch, wie damals in der Hausschule zu Zürich, der Lehrer mit einem Stock schreiend in der Klasse herumwandert. Der Mann bemerkt ihn gleich und läuft unwirsch auf ihn zu: was er wünsche? Heinrich Pestalozzi sieht an seiner Schürze, daß es ein Schuhmacher ist, und die Bitterkeit schießt ihm auf, daß in der Schule das gleiche Elend geblieben ist durch vier Jahrzehnte: Ich wünsche, daß dies anders werden möchte! sagt er und geht fort, während der verdutzte Schulmeister in der Tür steht und dem Landstreicher nachsieht.

Von Burghof bis Bern sind es fünf Stunden; er braucht den ganzen Tag dazu. Ich komme doch überall zu früh, sagt er doppelsinnig zu sich selber, indem er bald hier, bald dort seinen Einfällen nachgeht und so schließlich erst gegen Abend vor dem Stadttor steht, bestaubt von der Straße und auch sonst unansehnlich genug. Zufällig sieht ihn da der Offizier der Wache, dem er verdächtig scheint; er fragt ihn nach seinem Namen, den er nicht weiter kennt, und da der Wanderer, an seinem Halstuch lutschend, ihm blöd vorkommt, läßt er ihn ohne weiteres als einen Landstreicher abführen. So kommt Heinrich Pestalozzi statt zu dem Ratsherrn von Fellenberg ins Fremdenarmenhaus, und seine Stimmung ist so, daß er sich nicht einmal ungern dahin abführen läßt, es ist ihm oft genug von den Züricher Freunden als sein sicheres Ziel prophezeit worden. Meines Besitzes ledig, ohne Amt oder Beruf, auf nichts als auf die Einfälle meiner Feder gestellt, und auch damit längst nicht mehr willkommen: was bin ich vor

ihrer bürgerlichen Ordnung anders als ein Bettler! Als er seine Suppe und nachher ein Bett erhält, die eine wohlschmeckend und das andere sauber, vergeht sogar seine düstere Stimmung: er findet sich besser aufgehoben als zur vergangenen Nacht in Burgdorf, und die Freude, daß für die anwandernden Armen in Bern so gut gesorgt ist, macht ihn fast fröhlich. Er schläft gut, ißt andern Morgens in der Frühe wieder seine Suppe und macht sich Freund mit seinen Leidensgenossen. Ich habe eine Frau, ein Gut und einen Sohn gehabt, es ist ein Strudel von Sorgen und Aufregungen um mich gewesen, ich bin berühmt geworden mit einem Buch und wieder vergessen mit einem andern: aber alles das war mein Leben nicht! Ich hätte arm sein und bleiben sollen wie einer von diesen; das andere hat mich vom Notwendigen abgebracht und in tausend Alltäglichkeiten verstrickt, die nicht die Atemzüge wert waren, die ich dranwandte!

Er bleibt noch bis gegen Mittag da; erst, als er nachher eine Weile spazieren will, merkt er, daß sie ihn gefangenhalten, und er schickt dem Herrn von Fellenberg einen Zettel. Es dauert nicht eine halbe Stunde, so kommt der Ratsherr selber angeritten, und der Aufseher kann sich nicht genug verwundern, wie er vom Pferd springt und dem angeblichen Landstreicher um den Hals fällt. Hernach scheint er gereizt genug, sie alle um das Versehen anzufahren; aber Heinrich Pestalozzi legt ihm sogleich die Hand auf den Arm und lächelt ihn listig an mit allen Runzeln seines Gesichts: Ich wollte doch nur sehen, wie ihr mit Betten und Suppen für die Landarmen sorgt!

Erſt als er mit dem Ratsherrn, der ſein Pferd am Zügel führt, durch die Straßen von Bern geht, geſteht ſich Heinrich Peſtalozzi den Zweck ſeiner Reiſe ein: Fellenberg hat ihn dem Grafen Zinzendorf empfohlen; nun will er ſeinen Rat und andere Weiſungen für Wien holen, denn nichts anderes als eine Wanderung dahin hat er im Sinn. In den Neuhof zurückzukehren, ſcheint ſeinem Trotz unmöglich, und ſonſt gibt es in der Schweiz nichts mehr für ihn zu tun; in Zürich, Baſel und Bern, überall iſt er der läſtige Projektemacher. Zinzendorf war ziemlich der einzige, der ihm über den vierten Teil von „Lienhard und Gertrud" begeiſtert geſchrieben hat; wenn er ihm unter die Augen träte — er hat ſich den Augenblick hundertmal ausgemalt—, könnte es gar nicht fehlen, daß der Miniſter auch eine Stelle fände, ſein Heilmittel der allgemeinen Menſchenbildung zu verſuchen!

Fellenberg ſcheint dieſen Reiſeeinfall zunächſt für einen Witz zu halten; er fitzt ein paarmal mit der Reitgerte durch die Luft und lacht dazu, als ſie nachher miteinander auf einer Fenſterbank ſitzen: das wäre allerdings keine üble Szene, wenn er in Wien als Wunderdoktor aufträte! Aber als Heinrich Peſtalozzi mit einem Freudenruf aufſpringt und redend ins Zimmer läuft, wie wenn er ſchon vor dem Grafen ſtände, wobei er ſich freilich in einen Teppich verfängt und ſtolpert, fällt der Ratsherr ihm in den Arm, ſetzt ſich aber gleich hin, ingrimmig lachend und den Kopf abermals ſchüttelnd wie einer, der

mit seinem Verstande zu Ende ist. Je mehr sich Heinrich Pestalozzi in die Einzelheiten seines phantastischen Plans hineinredet — wie er als dramatischer Dichter versuchen will, dem ganzen Hof ins Gewissen zu reden —, je schweigsamer wird der andere; bis beide schweigen und Fellenberg sich mit aller Gewandtheit seiner Diplomatie darangibt, das Schaukelbrett wegzuziehen, darauf die Pläne seines Gastes gebaut sind: Der Wiener Hof und der Graf Zinzendorf hätten zurzeit andere Dinge zu bedenken; der Kaiser Josef, durch dessen Eifer alle Mühlen in Österreich so eifrig am Mahlen gewesen wären, läge sterbenskrank darnieder, verbittert an dem Widerstand seiner Zeit. Er würde ihn wohl kaum noch lebend finden, wenn er in Wien ankäme; und so große Hoffnungen auch auf seinen Bruder Leopold, den Herzog von Toskana, als seinen Nachfolger zu setzen wären — Heinrich Pestalozzi habe ihm ja immediat schreiben dürfen und besitze sicher einen Gönner in ihm —, er würde den Staat in einer Verfassung finden, die fürs erste auf andere Dinge als noch mehr Reformen ginge! Und was er sich sonst unter Wien und seinem Hof vorstelle? Es könne ihm passieren, daß er, einmal versehentlich ins Armenhaus gebracht, nicht so leicht wieder herauskäme wie hier. Jedenfalls würde ihn der Graf Zinzendorf kaum selber herausholen!

Es hilft nichts, daß Heinrich Pestalozzi seine Gegengründe mit den Armen heranbringt, diese Dinge kennt der Ratsherr besser als er; und da er ihm weder in Bern noch sonst in der Schweiz einen Platz für seine Experimente weiß, tritt er nach drei

Tagen, gedemütigter, als er gekommen ist — trotz aller ehrenden Sorge des Ratsherrn —, seine Rückreise nach dem Neuhof an. Da es sein muß, vermag er den Weg nicht durch eine neuerliche Wanderung in die Länge zu ziehen, er fährt mit der Post und langt nach einer durchrumpelten Tagesfahrt nachmittags in Lenzburg an, von da über den Berg zu laufen. Er will sich im „Löwen" noch stärken für den Marsch, als ihm sein Sohn aus der Tür mit einem Mädchen entgegentritt, das er nach der ersten Überraschung als eine Brugger Tochter namens Fröhlich erkennt, die auch schon einigemal im Neuhof gewesen ist. Die beiden haben sich, wie sie abwechselnd errötend sagen, zufällig hier in Lenzburg auf dem Markt getroffen und wollen mit ihren Eltern im Wagen nach Brugg heimkehren. Da er ablehnt, mitzufahren, und der Wagen schon wartet, treten sie gar nicht mehr mit ihm ein; so kommt er trotz der Begegnung allein mit dem Abend ins Birrfeld hinunter, nun völlig sicher, daß kein Platz mehr für ihn und seine Pläne auf dem Neuhof ist.

63

Es geschieht so, wie Fellenberg prophezeit hat; nach einigen Monaten liest Heinrich Pestalozzi in der Schaffhauser Zeitung, daß der edle Kaiser Josef im neunundfünfzigsten Jahr seines Lebens und im fünfundzwanzigsten Jahr seiner Regierung gebrochenen Herzens gestorben sei. Damit ist der Rest seiner heimlichen Hoffnungen allein auf seinen Nachfolger Leopold gestellt, und im Herbst wagt er es, ihm mit einer Schrift durch den Grafen Zinzendorf seine

Dienste anzubieten. Aber auch damit hat Fellenberg recht gehabt, der Brief bringt ihm nie eine Antwort ein, und während er nach Trostgründen sucht, stirbt der neue Kaiser seinem Bruder rasch hinterher.

Unterdessen ihm die Weltgeschichte diese Striche durch seine phantastische Rechnung macht, beeilt sich sein Sohn Jakob mit der Anna Magdalena Fröhlich von Brugg; im einundzwanzigsten Jahr macht er Hochzeit, und seitdem sitzt Heinrich Pestalozzi wirklich auf dem Altenteil im Neuhof. Seine Frau ist nun fast immer bei ihrer Freundin auf Schloß Hallwyl, und ihn treibt seine einsame Ruhelosigkeit nach Zürich, wo er den Rest seiner Freunde gelegentlich um neue vermehrt. Noch immer ist es die gelobte Stadt schwärmerischer Jünglinge, denen die Lage am See, der Ausblick ins Gebirge, dazu die gastliche Geselligkeit ihrer reich gewordenen Bürger und nicht zuletzt das durch Bodmer — den auch nun längst gestorbenen — begründete literarische Leben einen Zauber von freier Schönheit vortäuschen. Obwohl seine Schriften weder im Einklang mit dem Wesen der Stadt noch mit ihrem Ruf stehen, ist der Verfasser von „Lienhard und Gertrud" doch für manchen der fremden Jünglinge eine Bekanntschaft, die ihnen zugehörig scheint; und das Angenehmste, was Heinrich Pestalozzi von seinem Ruhm erlebt, wird ihm von ihnen gelegentlich in Zürich zuteil.

So trifft er einmal einen jungen Holsteiner namens Nicolovius, der mit dem Grafen Stolberg nach Zürich gekommen ist und sich — wie er Heinrich Pestalozzi sagt — seit Beginn der Reise darauf gefreut hat, ihn zu sehen. Die norddeutsche Kühle

des jungen Mannes entspricht wenig dieser warmen Versicherung, und er erwartet eigentlich nicht viel, als er ihn einlädt, ihn einmal auf dem Neuhof zu besuchen. Wie er dann aber kommt, ist er ohne seinen Grafen viel weniger steif, und als sie erst einen Spaziergang miteinander machen übers Birrfeld und Müligen nach der Reuß hinunter, erschließt er ihm bald sein Herz. Der Jüngling hat all seine Schriften mit glühendem Eifer gelesen und den Plan seines eigenen Lebens darauf gebaut. So erlebt Heinrich Pestalozzi ganz unvermutet an ihm das Glück einer wirklichen Jüngerschaft; in der Gedrücktheit seiner Lage wird das ein berauschendes Erlebnis für ihn, und wie er trotz Iselin und Battier niemals zu einem der Schweizer Freunde hat sprechen dürfen, so öffnet er diesem Jüngling sein Herz. Er kommt fröhlicher als seit langem heim, und darum fällt ihm die Traurigkeit so schneidend ins Herz, als um einer Besorgung willen sein Sohn ins Zimmer tritt und die beiden nebeneinander stehen, ziemlich gleich groß im Bau, aber der eine stumpf und von der Verbitterung seiner Krankheit mißmutig, trotzdem er das fröhlichste Frauenzimmer der Welt sein eigen nennt, der andere hell, klug und voll Schwung, ein junger Bach, in den er alle Trübheit seines Alters gießen könnte, ohne die gläserne Helligkeit zu trüben. Ach, wäre er mein Sohn! schreit eine Stimme in ihm auf, wieviel leichter stände ich in der Welt, einen solchen Erben meiner Wünsche für die Menschheit zu haben! Und um nicht weinend über diesen Zwiespalt dazustehen, läuft er hinaus gegen den Wald, mit stürzenden Tränen wie in seiner Jugend.

Nicht lange danach macht Heinrich Peſtalozzi die erſte größere Reiſe ſeines Lebens; die Tante Weber in Leipzig iſt geſtorben, und weil er am eheſten abkömmlich iſt — wie ihm der Vetter Hotze in Richterswil nicht ohne Spott beibringt —, reiſt er als Erbbevollmächtigter ſeiner mütterlichen Familie hin. Er reiſt gern, weil er ſich freut, das Bärbel wiederzuſehen, das ihm in den fünfzehn Jahren als Frau Groß nicht untreu geworden iſt und aus ſeinen Briefen von allem Schickſal weiß. Dahinter aber lockt die Hoffnung, daß er nun ſelber in dieſes große Deutſchland fährt, aus dem ihm immer noch das ſtärkſte Echo gekommen iſt. Vielleicht, daß er doch einen Reichsfürſten für ſeine Pläne findet!

Die Fahrt geht noch im naſſen März über Schaffhauſen, Ulm, Nürnberg, Bamberg; aber dieſe Städte ſind nur die größeren Nachtpauſen in der endloſen Fahrt, die durch ein Gewirr von waldigen Hügeln, Wieſentälern und Ackerfeldern unaufhörlich über neue Grenzen in immer fremdere Gebiete führt. Wie es heißt, ſind deutſche Heere nach Frankreich gezogen, den gefangenen König zu befreien, und überall begegnet er den Spuren dieſes Feldzuges, ſo daß er froh iſt, nach einer faſt vierzehntägigen Reiſe endlich in Leipzig zu ſein. Er findet ſeine Schweſter, die als Mädchen fortging, als eine ſtattliche Matrone wieder an der Seite eines Mannes, der vom erſten bis zum letzten Augenblick des Tages keinen andern Gedanken hat als ſein Geſchäft. Die Förmlichkeiten der Erbſchaft denkt er bald zu erledi-

gen und danach den eigenen Sachen nachzugehen; aber eine Eingabe zieht die andere nach ſich und ein Anwalt den andern; ſchon nach acht Tagen ſitzt er vor einem Berg von Akten, und jedes Papier hat die Sache ſchwieriger gemacht. Dabei iſt er ein Schweizer unter lauter Sachſen, und ſo komiſch er ihre Sprache findet, ſie können das Lachen nicht verhalten vor der ſeinen. Selbſt wenn er jemand für ſeine Sache eifrig gemacht hat, zerſtört ein Geſpräch mehr, als drei Briefe Nutzen brachten. Iſt er in der Schweiz mit ſeinen Taten der Narr der Leute geweſen, ſo wird er es hier mit ſeiner Erſcheinung; er vermag ſchließlich nur noch ängſtlich über die Straßen zu gehen, weil immer wieder die Buben mit Gelächter hinter ihm dreinlaufen.

Sein geheimer Plan, nach Weimar oder ſonſt an einen Fürſtenhof zu fahren, verdrückt ſich dadurch; verſchüchtert und ingrimmig über die langwierigen Termine und die Ergebnisloſigkeit ſeiner Reiſe fängt er bald an, Heimweh nach ſeiner Schweiz zu kriegen, und eher, als er gedacht hat, iſt er auf der Rückfahrt. Nicht einem Menſchen hat er ernſtlich von ſeinen Dingen ſprechen können, aber mit ſeinen Luftſchlöſſern im Ausland iſt er trotzdem fertig. Er hat geſehen, daß Zürich und Leipzig für ihn dasſelbe ſind; hier wie dort gibt es Stadtbürger, deren Namen einem gefüllten Geldſack den Rang verdankt; hier wie dort ſind diejenigen weiße Raben, die mehr als ihren Vorteil wollen, nur daß er die weißen Raben daheim allmählich kennt und zu beurteilen weiß, während er dort nicht einmal zu einer oberflächlichen Kenntnis kommt! Auch auf der Heim-

reise sieht er nichts von den Ländern, durch die sein Postwagen fährt. Überall Postmeister, Stadtsoldaten und Zöllner, Schlagbäume und mürrisch geöffnete Stadttore. Ohne ein eigentliches Erlebnis kommt er gedemütigt wieder an und nicht geneigt, mehr als seinen geschäftlichen Bericht von der Reise zu geben. Daß er zweimal dicht am Rheinfall vorübergefahren ist, erfährt er erst, als man ihn danach fragt.

Das einzige, was er mitbringt, sind die ungeheuren Vorgänge in Paris, von denen täglich neue Blutberichte nach Leipzig kamen. Noch lebt der König, aber schon weiß man, daß er kaum mehr als ein Gefangener der Empörer ist. Auch sonst scheint die Weltordnung einzustürzen; das Elend und die Verzweiflung der Armut stehen auf, wie Heinrich Pestalozzi es längst befürchtete, und da er das Heilmittel angepriesen hat, die Regierungen mit ihren Völkern übereins zu bringen, kommt er sich wie ein Prophet vor, auf den niemand hören wollte. Aber als bis in den Hochsommer hinein sich die Schreckensnachrichten häufen, so daß es scheint, als ob Paris den Untergang Jerusalems noch einmal erleben solle, bekommt er die Nachricht, daß ihm die Nationalversammlung der Empörer in Paris das Ehrenbürgerrecht des französischen Volkes verliehen habe. Achtzehn Ausländern ist es zugesprochen worden, und neben den weltberühmten Namen Washington, Klopstock und Schiller sieht er den seinigen geehrt, wie er es niemals geträumt hätte.

Er ist wieder einmal mit Hans Heinrich Füeßli zusammen — den sie unterdessen in Zürich auf den

Lehrstuhl für vaterländische Geschichte am Collegium Carolinum berufen haben —, als die Nachricht eintrifft: Das ist was Rechtes, spottet der, um seine Freude zu verbergen, Ehrenbürger einer Räuber- und Mörderbande zu sein! Aber in seinem Kopf haben alle Gedanken schon eine neue Windrichtung angenommen: Wo Heinrich Pestalozzi Ehrenbürger wird, sagt er fest, und bleibt in seiner Gläubigkeit allem Hochmut fern, ist etwas Gutes im Wege! Für eine Räuberbande könnten sie landauf, landab schon andere Leute finden, auch in Zürich.

Trotzdem, ein Ehrenbürger des Aufruhrs bleibst du, sagt Füeßli nun gleichfalls ernst und setzt seinen Hut auf, weil er doch gehen will! Da gibt ihm Heinrich Pestalozzi die Hand, und jedes Künzelchen seines braunen Gesichts scheint einzeln zu lächeln: Du meinst, weil ich selber ein Aufrührer sei? Ich hätte freilich gern euren Brei gerührt, er war zu zäh für meine Holzlöffel, die mir nacheinander zerbrochen sind. Was gilt's, die haben eiserne Löffel, und ihr werdet daraus essen müssen!

65

Seit diesem Tag ist ein Schein in der Welt, der Heinrich Pestalozzi das Blut unruhig macht; er fühlt, daß es die Sache der Menschheit ist, die in Paris verhandelt wird, und soviel Greuel da mit Greueln totgeschlagen werden: er wartet aus der wilden Mordnacht getrost auf ein Morgenlicht, das auch seinen Dingen scheinen soll. Für ihn bedeutet die

Verkündigung der Menschenrechte auch die der Menschenpflichten; während die Franzosen ihrem König den Kopf abschlagen, schreibt er in einer glühenden Schrift sein klares „Ja oder Nein" zu dem Aufruhr der verwahrlosten Menschennatur; und weil er sieht, wie nun das Christentum von denen zu Hilfe gerufen wird, die es bisher nicht brauchten, scheut er sich nicht, die Übereinstimmung der christlichen Lehre mit den sozialen Forderungen der Revolution in einer zweiten Flugschrift darzulegen. Aber er findet keinen Drucker in der Schweiz für diese Kühnheiten, und seine Freunde sind erlöst, daß er sie ins Schubfach legt.

Indessen Heinrich Pestalozzi so die flackernden Brände der Zeitgeschichte in den Spiegel seiner Ideen nimmt, sitzt er selber noch überflüssig auf dem Neuhof im Altenteil; so kommt ihm eine Anfrage seines Vetters, des Doktors Hotze, recht: Der will eine längere Reise nach Deutschland machen, wo seine Tochter einen Herrn von Neufville in Frankfurt heiratet, und er soll ihm über den Winter das Haus in Richterswil hüten. Er sieht sich als stellvertretender Hausherr in die Sorglosigkeit eines wohlhabenden Hauses am See verpflanzt, den Freunden in Zürich mit einer nicht zu umständlichen Schiffahrt erreichbar und mitten in einer Landschaft, die ihn mit den letzten Gesängen der Weinernte umfängt und gegen das rauhe Birrfeld ein einziger Garten ist. Zum erstenmal in seinem unrastigen Mannesleben weicht die Täglichkeit der Sorgen von ihm zurück, und während er in den ersten Tagen sein zeitweises Besitztum abschreitet, gegen den See hinunter und bis an den Wald hin-

auf, kommt es ihm vor, als habe er in seinem Leben noch keinen Spaziergang gemacht.

Wie er nun eines Tages unten am See sitzt und sich von der letzten Wärme der Herbstsonne durchschauern läßt — es ist dieselbe Stelle, wo ihn die Mutter damals auf den Armen ins Haus holte —, muß er an den Knaben im Federhut denken, der es unterdessen bei den Kaiserlichen zum General gebracht hat. Wo sind meine Taten? fragt er da in die blausonnige Seewelt hinaus, und alles, was er an großen Dingen versuchte, erst mit seinen mißlungenen Gründungen, danach mit seiner Feder, scheint ihm ärmlich und zerstreut. Wohl hat er mit „Lienhard und Gertrud" einen Plan aufgebaut, wie der verwahrlosten Menschheit zu helfen wäre, aber der Plan ist auf das Herrenrecht gegründet gewesen, das er nun überall wanken sieht. Er ist nicht auf den Grund der Menschennatur gegangen, er hat seine Vorschläge an Verhältnisse geklebt, die sich vor der großen Abrechnung, die nun kommt, nicht halten können, und so bröckeln sie mit ihnen hin. Nichts scheint ihm fest in dieser Zeit als der Gedanke der menschlichen Verpflichtung, der sich im Schicksal der Tage aufringt, und aus dem allein die Ordnung der Zukunft kommen kann.

Er sitzt noch mitten in dieser Rechnung, als er drei Männer vom Haus herunter an den See kommen sieht, von einer Magd zu ihm gewiesen: Landfremde, die er aus Zürich kennt, zwei Deutsche und der dänische Dichter Baggesen; der eine Deutsche aber, namens Fichte, hat die Tochter einer Freundin in Zürich geheiratet und ist ihm dadurch wie durch den

Steilflug seiner Gedanken vertrauter geworden. Wie die drei gerade in dieser Stunde daherkommen, wird ihm alttestamentlich zumut, so wohl tut ihm ihre Gegenwart. Noch sind sie keine Stunde da, als er schon tief im Gespräch ist, wie nichts nötiger sei als eine Nachforschung über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Die Abrechnung mit der alten Zeit ist da, und allein aus der Natur kann die Formel für die neue gefunden werden! Er hat ein Gefühl, als ob ihm in der Tiefe ein Strom aufgebrochen wäre, daraus seine Rede zur Sprache des Lebens selber würde. Und da es Männer sind, die wie er diese Zeit im Innersten erleben, die nicht wie die Regierenden und Besitzenden händeringend um die bedrohte Macht und ihren Reichtum dastehen, sondern in sich die Seele und das Schicksal ihres Volkes und der Menschheit fühlen, spricht er nicht tauben Ohren. Der Tag geht hin und die halbe Nacht; und obwohl sie kaum Wein dazu trinken, ist ein Rausch in ihnen, daß sie sich aller Dinge kraft ihres Geistes mächtig fühlen.

Als gegen Mitternacht der Mond aufgeht, treten sie noch einmal hinaus, wo eine alte Linde ihre Äste über den Hof senkt. Das ist unser Freiheitsbaum, sagt Heinrich Pestalozzi und faßt die Hände seiner Nachbarn: seine Wurzeln im Saft der Erde halten die Krone im Wind; kein dürrer Steckling, sondern eine gewachsene Kreatur! Ehe sie es selber merken, hat sich auch Fichte als der vierte eingefaßt, so daß sie in einem Ring um den Lindenbaum dastehen. Aber der Stamm ist so dick in den Wurzeln, daß sie sich alle vier ihm dicht zuneigen müssen und mehr

in einer Umarmung, als zum Reigen daſtehen: Es iſt nichts mit dem Tanzen, ſagt Heinrich Peſtalozzi, jetzt weiß ich, warum die Freiheitsbäume der Franzoſen ſo dünn ſind!

66

Danach fühlt Heinrich Peſtalozzi, wie alles in ſeinem Leben der Auflöſung entgegengeht. Nach dem Winter in Richterswil findet er ſich nicht mehr in den Neuhof zurück; wohl hält er ſich auch danach noch wochenlang dort auf, aber ſeitdem ſeinem Sohn eine Tochter Marianne geboren iſt, die ihn zum Großvater macht, ſitzt er nur noch wie ein Zuſchauer dabei, wenn ſie ſich abends im Lichtkreis um den Tiſch ſammeln — es iſt immer noch die Meſſinglampe, die ihm ſchon in Müligen geleuchtet hat, und bis auf den Tag das Staatsſtück des Hauſes vorſtellt. Er iſt nun wieder viel und gern bei ſeiner Mutter, die noch einmal nach der kleinen Stadt hinübergezogen iſt, wo ſie mit einer Aufwärterin in zwei Stuben ihr einſames Weſen hat; denn auch das Babeli liegt bei St. Leonhard begraben nach ſeinem tapferen Leben. Sie iſt nun in der Mitte der Siebziger, ſchlohweiß und eingeſchrumpft; doch weiß ſie noch immer, daß ſie eine geborene Hotzin iſt, und Heinrich Peſtalozzi erfährt manchen Tadel, weil er nicht acht gibt auf ihre Ordnung und Reputation. Am liebſten hat ſie, wenn er vom Bärbel und ſeinem Beſuch in Leipzig erzählt, und wie da alles in den Glanz des bürgerlichen Lebens gekommen iſt, den ſie entbehren mußte; es gibt Fragen, die ſie ſchon hun-

dertmal geſtellt hat und deren Antwort ſie doch immer mit der gleichen glücklichen Neugier abwartet. Auch ein paar dunkle Stellen ſind da um den andern Sohn, wo ſie den Kopf ſchüttelt und am Boden wie auf einer Landkarte den Verſchollenen ſucht; doch kennt Heinrich Peſtalozzi die Brücken, um ſie raſch hinüberzubringen in die ſicheren Umſtände ihrer Täglichkeit.

Eines Tages im März wacht ſie nicht mehr auf aus ihrem Mittagsſchläfchen; aber als er ſie findet, liegt abgeriſſen und weich, kaum noch wie ein Papier, der letzte Brief ihres Johann Baptiſta unter der Schürze, als ob ſie ihn auch noch vor dem Tod ängſtlich verſtecken wolle.

Nun ſtehen wir vorn, ſagt Heinrich Peſtalozzi zu ſeiner Frau, als ſie von dem Kirchhof bei St. Anna zurückkommen und abgeſondert von den Leidtragenden in die leere Wohnung der Mutter gehen: wir beide ſollten nun hier wohnen und auf den Herold mit der Senſe warten! Aber Anna Schultheß, die auch ſchon achtundfünfzigjährig und eine rechte Großmutter iſt, hat in den dreißig Jahren gelernt, daß nichts weniger als Abwarten ſeine Sache iſt: Wer weiß, ſagt ſie und lächelt ihn mit der Güte an, die über alles Schickſal ihr edles Teil für ihn geblieben iſt: wer weiß, auf welchen Wegen wir noch gehen und den Herold abholen müſſen!

Abend

67

Als Heinrich Peſtalozzi und ſeine Frau Anna ein paar Stunden lang ſtill miteinander in den Stuben geblieben ſind, daraus ſie morgens ſeine Mutter als die letzte von den vier Eltern ihrer Ehe auf den Kirchhof getragen haben, trennen ſich ihre Wege für lange Zeit. Nicht, daß ſie unfriedlich auseinander gingen; ihre Seelen ſind ſelten ſo im Rätſel der Vertrautheit geweſen wie an dieſem Nachmittag, wo ſie im Vorhof des Todes und alſo im Allerheiligſten des Lebens ihre Hände und Augen ineinanderlegen und das Naheſte ihres Lebenskreiſes, ihr Fleiſch und Blut im Neuhof und dahinter die Herzensfreude nur noch wie eine fremde Ferne fühlen. Aber Abmachungen vom Morgen rufen Anna zu ihren Brüdern im Pflug, wo noch am Abend ein Wagen ſie zu einer Freundſchaft abholen ſoll. Er mag weder zum einen noch zum andern: Es ſind deine Sachen, ſagt er, wie meine Mutter allein die meine iſt; ich will noch ein paar Tage ihr Sohn geweſen ſein, weil nun der Faden meiner Kindheit abgeſchnitten wurde.

Es ſchlägt fünf Uhr, und der Märztag geht rötlich dem Ende zu, als er ſie auf die Straße bringt. Wir ſind im Nachmittag, ſagt er, und weil am Morgen und Mittag alles kam, wie es geſchehen mußte, wird

auch der Abend unſeres Lebenstages nicht anders ſein! Danach geht er hinauf und ſitzt zum Abend ſchon tief in den Gedanken, die ſeit Wochen und Monaten das Selbſtgericht ſeines Daſeins ſind: „Ich will wiſſen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat; ich will wiſſen, was der Gang des Lebens, wie es iſt, aus dem Menſchengeſchlecht macht!“ Das ſind ſeine Nachforſchungen aus Richterswil, und er verläßt die Stuben ſeiner Mutter nicht eher, als bis er die Schrift vollendet hat, an der er nun ſchon im dritten Jahr ſeine Denkkraft verſucht. Er ſchreibt ſie nicht für ſich und nicht um ſeinetwillen, er ſieht ſich in der Menſchheit und die Menſchheit in ſich, er will der wirren Zeit einen ſicheren Maßſtab und Weiſer ihrer Taten geben. Dies aber iſt ihm im einzelnen wie in allen der gleiche Gang der Natur: aus dem tieriſchen Paradies der Jugend in die geſellſchaftliche Verpflichtung als Bürger, als Teil der Familie, der Gemeinde, des Staates, als Erfüller eines Berufes; doch kann für ihn dieſes Daſein des brauchbaren Bürgers nicht Sinn und Ziel des Lebens ſein. Das Ziel iſt allein der Menſch als ſittlicher Zuſtand, der ſich jenſeits von allem bürgerlichen Zweck in das Weltweſen einordnet, wie es der Weisheit des Alters vorbehalten ſcheint. Die ſelige Unſchuld der Jugend kann er mit dem Bewußtſein des Alters nicht wieder erreichen, aber doch die Unfreiheit des geſellſchaftlichen Menſchen überwinden und als letzte Einſicht die Einheit der Kreatur mit dem Schöpfer wieder gewinnen, die das Tier in ſeiner paradieſiſchen Unſchuld nicht verliert.

Es iſt der Abſchied von ſeinen Mannesjahren, den Heinrich Peſtalozzi einſam feiert, als er über dieſer Schrift wochenlang mit dem hitzigen Eifer ſeiner Jünglingsjahre ſitzt. Daß er ſie in der Stube ſeiner Mutter niederſchreibt, bringt ihm auch ſonſt die Stimmung der Zeiten zurück, da er den ſpartaniſchen König Agis in die Züricher Verhältniſſe beſchwor. Wie damals hätte er gern einen Kreis Gleichgeſinnter gehabt, ihnen die gelungenſten Stücke aus ſeiner Schrift vorzuleſen; aber es gibt keine Gerwe mehr, Bodmer liegt ſeit dreizehn Jahren in der Erde, und ſtatt ſeiner heiteren Menſchlichkeit herrſchen die Humaniſten über die Züricher Jugend. Gleichwohl, als er zu Ende iſt mit ſeiner Schrift und im Gefühl tiefer Dankbarkeit aufatmet nach der fiebrigen Anſpannung dieſer Wochen, treibt es ihn, einen Kreis alter Freunde zu ſuchen, denen er die Hauptſtücke ſeiner Nachforſchungen vorleſen darf. Die meiſten ſind unterdeſſen Großväter geworden gleich ihm, und der Beruf hat nicht allen Zeit gelaſſen, den Lebensfragen ſo nahe zu bleiben wie er; aber die Feuersbrunſt von Weſten hat ſo viele Brandflocken in die Schweiz herübergeworfen, daß auch die Zurückhaltenden die Unruhe der Zeit fühlen; und ſchließlich iſt Heinrich Peſtalozzi nicht mehr allein der Armennarr von Neuhof, ſondern auch der berühmte Verfaſſer von „Lienhard und Gertrud“ und ſchweizeriſcher Ehrenbürger der franzöſiſchen Republik.

So kommt es zu einem Frühſommerabend, wo er wieder wie als Jüngling mit dem Agis nun mit ſeinen Nachforſchungen über den Gang der Natur daſitzt und ſeine zitternde Stimme Wege in ihre Herzen

ſuchen läßt. Er weiß, dies iſt für ihn mehr als eine Schrift, es iſt die Grundlage alles deſſen, was er in Taten und Worten verſucht hat, die Rechtfertigung ſeines im bürgerlichen Sinn geſcheiterten Daſeins, zugleich ein Religionsbuch der Zeit, wie er keines kennt. Aber die Freunde haben etwas anderes von dem Ehrenbürger der Franzoſen erwartet, etwas, darin der Brand der Zeit iſt; ſie ſehen ſich wieder einmal enttäuſcht durch ihn, und obwohl ſie betreten ſchweigen und vor ſeinen zitternden Worten ſtumm bleiben, mag in allen das gleiche Gefühl ſein: daß in dieſem Menſchen eine krankhafte Sprunghaftigkeit ſei; nun er als Figur für die Öffentlichkeit feſtſteht und ſein Weg durch die Erfolge vorgezeichnet iſt, verfällt er auf philoſophiſche Spekulationen, zu denen es ihm — ſo ſcheint es ihnen — durchaus an der Bildung fehlt. Der Abend geht peinlich in eine betretene Stimmung aus; nur ein alter Landpfarrer vom See, der ihn ſchon mehrmals im Neuhof beſucht hat, ein ehrlich geſinnter Menſchenfreund, iſt erregt von dem Abend. Er begleitet ihn nach der kleinen Stadt hinüber, und Heinrich Peſtalozzi ſcheint es, als ob er auf der mondlichten Brücke und nachher in dem Schattengewinkel der Gaſſen ein paarmal tief vom Herzen ſeufze. Erſt vor ſeiner Tür findet der Mann die Worte zu ſeiner Bewegung, indem er die Kappe abnimmt und ein paarmal über ſein weißes Haar ſtreicht: er müſſe Abſchied von ihm nehmen; er könne ſich nun einmal ſein Chriſtentum nicht als einen Kirſchbaum denken, den ſich die Menſchen ſelber in ihren Garten gepflanzt hätten!

In ſeine Milde iſt ihm unvermutet der pfarrer-

liche Zorn gefahren; ehe Heinrich Peſtalozzi — der mehr den Zorn als die Worte verſteht — aus ſeiner Beſtürzung antworten könnte, iſt der alte Mann ſchon im Schlagſchatten der nächſten Quergaſſe verſchwunden. Sie wollen alle das Beſte, ſagt er bitter, als er im Dunkeln die enge Stiege allein hinauftappt, aber ſie fürchten das Gute. Noch in derſelben Nacht aber ſchreibt er ſich ſelber eine bittere Grabrede als Nachwort zu ſeiner Schrift: „Und die Welt zerſchlug ihn mit ihrem eiſernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüller zwiſchen den ſchlechteſten Brocken!“

68

Es geht Heinrich Peſtalozzi mit ſeinen Nachforſchungen in der großen Welt nicht anders als in der Enge ſeiner Züricher Freunde; trotz ſeinem flehentlichen Schlußwort kommt kein Echo, und wenn alles ein blaſſer Unſinn geweſen wäre, könnte die Stille nicht peinlicher ſein. Aber nun iſt es zu Ende mit der Einſiedlerſchaft und der Wartezeit ſeiner einſamen Mannesjahre: die Stube der Mutter hat ihn wieder in ſeine Vaterſtadt gebracht, und von den Signalen ſeiner Jünglingszeit erfüllt, nimmt er teil an dem Handel mit dem aufrühreriſchen Stäfa, der auch den Geſtrengen Herren in Zürich die Schickſalsſtunde läutet.

Er hat den Anfang ſchon in dem Winter erlebt, als er ſeinem Vetter Hotze das Haus in Richterswil hütete. Auch durch die Dörfer am See iſt der Sturm-

wind der Menſchenrechte geweht und hat in dem unterdrückten Landvolk die Erinnerung an alte Gerechtigkeiten geweckt, an den Kappeler Brief und den Waldmanniſchen Spruch. Als die Urkunden ſich in der Gemeindelade zu Küsnacht wirklich fanden, haben die Seebauern zu Küsnacht, Horgen und Stäfa ein Memorial an die Geſtrengen Herren in Zürich geſandt, ob dieſe Briefe noch zu Recht beſtänden? Das allein aber hat den Rädelsführern ſchon den Kopf koſten ſollen, und nur der hinreißenden Beredſamkeit Lavaters iſt es gelungen, Blutурteile zu verhindern. Seitdem ſitzen ihrer zwei aus den drei Orten gefangen im Wellenberg, und über dem Haupt des älteſten, eines ſiebzigjährigen Greiſes aus Stäfa, namens Bodmer, iſt auf offenem Markt das Schwert des Henkers geſchwungen worden, zum Zeichen, daß ſein Leben den Züricher Herren verfallen ſei.

Heinrich Peſtalozzi hat damals ſelber im Verdacht geſtanden, das Memorial verfaßt zu haben, als nun der Handel in einen Bürgerkrieg auszugehen ſcheint, indem das erbitterte Landvolk — von den Sturmnachrichten aus Frankreich mutig gemacht — die Aufhebung des ungerechten Urteils und die Freigabe der Eingekerkerten unter Androhung offener Gewalt verlangt, ſo daß die Revolution in der Schweiz hier ihren Ausgang nehmen will: iſt er der einzige Züricher, der es wagen darf, in das empörte Stäfa zu gehen, um mit der Geltung ſeines Namens den blutigen Ereigniſſen entgegenzuarbeiten. Er hat es unterdeſſen auf ſonderbare Weiſe zum Fabrikanten gebracht: eine Seidenfirma Notz richtet auf der

Platte in Zürich eine Fabrik ein und braucht einen Züricher Bürger als Inhaber, um die Erlaubnis der Niederlassung zu erhalten; weil, wie er selber spottet, sein Name in den zweiundfünfzig Jahren das einzig Brauchbare an ihm ist, läßt Heinrich Pestalozzi sich den abkaufen. So führt er bürgerlich nur noch ein Schattendasein; aber mit Sendschriften und Flugblättern flackert sein landfahrender Menschengeist durch den wilden Handel. Zum erstenmal seit seiner Jünglingszeit kommt er dabei wieder mit Lavater überein, der — wie er in den Seegemeinden — in Zürich die Regierung von gewaltsamen Schritten abhält. Überall liegen die Waffen zur offenen Empörung bereit. Blut soll die verweigerte Gerechtigkeit auslösen, und die Verhandlungen zwischen den feindlichen Mächten sind abgebrochen: da überbringt Heinrich Pestalozzi einen offenen Brief Lavaters an den redlichsten Mann in Stäfa, in dem eine friedliche Freilassung der Verurteilten aufs bestimmteste in Aussicht gestellt wird. Und so ehrlich ist das Vertrauen der Landbürger auf die beiden Männer, daß die Waffen noch einmal ruhen.

Um so aufrührerischer aber tut das zugelaufene Volk, das sich eine Gelegenheit entschwinden sieht. Seitdem es sich herumgesprochen hat, daß in Stäfa der Handel des unterdrückten Landvolks mit den hochmütigen Stadtherren zum Austrag kommen soll, ist dort alles zusammengeströmt, was in der Züricher Herrschaft und in den Kantonen rundum auf den Tag der Abrechnung wartet, so daß die Wirtschaften und Scheunen in Stäfa voll sind von einer braunen wilden Menge: ehrlich Verbitterte, die auf Vergel-

tung lauern, und gewalttätiges Bettelvolk, das schon von einer Plünderung der reichen Zürichstadt träumt, alte Kriegsläufer, die in der neuen Ordnung keinen Platz mehr gefunden haben. Sie haben ihr Hauptlager in einer leeren Scheune, wo sie die Züricher Herren mit wilden Flüchen nach dem Pariser Vorbild an die Laternen hängen, obwohl sie vorläufig weder Laternen noch Züricher dahaben. Im Vertrauen auf seine Geltung, wagt sich Heinrich Pestalozzi mit dem Brief Lavaters auch da hinein; aber da wissen sie nichts von „Lienhard und Gertrud" und seinem Ehrenbürgertum, ihnen ist er nichts als ein Züricher Spion, und so empfängt ihn in der halbhellen Scheune eine Schweigsamkeit, die nur höhnisch lachen, nicht mehr sprechen kann. Zu arglos in seinem Eifer, fängt er an, gutmütig scheltend auf sie einzureden; aber als er schon denkt, sie zu rühren — so still ist es um ihn —, tut einer einen Ruf, und gleich ist es, als ob sich rundum ihre Hörner senkten. Er hat noch ein Stück seiner Rede im Mund, da heben sie ihn wie eine Strohpuppe an den Beinen hoch und tragen ihn, die Marseillaise heulend, durch den Raum. Noch immer täuscht sich Heinrich Pestalozzi über die Gefahr und versucht, auf sie einzureden; aber je mehr er dabei in ihren Fäusten zappelt, um so höhnischer wird das Hetzgeschrei — bis ein Schuß fällt. Einer hat den Züricher abschießen wollen wie einen Schützenvogel, aber gefehlt, die Kugel zischt ins Gebälk. In der Verwirrung kommt er wieder auf den Boden; aber es wäre keine Rettung für ihn gewesen, wenn sich nicht ein stakiger Kerl mit einem alten Soldatenhut vorgedrängt hätte, der

ihm gleich beim Eintritt durch das von feurigen Narben entstellte Gesicht und um einer Ähnlichkeit willen aufgefallen wäre: Heißt der Mann nicht Pestalozzi? Und als einige Verblüffte die barsche Frage bejahen: Dann Brand und Pest, wer ihn anrührt! Er gehört mir, wir haben noch etwas miteinander auszumachen! Dabei hat er schon seinen alten Reitersäbel blank, und Heinrich Pestalozzi meint, sein Arm müsse unter dem Griff zerbrechen, wie er ihn durch das Gedränge schiebt und mit dem Fuß das klappernde Tor aufstößt: So, Heiri, sagt er, als er ihn draußen hat — und Heinrich Pestalozzi aus dem verwüsteten Gesicht den Ernst Luginbühl erkennt —, jetzt schau, daß du weiterkommst!

69

Mit diesem Vorspiel in der Scheune ist das Kriegstheater in Stäfa schon wieder aus; bereits am dritten Tag danach kommt der Bürgermeister Wyß, durch einen dringenden Brief Lavaters aus der Tagsatzung in Aarau gerufen, zu einer Sitzung der Räte und Bürger, die den Wünschen des Landvolks nachgibt. Heinrich Pestalozzi ist dabei, wie sie unter Glockengeläut und Freudenschüssen die Befreiten in geschmückten Wagen abholen, und an der Grenze von Zollikon spricht er dem ehrwürdigen Bodmer einen Zuruf, dem diesmal die Freude lauter nachschreit als die Wut in der Scheune. Den Luginbühl findet er nicht mehr, der gehört zu denen, die sich, der neuen Lage mißtrauend, davongemacht haben, an einem andern Ort die Abrechnung zu erwarten;

denn daß die alte Zeit ſtürmiſch zu Ende geht, fühlt jeder in der Schweiz, ſeitdem der General Bonaparte von ſeinem ſiegreichen Feldzug in Italien nach Raſtatt ſelbſtherrlich durchs Land gereiſt iſt, Gunſt und Ungunſt wie ein Herrſcher verteilend.

Heinrich Peſtalozzi vermag die Stunde nun doch nicht in Zürich zu erwarten; in der Seidenfabrik auf der Platte iſt nur ſein Name nötig, er ſelber geht noch einmal auf das Birrfeld zurück. Vorher läßt er die Stuben ſeiner Mutter ausräumen und fährt ſo nach dreißig Jahren zum andernmal auf einem Wagen mit Hausrat aus der Sihlporte hinaus. Es iſt ein gräulicher Wintertag, und er kommt im Dunkeln auf dem Neuhof an, wo ihm ſeine Schwiegertochter unterdeſſen ein zweites Enkelkind geboren hat, ſein Sohn Jakob aber ſchon viele Monate gelähmt daliegt. Es war noch zu früh, ſagte er der Liſabeth, die noch im Mondlicht mit einem ſchweren Korb aus der Scheune kommt und ihn vor Erſtaunen hinſetzt: ich muß ein kleines warten, bis ſie mich brauchen; meinen Namen hab' ich dahinten gelaſſen; er iſt in Zürich Fabrikant!

Es iſt wirklich nur noch ein kleines; fünfmal kommt er noch Sonntags auf ſeinem Pferdchen nach Brugg, im Gaſthof zum Sternen die Schaffhauſer Zeitung zu leſen, und jedesmal ſind es der Sturmnachrichten mehr: Im Waadtland fängt es an mit der Lemaniſchen Republik; wohl rufen die Berner den Landſturm auf gegen die eindringenden Franzoſen, und Tauſende folgen den Sturmglocken, aber die Kräfte ſind verzettelt; als es dem tapferen Oberſt von Grafenried gelingt, die Welſchen im Senſetal

blutig zu ſchlagen, iſt der Schlag umſonſt, weil unterdeſſen der General Schauenburg nach dem Gefecht bei Fraubrunnen an einem Märzmittag in Bern eingezogen iſt und der unbeſiegten Stadtherrlichkeit eines Jahrtauſends ein unrühmliches Ende gemacht hat.

Wie Heinrich Peſtalozzi zum ſechſtenmal geritten kommt, ſteht, von eilfertigen Patrioten aufgerichtet, auch ſchon in Brugg der Freiheitsbaum: es iſt vorüber mit der alten Eidgenoſſenſchaft der Landſtände; die Tagſatzung in Aarau muß im Zwang der franzöſiſchen Waffen die Helvetiſche Republik proklamieren. Obwohl der Baum ihm immer noch zu dünn und ohne Wurzeln iſt, ſteigt er ab von ſeinem Tier und tauſcht den Bruderkuß. Im Sternen will man ihn deshalb hänſeln, er aber fährt ſie zornig an: Die alte Welt konnte von Heinrich Peſtalozzi nur noch den Namen gebrauchen, vielleicht, ihr Herren, daß in der neuen Platz für mich ſelber iſt!

70

Heinrich Peſtalozzi weiß wie wenige im Land, daß die Freiheit eines Volkes andere Dinge verlangt, als daß ihm die Ketten einer ungerechten Verfaſſung abgenommen werden: der Baum, den ſie im Wald abſchneiden und ohne Wurzeln in die Straße pflanzen, ſcheint ihm ein paſſendes Sinnbild ſolcher Freiheit. Er aber iſt auf ſeinem Neuhof der Armennarr geworden, weil er einen Freiheitsbaum mit Wurzeln wollte: Ein Volk, das ſind tauſend und viele

tausend einzelne; jeder einzelne aber bringt eine lebendige Menschenseele mit auf die Erde, und wer diesen Seelen ein Gärtner ist, daß sie in der Jugend Wurzeln schlagen können zu einer wirklichen Anschauung der Weltzusammenhänge, tut mehr für die Freiheit, als wer einen neuen Zaun mit prahlenden Fähnchen an den Toren um den Garten zieht. Von allen Figuren um „Lienhard und Gertrud" steht ihm der Leutnant Glüphi am nächsten, der sich kein besseres Los auf der Welt findet, als den Dorfkindern in Bonnal ein Schulmeister zu sein; und seit dem Tag, da die Helvetische Republik Raum für solche Dinge gibt, brennt Heinrich Pestalozzi vor Begierde, es seinem Leutnant gleichzutun.

Gleich in den Frühlingstagen der jungen Republik geht er hinüber nach Aarau, sich dem Vaterland anzubieten. Er findet es ungünstig, indem der zuständige Minister, an den er durch Lavater dringend empfohlen ist, noch in Paris weilt. Trotzdem spürt er gleich, daß die Lebensluft der neuen Verhältnisse ihm günstiger weht; sein Name schließt Türen auf, an die er bisher vergeblich klopfte, und als er einen Brief hinterläßt, weiß er sicher, daß in den Aktenfächern kein Stockfisch daraus wird.

Der neugebackene Minister der Künste und Wissenschaften Albert Stapfer ist vordem Professor der Philosophie in Bern gewesen; er kann Heinrich Pestalozzi nicht freundlicher gesinnt sein, als es Iselin und Battier vor ihm gewesen sind, aber seine Ministerhände greifen weiter als die ihrigen; auch kehrt die neue Regierung noch scharf als neuer Besen, und unter den Männern in der Schweiz ist keiner, der

aufrichtiger dabei helfen will als der Einsiedler und Armennarr vom Neuhof. Stapfer ist kaum aus Paris zurück, als ihn die Bürger von Aarau schon fast täglich mit Heinrich Pestalozzi unterwegs sehen. Er lutscht noch immer an seinem Halstuchzipfel und stellt auch sonst neben dem feinen und gewandten Stapfer einen altmodischen Großvater vom Land vor; aber hier kennen und ehren ihn viele, die ihm nun die lange Schicksalszeit auf Neuhof als ein Martyrium der neuen Herrlichkeit anrechnen; denn in Aarau als Vorort ist man mit der Helvetischen Republik nicht übel zufrieden.

Stapfer, der voll eigener Ideen ist, will zuerst der allgemeinen Schulnot des Landes durch ein Lehrerseminar abhelfen, durch das endlich andere Männer als Schneider und Schuster in die Dorfschulen kämen; er tritt eines Tages auf der Straße mit dem Einfall auf ihn zu, daß er die Leitung übernehme. Aber Heinrich Pestalozzi hat gerade Kindern zugehört, die in einem schattigen Winkel Schule spielen und sich mit Prügelstock und Geschrei den Katechismus abhören; die ganze Sinnlosigkeit dieses Betriebes ist ihm aufgegangen als ein Handwerk, das weder Werkzeug noch Fertigkeiten hat, und wehmütig lächelnd entgegnet er dem Minister: Wie soll man etwas lehren können, was noch keiner kann? Es hilft nichts, Bürger Minister, ich muß erst Schulmeister werden!

Heinrich Peſtalozzi hat dem Miniſter den Plan einer Armenſchule eingereicht; der iſt genehmigt worden, und er wartet auf die Anweiſung, wo er beginnen könne, als der neue Beſen der Regierung ſchon im Stiel zu wackeln beginnt. Im Juni ſoll der Helvetiſchen Republik der Huldigungseid geleiſtet werden; aber die Urkantone, die unter dem tapferen Reding den unerbetenen Geburtshelfern aus Frankreich bis zuletzt blutigen Widerſtand geleiſtet und bei Morgarten dem Schlachtenruhm der Väter ein neues Blatt beigefügt haben, bleiben halsſtarrig. Sie werden von den franzöſiſchen Heerhaufen überwältigt, aber ſie geben ihr Herz nicht aus der Hand. Ehe Heinrich Peſtalozzi es merkt, ſieht er ſich dem Uhrwerk in Aarau eingefügt, das ſolchem Widerſtand zum Trotz die neue Schweizerzeit einlaufen ſoll: es gilt, Aufrufe zu ſchreiben, redlich und einleuchtend genug, zum wenigſten die Gutwilligen für die neue Ordnung zu gewinnen. Es ſind keine Nachforſchungen mehr, was er ſchreibt, es ſind die quellenden Worte eines Fürſprechs, der das Schickſal des Angeklagten in die Macht ſeiner Rede gelegt ſieht. Für ihn iſt die Sache Frankreichs die Entſcheidung der Menſchheit; wenn ſich die Schweiz ihr abwendet, iſt ſie für lange verloren: „Ihr tretet jetzt hin, die Sache der Telle und Winkelriede gegen alle Geßler, die Sache der Völker gegen alle Unterdrücker — die Sache der Kirchen und Schulen, der Vernunft und des Fleißes gegen die Barbarei, Dummheit, Bettelei und das Elend zu verteidigen!“ Wieder wie in Stäfa

ſteht er mit der Macht ſeiner Rede im Kampf, aber diesmal geht ſie ans ganze Schweizervolk; ihm zuliebe hat er Fürſprech werden wollen aus den Griechenträumen ſeiner Jünglingszeit, nun iſt es zum zweitenmal Wahrheit geworden.

Als auch die Gewalt zu Aarau es mit einem Regierungsblatt verſucht, den guten Willen und die Einſicht ihrer Machthaber in alle Köpfe zu predigen, iſt Heinrich Peſtalozzi der Mann des Schickſals, es zu leiten: ſtatt in eine Armenſchule, ſieht er ſich in die Redaktion des „Helvetiſchen Volksblattes" geſetzt, das vom Herbſt ab wöchentlich erſcheinen ſoll. Es wiederholt ſich alles, denkt er, der es vordem mit ſeinem „Schweizerblatt" ſchon auf eigene Hand verſucht hat. Aber die eigene Hand iſt beſſer daran geweſen, ſie hat ſchreiben können, was ſie wollte; hier kommen andere mit ihren Schriftſtücken: er iſt ſchließlich nichts als ein Sekretär, der ſich mit dem guten Willen und der Torheit ſeiner Vorgeſetzten herumſchlägt. Auch was er ſelber ſchreibt, wird ihm diktiert, und da er nichts ohne ſeine Herz vermag, ſteigert er ſich in einen blinden Glauben hinein, aus dem er redet und ſchreibt, als ob das alles ſein Herzblut wäre.

Am 8. September endlich erſcheint die erſte Nummer, tags darauf aber tut das Schickſal einen Schlag auf ſeinen Redaktionstiſch, daß ihm die Spreu ſeiner politiſchen Leitartikel für immer durcheinanderfliegt. Er iſt unterdeſſen mit der Regierung als ihr unlösbares Anhängſel nach Luzern gezogen, der neuen Hauptſtadt der Helvetiſchen Republik, wo ihm die Berge der Telle und Winkelriede, von denen er ge-

ſchrieben hat, täglich vor Augen ſtehen. Auch fährt er eines Tages mit Legrand von Baſel und andern Räten aus dem Direktorium über den grünblauen See in die enge Bucht von Stansſtad, wo ſie unter freiem Himmel eine Beſprechung mit den aufſtändiſchen Nidwaldenern haben, die der Republik den verlangten Eid verweigern. Er iſt den Bollwerken der heimatlichen Unabhängigkeit noch nicht ſo nahe geweſen, und als er aus dem Kahn ans Ufer tritt, möchte er ſich vor Ehrfurcht hinwerfen, den heiligen Boden zu küſſen. Er ſieht aber auch den Huſarenkapuziner, wie ſie ihn nennen, den Pater Paul Styger, den roten Zünder der fanatiſchen Volksbewegung; in Todesfeindſchaft ſtehen ſie auf dem geheiligten Boden gegeneinander, die in beiden Lagern doch Schweizer und um derſelben Heimat willen voller Feindſchaft ſind. Wie leicht iſt der Haß der Menſchen aufzurufen, und wie ſchwer die Güte! denkt er und fühlt mit einem ſchaudernden Blick in ſein Leben, daß er nun ſelber Partei iſt: mit anderen, aber nicht beſſeren Gründen als dieſe Männer aus Nidwalden auch, die alle ihre Hände wie zum Schwur übereinandergelegt halten und gleich den Stieren ihres Landes daſtehen, die vermeintliche Freiheit der Väter zu verteidigen.

Da die Nidwaldener es nicht bei ihrer Weigerung belaſſen, ſondern ſich zu zweitauſend waffenfähigen Männern um den Huſarenkapuziner ſcharen, die von Uri und Schwyz Zuzug erhalten, und ſo dicht vor den Toren der Hauptſtadt Luzern eine böſe Gefahr für die junge Republik bedeuten, zumal die katholiſchen Luzerner ſelbſt mehr zu den Nidwaldenern

als zu der ketzerischen Regierung halten: ruft die den General Schauenburg zu Hilfe. Der rückt mit sechzehntausend Franzosen an, das Ländchen zum Gehorsam zu zwingen; drei Tage brauchen sie nach den ersten Schüssen, bis sie vor Stans aneinanderkommen, aber dann ist es kein Soldatenkrieg mehr: Frauen und Kinder, alles, was einen alten Morgenstern, ein Beil oder eine Sense tragen kann, ist dabei, und als die Franzosen am Sonntagmittag mit dem Glockenschlag zwölf in Stans einrücken, gilt es nicht den Sieg, sondern den Anfang einer grausamen Metzelei. Es ist den Nidwaldenern eingeredet worden, daß es um den Glauben gehe, drum wollen sie lieber sterben, als in die Hände der Ketzer fallen. Jedes Haus wird eine Opferstätte verrückter Menschlichkeit, tief in die Nacht geht der wahnsinnige Kampf, und am Morgen ist das blühende Stans ein rauchendes Ruinenfeld, darin die Leichen wie geerntete Feldfrüchte liegen. Nur der Husarenkapuziner, der ihnen unverwundbare Leiber und Engelscharen versprochen hat, ist über die Berge davon.

Hunderte von Luzernern sind — weil es Sonntag ist — auf die unteren Abhänge des Pilatus und auf den Bürgenstock gestiegen, um dem schrecklichen Schauspiel wie einem Manöver zuzusehen. Heinrich Pestalozzi war nicht unter ihnen, aber er hat in Luzern die fernen Kanonenschläge gehört und noch in der Nacht Nachricht von dem Greuel des Tages erhalten. Drei Tage später fährt er hinüber und sieht den rauchenden Kirchhof, wo die Luft nach den verbrannten Leichen riecht und die schwelenden Rauchsäulen der erstickten Brände den Gefallenen die Toten-

wacht halten. Lebendiges ſcheint außer den franzöſiſchen Soldaten, die mit verbitterten Geſichtern noch immer Totengräberarbeit tun, niemand mehr in Stans zu ſein; was die Franzoſen nicht niedergemacht haben, iſt in die Berge geflohen; nur ein Trüppchen Kinder ſieht er, das ſich in ſeiner Verzweiflung unter der Kirchmauer geſchart hat und, von einigen Soldaten bewacht, kaum anders ausſieht als ein Haufe jungen Schlachtviehs. Er hat im Ranzen Nahrung für ſich ſelber mitgebracht, die teilt er ihnen aus, und was er an Geld bei ſich hat, gibt er eilig den Soldaten, daß ſie ihm Brot holen unten am See, wo ſchon Kähne mit Nahrungsmitteln angekommen ſind. Auch ſpricht er mit den Kindern und läßt ſich's nicht angehen, daß kaum eines eine Antwort gibt; er vergißt Zeit und Ort um ihrer Not willen und ruht nicht, bis er ſie alle in der Kloſterſcheune gebettet hat, weil im Kloſter ſelber die verwundeten Soldaten bis in die Gänge liegen; erſt, als er ſie endlich ſchlafend weiß, ſucht er ſich ſelber ein Lager.

So bleibt er drei Tage lang mit ihnen und iſt glücklich bewegt, als ſich das Trüppchen mehrt; am vierten Mittag findet ihn ein dringender Bote aus Luzern um der fälligen Nummer des „Helvetiſchen Volksblattes" willen. Er braucht lange, bis er ſich in die Papierwelt ſeines letzten Daſeins zurückbeſonnen hat; er ſchüttelt den Mann, der ihm folgt, jähzornig ab, und wäre ſo ein Armer unter den Ärmſten geblieben, wenn er nicht dem Miniſter Rengger in die Arme gelaufen wäre, der auch dieſe Ernte der neuen Regierung beſichtigen und einen Bericht

machen will: Sollen wir nicht ein paar Tausend „Volksblätter" kommen lassen, sagt er ingrimmig zu ihm, und die Tränen quellen ihm aus allen Rinnen seines Gesichts, das Elend einzuwickeln?

Ein Waisenhaus wäre nötiger, sagt Rengger und stellt sich hart wider ihn. Da ist Heinrich Pestalozzi schon am Nachmittag wieder in Luzern, um keine Stunde zu versäumen, das zu erreichen.

72

Es dauert drei lange Monate, bis die Regierungsherren in Luzern sich einigen, Heinrich Pestalozzi nach Stans zu lassen. Es ist die letzte Wartezeit, doch wird das Vierteljahr ihm länger als Jahre vorher; so drängt die Ungeduld, endlich aus dem Stauwasser seiner Schriften in Fluß zu kommen. Er würde in den höchsten Alpen, ohne Feuer und Wasser, anfangen, wenn man ihn nur einmal anfangen ließe.

Endlich, im Dezember, beschließt das Direktorium der Helvetischen Republik, dem Bürger Pestalozzi die Einrichtung und Leitung eines Waisenhauses in Stans zu übertragen; er wartet die Ausfertigung nicht ab und fährt schon am zweiten Tag danach über den nebeligen See, um bei der Baueinrichtung dabei zu sein. Die Anstalt soll in einem Flügel des Frauenklosters eingerichtet werden, und der Baumeister Schmidt aus Luzern geht mit hinüber, die notwendigen Veränderungen zu machen. Da schon im Herbst eine scharfe Kälte eingefallen ist, so daß den Bauern die Erdäpfel in den Feldern erfroren

ſind, hat der Hunger die Bettelwaiſen aus ihren Schlupflöchern in die Häuſer gejagt, wo ohnehin ſchon zuviel hungrige Mäuler warten. Längſt ſchon, bevor er Betten und die ſonſtige Einrichtung hat, fängt Heinrich Peſtalozzi an, Brot zu verteilen und dabei ſeine Zöglinge zu ſuchen; als er Mitte Januar die erſten Waiſen bei ſich hat, kann er zunächſt an keinen Unterricht denken, ſo verelendet ſind ſie.

Es iſt nur eine Stube fertig, ſie aufzunehmen, und überall in den Gängen werkeln die Bauleute noch mit Staub und Lärm. Tiere könnten nicht ſo verwahrloſt ſein wie dieſe Menſchenkinder, die mit eingewurzelter Krätze und aufgebrochenen Köpfen, viele wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinſend, mit Augen voll Angſt und Mißtrauen von den Verwandten oder auch vom Landjäger in den Kreis ſeiner Liebe gebracht werden. Es iſt anfangs kein Platz da, außer einer Haushälterin in der Küche irgendwen zur Hilfe unterzubringen; auch wenn es ginge, Heinrich Peſtalozzi möchte es nicht. Damals in den rauchenden Trümmern hat das Mitleid ſein Herz hineingeriſſen; jetzt aber gilt es das Experiment ſeiner Lehre: daß auch in dem niedrigſten Opfer der menſchlichen Verwahrloſung noch ein Keim läge, der zum Daſein einer ſittlichen und freien Menſchlichkeit gepflegt werden könne. Er weiß, daß der Zwang einer äußeren Ordnung, Ermahnungen oder gar Strafen die Herzen nur verhärten würden, aus denen er dem Keim die erſte Nahrung geben will; nur die Liebe vermag ihn zu wecken, und was dieſe Liebe von ihm zu tun verlangt, das vermöchte ihm kein anderer: Er ſchält ſie ſelber aus ihren Lumpen heraus, er

wäſcht ihnen die Geſchwüre und die Kruſten der Verwahrloſung ab, als ob er eine Tiermutter wäre in dem Winterlager, wohin ſie die Not und Kälte aus der verſchneiten Bergwelt getrieben hätten. Er ißt und ſchläft mit ihnen, er weint mit ihren Leiden und lächelt zu ihren kleinen Freuden, ſie ſind außer der Welt und außer Stans, ſie ſind bei ihm, als ob ſie wieder in den Ausgang ihres Lebens zurückgekehrt wären, um hier den Mut zu finden, nach ſo vieler Bitterkeit das Daſein noch einmal zu verſuchen.

In kaum einem Monat ſind es ſiebzig Waiſen, und obwohl allmählich mehr Stuben fertig werden und auch ſchon fünfzig Betten daſtehen, ſo daß er ihrer nur zwanzig am Abend heimſchicken muß, die tagsüber kommen, iſt er immer noch allein unter ihnen. Der Pfarrer Buſinger, den die Regierung an Stelle des entwichenen nach Stans geſandt hat, und der Bezirksvorſteher Truttmann — beides wohlgeſinnte Männer, die tapfer zu ihm ſtehen — drängen darauf, daß er ſich Hilfe nähme. Er fände keinen, der ohne Schaden zwiſchen ihn und die verſcheuchten Seelen ſeiner Zöglinge treten könnte.

Als die Frühlingsſonne den Schnee wegſchmilzt, daß ſich die grünen Matten immer höher hinauf in die weißen Berge heben, iſt in der verwahrloſten Schar die Menſchlichkeit ſchon äußerlich zu Hauſe; die älteren Kinder helfen ihm, daß ſich die kleineren ſauber halten, die ordentliche Nahrung hat vielen die Backen gerötet, und nun wartet er, daß die Frühlingsſonne ſie bräune. Einige lockt ihr Straßenblut, und manchmal geſchieht es, daß eins in der Dämmerung entwiſcht, andere kommen dafür wieder: es iſt

ein wenig wie ein Bienenſtock, wenn die Wärme drängt. Er läßt es ſich nicht verdrießen, ſoſehr ihn der Undank und die Untreue ſchmerzen; denn nun iſt er längſt in den Dingen mit ihnen, die ihm mehr gelten als ordentliches Eſſen und ſaubere Kleidung. Der Seelenfänger hat ihnen die Schlingen gelegt, und ob ihn das Mitgefühl hinreißt, wo ein Schmerz oder eine Freude an ſie kommt, ob er mit ſeinen Großvaterbeinen treppauf und -ab rennen muß und zwanzig Hände zu wenig wären, alles das zu tun, was auf ihn wartet: es ſind nur die Spinnfäden ſeiner Abſicht, die er unermüdlich um ihre Seelen legt; er ſelber ſitzt ſtill mitten im Neſt und wartet auf die Stunden, wo er ſeine Lehre an ihnen verſuchen darf.

73

Längſt hat Heinrich Peſtalozzi angefangen zu unterrichten: anfangs iſt er ſich vorgekommen wie der alte Lehrer, zu dem ihn das Babeli brachte; auch ſo mit der Ungeduld ſeines Alters im Gedränge ihrer Wünſche und Fragen: wo es ſchwer wäre, mit einem Frager fertig zu werden, ſind es Dutzende, und dabei ſitzen die Trägen noch immer abſeits in ihrer Untätigkeit. Doch merken ſie bald, wenn er ſich laut ſprechend hinſtellt, daß ſie alle nur ſein einziger Zuhörer ſind. Er lehrt ſie, ſeine Sätze im Chor zu wiederholen, und lockt Antworten heraus, die ſie gemeinſam ſagen können; täglich gewitzter in dieſer Kunſt, die auch die Unaufmerkſamen in ſeinen Sprachkreis zieht, entdeckt er das Geheimnis der Klaſſe, die aus dem Vielerlei von Schülern ein

Weſen macht, ſo daß es gleich iſt, ob ihrer drei oder dreißig daſitzen. Dabei nimmt er ſich ängſtlich in acht, etwas Fremdes in ſie hineinzuſprechen; immer lauert er, wo ihre Sinne und Gedanken ſind, um ſie für ſich einzufangen. Irgendwo iſt ein Riß in der Wand, der wie ein ſeltſames Tier ausſieht, einen langen Schnabel wie eine Ente, aber Füße wie ein Maikäfer hat; ob ſie wollen oder nicht, wenn ihre Blicke durch den Raum gehen, hängen ſie daran feſt: er fängt ihnen das Ungeheuer ein in Sätze, die ſie willig nachſprechen, weil ſie von ihnen ſelber gefunden ſind.

Einige haben Bücher, und ein paar können ſogar ein weniges leſen; er zeigt den andern, wo dieſe Hexenmeiſterkunſt ihre Herkunft hat. Er läßt ſie in den Worten die tönenden und ziſchenden Laute finden und macht ein luſtiges Spiel daraus, ihrer zwei miteinander zu verbinden, jeden einzelnen durchs Abc hindurch; dabei ſchont er ſich nicht, unermüdlich das ba, be, bi, bo mitzuſprechen, bis ihm die Stimme in der Bruſt ſchartig wird; manchmal kommt er ſich vor wie ein Hahn, wenn er ſchwitzend daſteht und mit ihnen kräht. Bis eine Stunde mit Minuten und ein Tag mit Stunden abgelaufen iſt, läßt ſich viel hineinfüllen, und Tag für Tag geht es verzwickter zu, vom bal, bel, bil, bol, bul zum balk, belk, bilk: immer anders marſchieren die Soldaten aus ihrem Mund auf, bis ihnen alle Übungen, rechts- und linksum, kehrt und vorwärts marſch, gleich geläufig ſind. Und eines Tages läßt er für die Augen ſichtbar werden, was ſolange nur durch Mund und Ohren ging.

Er hat ihnen keine Fibeln mitgebracht, nur einen Korb mit Täfelchen, darauf die Buchſtaben einzeln mit ihren Häkchen und Schnörkeln wie Vögel mit ihren Schwanzfedern prahlen, und raſtet nicht, bis jeder ſeinen Laut als Namen hat, ſo daß er ihn nur zu zeigen braucht, und ſchon gibt ihm die ganze Klaſſe Antwort. Sie wiſſen nun längſt, daß keiner die ſiebzig einzelnen verſtehen kann, wenn jeder nach ſeinem Einfall losſchreit, und warten das Zeichen ab, das ihnen ſein Finger gibt. Sie ſind dann wirklich eine Klaſſe, ein Weſen, das hundertvierzig Ohren und Augen, aber nur einen Takt und darum nur einen Mund hat. Und manche Nacht, während ſie ſchlafen und er allein in der Schlafloſigkeit des Alters wach unter ihnen liegt, bildet ſich traumdünn die Ahnung einer Lehrmethode: daß es wie mit den Buchſtaben mit allen andern Kenntniſſen des Menſchen ſei, daß ſie ſich bauen ließen, Steinchen um Steinchen, bis eine Wand, ein Zimmer und ſchließlich das Haus einer Wiſſenſchaft daſtände.

Kühner aber, als jemals ſein Kopf ein Geſpinſt machte, ſcheint ihm dies: daß auch alles andere, was einen Menſchengeiſt mitſamt der Seele ausmache, ſeine Denkkraft, ſeine Fertigkeiten, ſein Wille, ſeine Wünſche, ſeine Abſichten, ſein Glauben wie ſeine Taten, in einem ſolchen Takt einzufangen ſei, und daß, wenn einer erſt den Taktſtock dazu finde, ihn hundert andere gebrauchen könnten, um überall die wild aufwachſenden Menſchenſeelen in den Wohlklang der Ordnung einzuführen. Er kann ſich dann ein Zukunftsbild austräumen, daß es zwar reich und arm, jedoch nicht mehr die häßliche Anwendung da-

von gäbe, wo die Habſucht und Willkür des Reichen den Armen unterdrücke und ausnütze; denn das einzige Mittel dieſer Geldherrſchaft ſei die Unwiſſenheit des Armen: erſt einmal im Beſitz ſeiner entwickelten Seelen- und Geiſteskräfte, könne er nicht mehr das Opfer herrſchſüchtiger Ausbeutung ſein! Was jetzt allerorten geſchähe, daß Reiche den Armen helfen wollten durch Wohltätigkeit, ſei Täuſchung und Selbſtbetrug: der Reiche könne dem Armen gar nicht helfen, er habe nichts als ſein Geld, das auch im Wohltun das Zwangsmittel ungerechter Herrſchaft bliebe; erſt wo Gerechtigkeit regiere, könne eine brüderliche Hilfe von Herzen wohltätig ſein!

74

Während Heinrich Peſtalozzi ſo mit ſeinen Waiſen auf der Wanderung nach einer neuen Menſchlichkeit iſt, wächſt das Dickicht der alten ihm rundum die Wege mit Unkraut und Brenneſſeln zu. Noch immer zieht der Haß ſeine Schwaden durch die Täler des Nidwaldener Landes; der Aufruhr wurde in Blut und Brand erſtickt, aber was ihn heraustrieb, blieb mit tauſend Wurzeln lebendig. Für die Stanſer iſt Heinrich Peſtalozzi ein Ketzer, von der Revolutionsregierung geſandt, ihre Waiſen und Armenkinder im Unglauben der neuen Zeit abzurichten, ſie den Sitten der Väter und dem Glauben der Heimat mit Teufelsliſten zu entfremden. Sie ſehen ſeine verwahrloſte Kleidung und achten ihn für einen Landſtreicher, der bei der neuen Herrſchaft der Lumpen und Schelme untergeſchlupft iſt.

Aber auch die Freunde fangen an zu zweifeln; ſie verſtehen nicht, warum er ſich allein mit ſiebzig Kindern abplagt, eigenſinnig ihr Lehrmeiſter, Aufſeher, Hausknecht und Dienſtmagd in einem und dabei ſelber zum Erbarmen verwahrloſt iſt. Sie raten und drängen, doch Gehilfen zu nehmen, damit er endlich aus ſeiner Anſtalt ein richtiges Waiſenhaus mache, und ſind verſtimmt, weil er ſich unter Ausflüchten weigert. Er ſcheint ihnen vom Eigenſinn des Alters wie von einem Fieber befallen, und vertrauliche Briefe gehen an die Miniſter, daß man dem alten Mann mit Gewalt aus dieſem Zuſtand helfen möge. Stapfer aber hält treu und weitſichtig zu ihm, weil er das Experiment fühlt, und daß Heinrich Peſtalozzi erſt zu Reſultaten gekommen ſein muß, bevor er Hilfe brauchen kann. Er ermuntert ihn auch im Mai, als warme Sonnenbläue die Täler füllt und der See rund an den Ufern in einem Bluſt von Blumen zu ſchäumen ſcheint, mit ſeinen Zöglingen einen Ausflug nach Luzern zu machen.

Es iſt Sonntag, und ſie gehen die drei Stunden zu Fuß, bei Stansſtad in Kähnen hinüber nach Hergiswyl und dann zwiſchen Pilatus und dem See bis Horw, wo ſie den weiten Talboden der Allmend von Luzern erreichen. In Horw raſten ſie, und da ſie früh aufbrachen, ſehen ſie da erſt, wie die Sonne über der Rigi hochſchießt; ein jedes hat Brot im Sack, und Waſſer fließt überall aus den Brunnenrohren. Die älteren haben geſorgt, daß ſie alle ſauber ſind; nur auf ihren Schuhen liegt der Staub wie Mehl, als ſie ſingend über die alte Kapellbrücke in Luzern gehen und die vielgetürmte trutzige Stadt

bestaunen. Es ist Sonntag, und viele Leute spazieren auf den Straßen, die den seltsamen Zug und den seltsameren Mann davor belächeln. Einige kennen ihn von seinem Luzerner Aufenthalt und lüpfen den Hut, um ihm kopfschüttelnd nachzusehen. Aber Stapfer, der Minister, hat gesorgt, daß die Stanser Waisen nicht unbegrüßt in der Landeshauptstadt sind: auf dem alten Kornmarkt vor dem Rathaus steht einer in blanker Uniform mit einem Leinenbeutel, darin rasseln lauter nagelneue Zehnbatzenstücke der Helvetischen Republik, und jedes Kind bekommt eins zum Andenken in seinen Sack. Sie singen ein Schweizerlied zum Dank, und Heinrich Pestalozzi, dem nichts so fern liegt wie Musik, kräht mit vor Rührung, gar nicht merkend, wie falsch er die Töne nimmt, bis alles hinter ihm lacht.

Auch sonst geschieht den Kindern der Nidwaldener Gutes in dem katholischen Luzern, und wie ein siegreicher Heerhaufe ziehen sie am Nachmittag wieder hinaus. Aber nun hat die Sonne ihre strahlende Bahn durch den Himmel gezogen und aus dem Weltall Glut auf die Erde geschüttet. Die Kinder werden müde, und er muß nun hinter ihnen gehen, die letzten anzutreiben. Dabei ist ihm selber schwül und nicht froh zumut; er hat in Luzern von dem Lauf der Dinge gehört, die für Monate außer ihm gewesen sind: der Krieg ist wieder im Land, überall bläst der Wind hitziger Zeitläufte den Zunder an, und es gilt schon als ausgemacht, daß die Regierung der Helvetischen Republik nach Bern übersiedeln wird, wo ihr der Boden sicherer scheint als hier in der Aufsässigkeit der Urkantone. Am Gotthard

ſchlagen ſich die Franzoſen mit den Öſterreichern herum, und viel wird geſprochen von den Taten ſeines Vetters Hotze, der als kaiſerlicher General über den Bodenſee bis Zürich ins Land gedrungen iſt; es kann in einigen Wochen wieder aus ſein mit der republikaniſchen Herrlichkeit. Zu dieſen Sorgen tut ihm die Bruſt weh, und er merkt, wie ihm die Monate zugeſetzt haben. Der Pilatus zieht verdächtige Wolken an, und als ob über eine ferne Brücke Laſtwagen rollten, grollt ein Gewitter in der Luft: er kann ſonſt über Ahnungen lachen, aber nun iſt ein Gefühl da, daß es ihn treffen wird. Gerade gehen ſie von Steinrüti gegen Hergiswyl am See hin, der dick und ſtill daliegt, da wird ihm ſüßlich im Mund, und das Licht tanzt ihm wie Mücken vor den Augen; er will einem Buben, der vor Müdigkeit weint, die Hand geben, da fühlt er ſich tiefer zu ihm hinſinken, als es nötig iſt, und ſieht noch für einen Augenblick die erſchrockenen Augen über ſich.

Heinrich Peſtalozzi meint, er ſei gleich wieder aufgewacht, aber es muß wohl länger geweſen ſein; nebenan ſteht ein Wagen, der vorher nicht da war, und im Kreis der Kinder bemühen ſich Leute in Hemdärmeln um ihn. Tiefer als im Schlaf war er aus allem fort, nun er die Augen aufſchlägt, nimmt ſein Bewußtſein mit einem Blick den Kreis ſeines Daſeins auf, darin er Kind, Mann und Greis zugleich iſt. Rund um dieſen Kreis ſieht er die Berge ſpukhaft in den gewitterlichen Dunſt des Himmels ragen und fühlt, daß ſo die Schwierigkeiten um ihn ſtehen, denen er nichts als die Willenskraft ſeiner zu Boden geworfenen Natur entgegenſtellen kann.

Im gleichen Augenblick ſetzt er ſich auf, von dem ungebeugten Willen kommandiert; da merkt er, daß Blut in ſeinem Mund iſt.

Darüber erſchrickt er tief und läßt ſich nun willig in den Wagen heben. Die von den Kleinen am müdeſten ſind, müſſen zu ihm, und ſo im Schritt vor ſeiner Schar her geht es heim. Einer hat ſich neben den Knecht geſetzt, und der läßt ihm die Zügel, weil er den Gaul kennt. Heinrich Peſtalozzi muß wehmütig an den Tag denken, wo er mit dem Großvater nach Höngg fuhr und auch ſo unabläſſig an den Zügeln rupfte, wie nun der Knabe vor ihm: Ich habe mir's nicht abgewöhnt bis heute, lächelt er bitter, wo ich ſelber ein Großvater bin, und alles, was ich in die Hand nehme, iſt ſo geblieben! Wenn mir jedes ſo in Ordnung ginge wie hier dem Gaul und dem Knecht, ich würde auch die Zügel gleichmütig hängen laſſen; aber nun bin ich dreiundfünfzig und über meine Jahre gealtert, gar noch krank, und habe erſt den Anfang vom Weg gefunden. Ich müßte wohl den Gaul für ein paar Wochen in den Stall tun; doch iſt er unabkömmlich, weil ich noch weit mit dem Abend muß!

75

Die zweite Woche ſeit ſeiner Wallfahrt nach Luzern iſt noch nicht ins Land gegangen, als Heinrich Peſtalozzi eines Mittags durch Trommelwirbel aufgeſchreckt wird. Wie er ans Fenſter läuft, rücken die ſchweizeriſchen Soldaten, die gegen Engelberg und Seelisberg hinauf als Rückendeckung der Franzoſen

aufgeſtellt ſind, eilig in Stans ein: die Öſterreicher kommen, heißt es, und die im Uri geſchlagenen Franzoſen ſeien über den See zurück. Die Panik des Krieges iſt wieder in Stans, bevor ein Schuß in den Nidwaldener Bergen fiel; wer noch bewegliche Habe hat, flüchtet ſie in die Sennhütten hinauf, händeringende Weiber und trotzige Männer kommen, ihre Kinder zu fordern, und Heinrich Peſtalozzi vermag nicht, ſie zu halten. Als ob eine Mure vom Stanſerhorn niederginge, läßt er die andern ihre Bündel raffen, zur Flucht bereit zu ſein. Gerade hat er ſie um ſich verſammelt im Arbeitsſaal, da fällt ein Schuß; die Kinder ſchreien, einige laufen ihm zu, viele aber auch hinaus auf die Gaſſe, ſich noch in die Berge zu retten.

Als danach alles ſtill bleibt — die Alarmnachrichten waren falſch, und auch der Schuß iſt nur einem hitzigen Sennbuben losgegangen —, ſitzt kaum noch die Hälfte ſeiner Kinder da. Zwar kommen im Nachmittag noch einige wieder, auch finden ſie andere weinend irren, als ſie gegen Abend den Ort abſuchen; aber die Beſorgnis bleibt über ihnen wie die ſchwarze Wolkendecke, die ſich mit dem Abend vom Entlebuch herüberdrängt. Die Kinder ſchlafen ſich ſchließlich in angſtvolle Träume ein; Heinrich Peſtalozzi bleibt wach: ſeit ſeiner Ohnmacht fühlt er, daß es in Stans zu Ende geht. Mit einer Kerze in der Hand wandert er um Mitternacht von Bett zu Bett; einigen, die ſich ſtöhnend wälzen, legt er ſeine Hand auf die Stirn, daß ſie, erwachend, ins Licht blinzeln und vor ſeinem Geſicht mit einem erlöſten Lächeln um die Lippen einſchlafen. Nachher ſitzt er noch, bis

das Licht niedergebrannt iſt, ſtreicht in ſeiner Liſte die Schäflein an, die ihm fehlen, und denkt den einzelnen nach, wo ſie wohl ſeien. Bald aber wandern die bekümmerten Gedanken auf einſamen Höhen, wo er mit ſeinem Werk allein iſt. Was auch mit den Kindern geſchieht, für keins — das fühlt er ſicher — iſt die Zeit vergebens geweſen: aber ſein Werk, wenn er es jetzt abbrechen muß, iſt verloren. Es iſt ihm zumut wie einem Kundſchafter im wegloſen Dickicht; er hat ſich durchgearbeitet, bis er eine getretene Fußſpur fand, die ihn zum Weg führen muß: da reißt ein Bergbach die Schlucht vor ihm auf, und ob er drüben die Spur deutlich weitergehen ſieht, er kann nicht hinüber.

Andern Tags iſt alles vorbei, als ob es nur böſe Träume geweſen wären; die Bauern ſind wieder bei ihrer Arbeit, und die Soldaten in den Quartieren ſingen Schweizerlieder. Die Sonne geht ihren ſtrahlenden Lauf, als wolle ſie es diesmal zwingen, über die Ermattung des Mittags fort in den unendlichen Himmel hineinzuſteigen. Noch ein paar Kinder wagen ſich unſicher wieder herzu, und als nach dieſem Tag noch ein zweiter und dritter die weißen Sommervögel durch ſein dickes Blau ſchwimmen läßt, fängt auch Heinrich Peſtalozzi an, den Nacken zu heben. Am dritten Abend ſitzt er ſcherzend und fragend mit ihnen bei der Haferſuppe, da ruft ihn ein Bote eilig zu dem Regierungsſtatthalter Zſchocke.

Der empfängt ihn mit einem Blatt in der Hand. Er habe Stafette bekommen, daß am frühen Morgen der General Lecourbe einrücken würde; er müſſe Platz beſorgen für einige tauſend Mann und ein

Hospital für die Verwundeten und Kranken herrichten, dazu habe er keinen andern Platz als das Waisenhaus. Obwohl Heinrich Pestalozzi beim ersten Wort weiß, daß ihm nun das Brett unter den Füßen fortgezogen wird, damit er noch über den Bergbach zu kommen hoffte, kämpft er wie ein aufgescheuchtes Tier für sein Nest und seine Brut. Aber nun ist er mit allem Ruhm seiner Bücher und mit der ewigen Absicht seines Werkes nur der Bürger Pestalozzi, der andere aber steht als Regierungsgewalt da und löst das Waisenhaus auf. Weil er nicht wie die Nidwaldener kämpfen und sterben kann, sondern dem Federstrich gehorchen muß, erfüllt er bitteren Herzens den Rest seiner Pflicht. Er teilt jedem Kind doppelte Kleidung, Wäsche und einiges Geld aus für das Notwendigste, rechnet mit dem Statthalter ab und übergibt ihm von den sechstausend Franken, die ihm das Direktorium bewilligt hat, den Rest mit dreitausend Franken — mehr hat er nicht gebraucht in den fünf Monaten mit all den Kindern. Noch eine Nacht geht er in seiner schlafenden Herde ruhelos umher, nimmt in der Frühe weinenden Abschied von ihnen allen, deren Vater er durch seine Liebesgewalt geworden ist, und am Nachmittag, als die ersten Franzosen einrücken, fährt er nach Stanstad hinunter mit dem, was er für bessere Zeiten retten will. Wieder einmal sitzt er auf einem bepackten Wagen, diesmal auf Säcken neben einem Knecht, der ihn gleichmütig in sein ungewisses Schicksal hinauskutschiert; es ist ein Appenzeller, der den Pferden mit der Peitsche die Fliegen vertreibt und dazu mit halber Kehle seine heimatlichen Jodler singt, als

ob es eine Luſtfahrt wäre. Er fühlt die Schmerzen in ſeiner Bruſt heftiger, und die brennende Angſt fährt mit ihm, daß er nun ſterben muß: dann iſt alles umſonſt geweſen, was er Unmenſchliches in dieſen Monaten ertrug; denn er allein weiß, daß er in Stans den Weg zur Befreiung der Menſchheit entdeckt hat, kein anderer kann fortſetzen, was für ihn ſelber ein taſtend beſchrittener Anfang, aber darum doch das Ergebnis vieler tauſend fiebernd benutzter Stunden iſt.

Immer noch läuft eine letzte Hoffnung hinter dem Wagen her, daß die Luzerner Freunde mächtiger ſein könnten als der Regierungsſtatthalter; als er ankommt in der vieltürmigen Stadt, muß er erfahren, daß die Regierung der in tauſend Nöten gefährdeten Helvetiſchen Republik nach Bern ausgeflogen iſt.

76

Es iſt ein heißer Julitag, als Heinrich Peſtalozzi durch das breite Entlebuch ins waldige Emmental hinüber und durch ſeine reichen Dörfer nach Bern hinunterfährt. Die Fahrt über die holperigen Bergſtraßen bekommt ihm ſchlecht, und als er ſpätabends anlangt, fühlt er ſich ſterbenselend. Bis zum Schluß ſind immer noch die Bauleute im Kloſter zu Stans geweſen, und wenn er huſtet, meint er noch den ſcharfen Kalkſtaub in der Lunge zu ſpüren. Trotzdem iſt er am andern Morgen ſchon früh bei dem Miniſter Stapfer. Der erſchrickt, wie er ihn ſieht, und rät ihm, den ungewollten Urlaub vor allem zu einer Kur zu benutzen, damit er wieder zur Arbeit

fähig sei, wenn nach dem Krieg die Anstalt neu eingerichtet würde. Da er selber zu einer Sitzung muß, übergibt er ihn seinem Kanzleivorsteher Fischer, einem ehemaligen Theologen, der auch schon in Stans war.

Der bietet ihm willfährig seine Begleitung an, wohin er auch wolle, und ehe Heinrich Pestalozzi sich beiseitetun kann, hat er ihn auch schon eingefangen mit klugen und ehrlichen Fragen. Es findet sich, daß sie Leidensgenossen sind, indem auch er den Traum seines Lebens an die Schule gehängt hat. Er ist Schüler bei dem Philanthropen Salzmann im Schnepfental gewesen und will nun in Burgdorf eine Musterschule, wenn es erreichbar ist, ein Lehrerseminar einrichten. Es ist immer noch das Lehrerseminar, das Stapfer ihm selber in Aarau angeboten hat, und obwohl sich Heinrich Pestalozzi im stillen wundert, wie unbekümmert sein Nachfolger die Schwierigkeiten übersieht, die ihm fast das Leben kosten, ist er ihm doch dankbar, weil er die Lauterkeit in seinem Wesen spürt. Er bleibt ziemlich den ganzen Tag mit ihm zusammen und erwirbt durch ihn eine Bekanntschaft, die in seine gehetzten Tage eine breite Pause bringt: Noch am selben Abend sitzen sie zu einem Mann aus Bad Gurnigel, namens Zehender, der seine Schriften liebt und sein Märtyrertum in Stans glühend bewundert; der lädt ihn ein, einige Wochen bei ihm da oben in der reinen Gebirgsluft zu wohnen und von der Quelle zu trinken. Stapfer und Fischer reden ihm dringend zu, und da der Mann mit seinem Wagen andern Tags zurück muß, kommt Heinrich Pestalozzi schon am Abend mit ihm auf dem Gurnigelberg an.

Ein verrauschtes Gewitter hat ihnen einen Regen nachgeschickt, der die Talweite unter ihnen mit Nebelschwaden bedeckt; auch wirft ihn sein Elend nun ganz hin, so daß sie ihn fast aus dem Wagen ins Haus tragen müssen. Den andern Tag läßt ihn sein Gastfreund nicht aus dem Bett, auch den zweiten nicht: da es draußen doch noch regne! Am dritten Morgen liegt er schon lange wach und wartet mit Sehnsucht auf den Tag; als die Fensterscheiben in der Morgenröte warm werden, springt er mit beiden Füßen aus dem Bett und reißt ein Fenster auf, seine Faulheit zu lüften. Er tritt erschrocken zurück vor der unendlichen Weite; in einer überirdischen Bläue sieht er das Tal zu seinen Füßen liegen, unermeßlich und schön; er hat noch nie eine so weite Aussicht gesehen, und das Glück davon überwältigt ihn so, daß er die Hände wie ein Kind danach ausbreitet. Fast ängstigt ihn die Höhe, aber als er nach rechts und links äugt, sieht er die hohen Baumgruppen; er fühlt den Wald und den Berg hinter sich als sicheres Ufer, von dem aus er über das Meer der morgendlichen Erde tief unter sich hinschaut. Und ehe sich noch die Worte dazu bilden, ist ein Gefühl in ihm, wie wenn da unten sein eigenes Leben läge: aus den blauen Seeweiten der Kindheit durch die ruhelose Brandung seiner Manneszahre bis auf die Bergkanzel dieser Stunde hinauf.

Aber wie er sich umwendet, ist sein niedriges Menschenzimmer wie ein Kästchen ganz getäfelt, und auf dem runden Birnenholztisch liegt ein Buch, das ihm bekannt scheint: „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschenge-

ſchlechts" ſteht auf dem Titel. Er weiß nicht, warum ihn die Erſchütterung hindert, es in die Hand zu nehmen; er ſieht ſich wieder in dem Sterbezimmer ſeiner Mutter daran ſchreiben — als ob es geſtern oder vor hundert Jahren geweſen wäre, ſo nah und ſo fern —, faſt meint er, es wäre dasſelbe Zimmer, aber ſeine Augen ſuchen vergebens in den fremden Sachen. Er iſt wieder mittendrin im hochmütigen Elend jener Tage; die Brandung ſpritzt, und er fühlt ſich verſinken in die Tatenloſigkeit der endloſen Mannesjahre: da weiß er, es iſt kein Ufer, an dem er geſichert ſteht, es iſt nur eine Inſel, ein Stein im Meer, darauf ihn die Brandung geworfen hat.

77

Sechs Wochen lang iſt Heinrich Peſtalozzi auf dem Gurnigel, von lieben Menſchen treu gepflegt. Die reine Höhenluft heilt in ſeiner Lunge aus, was Kalkſtaub und Abc-Geſchrei darin verwüſtet haben. Es ſind noch andere Kranke oben, auch Geſunde, die vor der herrlichen Natur in Schwärmerei vergehen. Seit ſeinem erſten Morgen vermag er nicht mehr in die blaue Talweite hinunterzublicken, ohne an ſein verlaſſenes Werk zu denken. Er ſieht unter allen Dächern die Wohnungen der Menſchen und weiß, von wieviel Verwahrloſung jede Wohlhabenheit da unten umgeben iſt. „Meine Natur iſt der Menſch", ſagt er den Schwärmern, und eines Morgens iſt er mit ſeinem Stock und Ranzen nach Bern unterwegs. Er hat keinen Wagen gewollt; es tut ihm wohl, ſo

bergab ſchreitend den Takt ſeines fröhlichen Marſches zu fühlen: alle lebendigen Dinge gehen im Zweiſchritt, hat er dem beſorgten Zehender zum Abſchied geſagt, nur das Lebloſe und Kranke rollt auf Rädern.

Zum Mittag hat er die ſechs Stunden bis Bern hinter ſich, und als Rengger und Stapfer, die beiden Miniſter, aus einer gemeinſamen Sitzung noch etwas zu beſprechen haben, das ſich auf dem Heimweg beſſer als im Betrieb der kommenden und gehenden Poſten erledigen läßt, läuft er ihnen buchſtäblich in die Arme und lacht mit ſeinem Runzelgeſicht wie ein Knabe, der aus den Ferien wiederkommt. Er will Kinder haben, es iſt ihm gleich, wo, an denen er ſeine Verſuche fortſetzen kann, bis ſein Waiſenhaus in Stans wieder kriegsfrei iſt; und noch in derſelben Viertelſtunde ſchlägt ihm Stapfer vor, nach Burgdorf zu gehen, wo auch Fiſcher ſeit einem Monat ſei und an dem Statthalter Schnell wie an dem Doktor Grimm einſichtige Helfer habe. Als Heinrich Peſtalozzi das Wort hört, fährt ihm eine halb vergeſſene Erinnerung auf, wie ihn der Vorwitz eines Morgens dort in die Hinterſaſſenſchule brachte; er nimmt es als eine Fügung, auch ſcheint es ihm eine Erleichterung, in Burgdorf nicht wieder einſam zu ſein. In ſeiner Fröhlichkeit ſagt er gleich zu; ſo kann Stapfer die Eingabe ans Direktorium vorbereiten, er ſelber macht ſich am andern Morgen gleich unterwegs, ſein neues Arbeitsfeld abzuſchreiten.

Über Nacht gibt es Regen, und er muß die Poſt nehmen; ein guter Zufall ſetzt ihm den Statthalter Schnell aus Burgdorf in denſelben Wagen. Der kennt

ihn, hat am Abend vorher schon durch Stapfer von seinen Absichten gehört und ist begeistert, dem berühmten Verfasser von „Lienhard und Gertrud" gefällig sein zu können. Die Fahrt wird in Gesprächen kurz, und in Burgdorf muß Heinrich Pestalozzi sein Gast sein; auch der Doktor Grimm wird Hals über Kopf zu Tisch geladen, und es ist eine wahre Verschwörung, wie sie ihm alles einrichten wollen. Sie wundern sich, daß er gerade an der Hintersassenschule lehren will, und wollen ihm das ärmliche Lokal erst zeigen. Er erzählt ihnen von dem Morgen, wo er vorwitzig hineinsah, und ist fast ausgelassen vor Erwartung. Gegen den Abend, als der Regen endlich nachläßt, macht er noch einen Gang zum Schloß hinauf, das eine kleine Festung vorstellt, aber augenscheinlich seit langem verwahrlost ist. Das äußere Tor hängt offen in den Angeln, und an dem innern läutet er so lange vergebens, bis er merkt, daß die Schlupftür geöffnet ist. Die Kiesel im Schloßhof sind von Gras überwachsen, hinten steht eine Linde, und als er bis an die Mauer geht, fällt der Berg da fast senkrecht in die schäumende Emme, die ihn im Bogen umfließt. Es nieselt immer noch, und sein Rock ist längst feucht; er merkt es nicht, er hat zuviel gesprochen bei den Männern da unten, und nun sind die Gedanken wie eine Krähenschar, die nicht zur Ruhe kommt:

Er hat es Mord genannt, wie die Kinder bis ins fünfte Jahr im sinnlichen Genuß der Natur bleiben, wie sie sehen, sprechen und ihre andern Sinne gebrauchen lernen und sich von selber eine natürliche Anschauung der Welt in ihrer Seele aufbauen: wie

ſie dann aber, gleich Schafen zuſammengedrängt, in eine ſtinkende Stube geworfen würden, um der fremden, ſinnloſen Buchſtabenwelt ausgeliefert zu ſein! Nun denkt er, wie auch die Moral und das Geſetz, ſelbſt die Religion und ihre Tugenden von hier aus der jungen Menſchenſeele aufgenötigt würden und dadurch leicht das bittere Beigefühl lebensfeindlicher Mächte behielten; ſo daß, was dem Leben des Menſchen einen höheren Sinn geben ſolle, im Gefühl der Armen als Mittel der Unterdrückung bliebe. Seine Gedanken können es noch nicht greifen, aber er fühlt ſie dicht daran: daß er alles, was nur aus dem Buchſtaben gelernt würde, als fremd und gleichgültig in ſeinem Unterricht ausſcheiden, daß er den Naturgang der erſten fünf Lebensjahre weiterführen möchte, nicht um es den Kindern bequemer zu machen, ſondern um die Unnatur aus dem Wachstum des Menſchen zu nehmen.

Er iſt ſo verſeſſen in dieſe Gedanken, daß er gar nicht hört, wie jemand von hinten zu ihm kommt und die Hand auf die Schulter legt. Als er ſich umkehrt, iſt es Fiſcher, der ihn zufällig aus ſeinem Fenſter geſehen hat: Wir ſind die einzigen Menſchenſeelen in dem ganzen Gebäude, ſagt er erklärend zu ihm; aber Heinrich Peſtalozzi iſt noch viel zu ſehr bei den Reitverſuchen ſeiner ſtolzen Gedanken, um ihn wörtlich zu verſtehen: Dann müſſen wir jeden Tag den Berg hinuntertraben, ſagt er und muß hellauf wie ein Knabe lachen, ſo raſch ſpringt ihm aus der abendlichen Grübelei ein Scherz auf: Zwei Narren in einem leeren Schloß mit einem Steckenpferd, das wird ein ſchönes Rittertum, wenn wir ausreiten.

Nach acht Tagen kommt Heinrich Peſtalozzi zum zweitenmal aus Bern; diesmal in einem heiteren Wolkenwetter zu Fuß; die Verwaltungskammer hat ihm im Schloß ein Zimmer als Wohnung eingeräumt und für die Hinterſaſſenſchule die Lehrerlaubnis erteilt. Der Schulmeiſter Samuel Dysli muß ihm einen Teil von ſeinen dreiundſiebzig Schülern überlaſſen; weil aber nur eine Stube da iſt, vereinbaren ſie einen Strich, der die Klaſſen trennt: auf der einen Seite ſtellt ſich Heinrich Peſtalozzi auf und fängt wieder tapfer an, aus der Sprache die Buchſtabenlaute abzulöſen; auf der andern wandert der Schuhmacher von Bank zu Bank und behört den Heidelberger Katechismus. Er kann es nicht verwinden, daß man ihm den alten Landſtreicher in die Schulſtube ſchickt, die doch mit dem Haus ſein angeerbtes Eigentum iſt, und wenn er in der Folge das unaufhörliche Geſchrei hört, wie der andere die Kinder abrichtet, im Chor zu ſprechen, wobei er ſelber mitkräht, wenn er ſieht, wie ſie keine Bücher und Schreibhefte, nur eine Schiefertafel haben — nie hat er ſolch ein Schreibzeug gekannt —, darauf ſie mit dem Griffel allerlei Winkel und Figuren kritzeln: glaubt er einem Tollhäusler zuzuſehen. Er verſucht, ihm zur Beſchämung, mit ſeiner Schar die gewohnten Dinge zu treiben, aber auch die iſt von dem ſeltſamen Weſen angeſteckt, hat Augen und Ohren auf der andern Seite; und weil er ſich ſcheut, vor den Augen dieſes Narren wie ſonſt mit dem Stock dreinzufahren, frißt ihm der Ingrimm über die Vergewaltigung Stun-

den und Tage auf. Er sieht bald, daß einer von ihnen beiden hier unmöglich wird, und da es seine eigene Werkstatt ist, aus der er sich hinterlistig verdrängt sieht, richtet er sich auf den Krieg ein.

Wenn Heinrich Pestalozzi, der ihn im Eifer meist ganz vergißt, ihn kollegialisch ansprechen will, stellt er den gekränkten Stolz seiner Bildung zwischen sich und ihn; denn er hat bald gemerkt, daß der andere den Firlefanz nur treibt, weil er weder den Katechismus noch sonst etwas nach der Vorschrift kann. Der Wurm der Kränkung will ihm unterdessen das Herz abfressen, und schließlich geht er zum Pfarrer. Dem ist es verdächtig, sich in diesen Handel zu mischen, weil er die Hintermänner kennt; doch gibt er ihm „Lienhard und Gertrud" mit, damit er sehe, was für ein Wundertier dieser Mann vorstelle. Samuel Dysli hat schon gehört, daß es ein Romanschreiber sei, doch macht es ihm zuviel Mühe, so dicke Bücher zu lesen; er blättert nur höhnisch darin herum, und so findet er die Stelle, wie es dem alten Schulmeister in Bonnal übel geht, und wie sich der stelzbeinige Leutnant mit allerlei Schleicherkünsten an seiner Stelle einnistet. Nun weiß er Bescheid, und während Heinrich Pestalozzi schon wieder besessen von seiner Absicht ist und gleich einem Specht an der Anschauungskraft der Kinder herumklopft, bearbeitet Samuel Dysli die Väter; und eines Sonntags halten die Burgdorfer Hintersassen eine Art Landesgemeinde in seiner Werkstube ab: Wenn die Bürger und Herren schon ihre Narrheit mit der neumodischen Lehrart hätten, möchten sie die Probe auch an den eigenen Kindern machen!

So aufgereizt sind sie, daß sie es nicht bei dem Beschluß belassen; als Heinrich Pestalozzi am Montag danach um sieben Uhr in die Schulstube kommt, sitzen auf seiner Hälfte nur noch drei Kinder und heulen. In der ersten Bestürzung ist er töricht genug, den Dysli zu fragen; der läßt den Katechismus herunterschnurren, als ob er ihn extra für ihn aufgezogen hätte. Da merkt er, daß ihm einer das Uhrwerk abgestellt hat; doch kann er seinen Jähzorn noch meistern und geht hinaus. Und nun meint er, daß der Schulmeister ihn wiederkennen müsse; denn wie damals an dem Morgen, kommt er ihm nach bis an die offene Tür. Auch sonst stehen die Leute an den Fenstern und auf der Gasse; er sieht im Vorbeigehen, daß sie die Kinder hinter sich halten, als ob sie ihre Brut vor dem Wolf schützen müßten. Einige vermögen ihre Schadenfreude nicht zu meistern und rufen ihm nach; ein Flickschneider, der ein Schwager des Dysli ist, verfällt auf die Rache, laut zu buchstabieren: b u bu, b e be, b a ba! Die ganze Gasse ist begeistert davon, und so muß Heinrich Pestalozzi Spießruten laufen durch sein höhnisches Echo, das ihm noch nachkräht, als er schon im Oberdorf ist.

Er will zu seinen Freunden, aber weder den Statthalter Schnell noch den Doktor Grimm trifft er zu Hause, und Fischer ist für ein paar Tage nach Bern gereist. So geht er kopfschüttelnd und trotz seiner Großvaterschaft dem Weinen nahe wie ein Knabe den steilen Schloßweg hinauf. Der Hof ist leer wie immer, und die Sonne malt die verzogenen Schatten der Dächer hinein, als ob auch die ihm Fratzen schnei-

den wollten. Es ist ihm für den Augenblick gleichgültig, wohin er geht, weil jeder Schritt zwecklos ist; so tritt er unter die Linde und starrt über die Mauer in die glitzernde Emme hinunter. Auch da unten sind noch Hütten der Hintersassen, denen er aus der hilflosen Armut helfen will, aber die bellen ihn an wie Hunde. Der Abend fällt ihm ein, wo er zum erstenmal hier stand und das von dem Steckenpferd sagte. Nun haben sie mir auch das fortgenommen, denkt er, und jetzt laufen ihm richtig die trotzigen Tränen übers Gesicht, daß er ihre Schärfe in den Mundwinkeln schmeckt.

79

Das Erlebnis geht Heinrich Pestalozzi so nah ans Herz, daß er an diesem und auch am folgenden Tag das Schloß nicht verläßt, obwohl er Hunger leidet. Dann kommt Fischer aus Bern zurück, hört schon im Stadthaus, wo er aus der Post steigt, von dem Aufruhr der Hintersassen, und nun erlebt der Geschlagene, was treue Freundschaft für ihn vermag: Grimm und Schnell helfen, und noch in derselben Woche steht Heinrich Pestalozzi in der Buchstabier- und Leseschule der Margarete Stähli, wo er seine Versuche ohne Widerstände fortsetzen kann. Da sind nur zwei Dutzend Kinder in einer hellen Stube, und die Jungfrau bescheidet sich, ihm eine Gehilfin zu sein. Er ist zwar im Anfang noch verscheucht, man möchte ihn noch einmal aus der Schulstube fortschicken, und hält sich ängstlich an die äußeren Vorschriften — täglich von acht bis sieben Uhr, die Mit-

tagspauſe abgerechnet, ſteht er in ſeiner Klaſſe —, aber indem er nun nicht mehr wie in Stans durch die wirtſchaftlichen Sorgen als Hausvater beläſtigt und bedrückt wird, auch keine verwahrloſten Bettelkinder, ſondern gepflegte Bürgertöchter vor ſich hat, kann er ſich ungehindert dem Abc der Anſchauung widmen, das ihm als die Grundlage aller Kenntniſſe und Fertigkeiten täglich geläufiger wird. Noch immer geht er von keinem vorgefaßten Syſtem aus; er verläßt ſich auf ſeinen Inſtinkt, daß er für jeden Unterricht den natürlichen Anfang finden wird. Namentlich im Rechnen verſucht er nun, von den kindlichen Zählſpielen ausgehend, zu den Schwierigkeiten der vier Spezies zu gelangen. Er iſt wie ein Chemiker im Laboratorium, immer neue Miſchungen verſuchend, bis er die rechte Verbindung gefunden hat; und die Jungfrau Stähli geht ihm mit gemiſchter Verwunderung zur Hand.

Unterdeſſen ſpielt das Kriegstheater auf Schweizer Boden ſeine europäiſchen Stücke, und es ſieht nicht aus, als ob er ſo bald wieder nach Stans käme: über den Gotthard drängen die Ruſſen unter Suworow, und über Zürich ins Glarner- und Einſiedlerland die Öſterreicher unter ſeinem Vetter Hotze, der ein berühmter Kriegsheld geworden iſt. Aber Hotze fällt bei Schänis, Maſſéna nimmt Zürich ein — wobei Lavater durch einen betrunkenen Grenadier ſchwer verwundet wird —, und als Suworow die Franzoſen nach dem mörderlichen Kampf um die Teufelsbrücke zurückgedrängt hat bis Flüelen, ſind die Kaiſerlichen überall geſchlagen, und er muß ſich ſeitwärts in böſer Jahreszeit über den Kinzig-,

den Pragel- und den wüsten Panixerpaß ins Vorderrheintal retten, wo er ohne Pferde und Geschütze ankommt und mit dem Rest seiner Scharen die Schweiz bald verläßt. Als Bonaparte, aus Ägypten heimkehrend, sich zum Ersten Konsul der Franzosen macht, hat er die Eidgenossenschaft ganz in der Hand, und den Urkantonen vergeht die Hoffnung, daß ihnen fremde Hilfe aus der Helvetischen Republik in die alte Kantonsherrlichkeit zurückhelfen könnte.

Im Bernischen sind die Kriegsschläge nur von fern hörbar gewesen, aber viele Heerhaufen rückten durch, und jeden Abend sank die Sonne in eine Nacht voll ungewisser Furcht. Heinrich Pestalozzi hat in Stans erlebt, was die ruhmvollen Taten der Kriegshelden in der Nähe bedeuten, wie aus einer blühenden Landschaft ein Schlachtfeld wird, darin die Dörfer brennen und die Verwundeten mit ihren Blutlachen zwischen Leichen auf den Straßen und in den Feldern liegen, während in den Bergställen und in Felsschlüften Frauen und Kinder schreckensbleich die Schießerei abwarten, bis der Hunger sie doch in das Unheil hineintreibt. Er kann nur auf den Tag warten, an dem dieser Kriegsbrand endlich gelöscht sein wird; es wird auch für ihn der Tag sein, wo er für sein Werk gerüstet dastehen muß.

Darüber fallen auch die Blätter dieses Jahres, und eines Tages im November, als der Regen schon eiselt, erfährt er, daß die Regierung ihn nicht nach Stans zurücklassen will. Er hat gewußt, daß sich Stapfer seit dem September vergebens darum bemühte, und ist gefaßt, daß ihm die Tür nicht wieder geöffnet werde, die der Krieg zuschlug; aber die Hoff-

nung hat doch jeden Abend auf seinem Bettrand gesessen, wenn er mit den Kleidern auch die Mühsale des Tages auf den Stuhl legte. Im äußern Schloßhof steht noch ein Tretrad über dem tiefen Brunnen, der bis in den Talgrund reicht; er ist einmal vorwitzig hineingestiegen, das sonderbare Hand- und Beinwerk zu probieren; nun träumt er in der Nacht, der Strick mit dem Eimer sei abgerissen, während er in den Sprossen stände, so daß er die Radtrommel, des Gegengewichtes beraubt, nur immer um sich selber drehen müsse. Er tröstet sich zwar in der Folge, daß er für seine Versuche in der hellen Stube der Jungfrau Stähli besser aufgehoben sei als in dem Kalkstaub des Stanser Waisenhauses, aber der Lebensstrang seiner Arbeit ist ihm doch schmerzlich abgerissen, und unruhig fängt er an zu suchen, wo er ihn nach dieser Probierzeit wieder einhaken könne. So kommt es, daß er mit dem Ende des Jahres von neuem an seinen Neuhof denkt.

Dieses Ende marschiert mit den Schritten der allgemeinen Not wie keines vorher, als ob es die Leidensreste des vergehenden Jahrhunderts noch über der Schweiz ausgösse, die durch die Kriegszüge verwüstet und von den Franzosen mit Millionen von Kriegskosten ausgesogen ist. Als er für die Weihnachtstage nach dem Neuhof fährt, wandern Scharen von Bettlern über die winterlichen Straßen, so daß er wehmütig an seine Flugblätter und das „Helvetische Volksblatt" denkt, darin er sich und dem Schweizervolk so herrlich viel von der neuen Ordnung der Dinge versprach.

Er findet Anna, die er in Hallwyl abholt, mit

eisengrauem Haar; sie hat die Sechzig hinter sich, und sie sind nun die Großvatersleute, die zum Besuch aufs Birrfeld kommen. Da schaltet die geborene Fröhlich, und Lisabeth hilft ihr, auch die schlimmen Dinge tapfer zu überstehen. Sie müssen den Hof allein halten; denn Jakob ist trotz seiner dreißig Jahre ein übellauniges Gebreste. Es wird trotzdem ein inniges Weihnachtsfest, die Großmutter hat aus Hallwyl den Enkelkindern viel Liebes mitgebracht, und die fünfjährige Marianne vermag schon Christlieder zu singen, in die der dreijährige Gottlieb selbstbewußt einstimmt. Als danach die heiligen Tage zwischen Weihnachten und Neujahr mit Rauhreif kommen, der in der Sonne mit Millionen Kristallen funkelt, ist es für Heinrich Pestalozzi mehr als die Insel auf dem Gurnigel, es ist die Küste, von der er ausfuhr, und fast scheint es ihm, dies sei die Heimkehr.

Silvester, als sich die Kälte in einen näßlichen Nebel gewandelt hat, wandert er zufällig durch das Gehölz bis nach Brunegg auf den Waldkamm hinauf. Er weiß, das kleine Schloß steht seit der neuen Ordnung mit leeren Fenstern da, aber wie er hinzukommt, ist an der verschlossenen Tür ein vergilbter Zettel angeheftet, daß die Regierung den verlassenen Besitz mit sechzig Jucharten Wald und Weide zum Verkauf ausbietet. Er braucht gar nicht zu überlegen, der Plan steht gleich wie eine Eingebung da: Schloß Brunegg zu erwerben und mit dem Neuhof zu vereinigen in einem Besitztum, auf dem sich ein helvetisches Waisenhaus wohl einrichten und halten ließe. Die Seinigen wissen nicht, warum er allein an dem Abend fröhlich ist, während ihre Wehmut

dem ſcheidenden Jahrhundert die Totenwache hält; nur Anna, die das Wetterglas ſeiner Stimmungen beſſer kennt als ſie, merkt bald, daß er irgend etwas im Schilde führt. Wie dann die Standuhr auf dem Gang ihre zwölf Schläge mit dem gleichen ſchnarrenden Klang wie ſonſt getan hat, und ſie alle, die im Schein der Lampe darauf warteten, ſich den Menſchenkuß geben, nimmt er ſie wie in den jungen Zeiten bei der Hand und führt ſie aus dem Kreis der andern hinaus in die Nacht, die durch die Erſchütterung der Glocken aus ihrer Stille aufgeſchreckt und, von Menſchenlichtern nah und fern durchleuchtet, mit ihren Geheimniſſen in die Wälder zu flüchten ſcheint: So war die Nacht, wo ich mit Menalk auf dem Lindenhof ſtand, ſagt er draußen zu ihr, als ſie unſicher ſchreitend den Landweg nach Brunegg gehen: nur daß wir damals die Glocken in uns ſelber hatten, und draußen war es ſtill. Das iſt das Schickſal dieſer Zeit geweſen, daß jeder in ſeinem Gehäuſe ſaß; das einzige, was die Menſchen miteinander verband, hießen ſie ihre Bildung: ich heiße es ihre Ungläubigkeit. Das neunzehnte Jahrhundert der Chriſtenheit wird wieder einen Glauben wie zu Zwinglis Zeiten haben, aber es wird das Jahrhundert der Menſchlichkeit ſein, wo die guten Werke nicht mehr für einen guten Platz im Himmel getan werden. Wer die ewige Seligkeit erſt im Himmel anfangen will, hat ſie ſchon verſäumt. In Indien, heißt es, werden die Heiligen ihrer auf Erden teilhaftig, indem ſie ihre Wünſche und Begierden Gott zum Opfer darbringen. Das heißen ſie Nirwana oder in Gott ruhen; aber Gott hat auch unſere Wünſche und Begierden gemacht, nicht

daß wir sie töten, sondern einen Willen damit erfüllen. Wenn wir Gott selber in unseren Wünschen und Begierden haben, können sie kein Hindernis mehr sein. Ihre Seligkeit heißt, in Gott zu ruhen; unsere wird sein, Gott zu tun.

Sie sind unter Brunegg stehengeblieben, weil es ihn angestrengt hat, im Steigen so viel zu sprechen; nun sagt er ihr seinen Plan eines neuen Waisenhauses. So bist du der alte geblieben? fragt sie, und er sieht in der ungewissen Helligkeit der Winternacht, wie sie selber die Antwort dazu lächelt. Ihm aber ist es auf einmal zumut, als ob er wieder in der Schule das Vaterunser sprechen müsse; er kann die Worte fast nicht herausbringen, so unbändig kichert seine Fröhlichkeit: Ja, Liebe, und darum wollte ich dich fragen, ob wir nicht Schloß Brunegg kaufen sollen!

80

Seit dieser Nacht fühlt Heinrich Pestalozzi einen fremden Flügelschlag über seinen Dingen, so daß er sich eilen muß, den Ereignissen zu folgen, statt sie mühsam anzuzetteln. Er macht zwar noch das Höchstgebot auf Brunegg und findet bei der aargauischen Regierung eine unerwartete Willfährigkeit, ihm bei der Einrichtung eines helvetischen Waisenhauses behilflich zu sein; aber das Schicksal verlegt ihm mit gütigen Wendungen den Rückweg aufs Birrfeld. Schon im November hat der Doktor Grimm sich erboten, einige Waisen aus dem Kriegsgebiet in sein Haus zu nehmen, andre Bürger sind ihm willig

gefolgt, und da Fiſcher den Plan mit Feuer betreibt, kommen Ende Januar ſechsundzwanzig Kinder in Burgdorf an, die der Pfarrer Steinmüller zu Gais im Appenzeller Land geſammelt hat. Heinrich Peſtalozzi will gerade zum Schloß hinauf, als die Bürger ihnen entgegenleuchten; überall ſind Betten und warme Suppen für die Zitternden bereit, es könnten ihrer hundert ſein, ſoviel Hände ſtrecken ſich hilfreich aus. Auch ſein Herz wallt ihnen entgegen, und gleich iſt er mitten in der Schar, mit ſcherzenden Fragen ſein Willkomm zu ſagen; aber eins nach dem andern wird ihm eingefordert, und ehe er ſich's verſieht, ſteht er allein auf der Straße da. Meine Zeit iſt noch nicht gekommen, ſagt er kopfſchüttelnd vor ſich hin, als er in einer beſtürzten Wehmut durch die Dunkelheit zum Schloß hinaufgeht.

Aber unverſehens fällt das, was andre begonnen haben, ihm in den Schoß, der die Seele ſolcher Taten iſt: die Kinder ſind durch einen jungen Dorfſchulmeiſter namens Hermann Krüſi aus Gais gebracht worden, der als dritter ein Zimmer im Schloß erhält. Er iſt ein lernbegieriger Menſch von vierundzwanzig Jahren, dem die Nähe des berühmten Verfaſſers von „Lienhard und Gertrud" eine Erhöhung ſeines Lebens bedeutet; für ſeine Appenzeller Kinder wird ihm eine beſondere Schule im Ort eingerichtet, ſo daß ſie morgens miteinander in den Burgdorfer Schuldienſt hinuntergehen. Obwohl Heinrich Peſtalozzi ſich mit ſeinen Menſchheitsplänen in der Buchſtabierſchule der Jungfrau Stähli — wie er dem Krüſi ſagt — allmählich gleich einem Seefahrer vorkommt, der ſeine Harpune verloren hat und mit der

Angel probiert, Walfische zu fangen, bleibt er unverdrossen dabei, bis er im Frühjahr die Burgdorfer zu einer öffentlichen Prüfung einladen kann. Schon die Neugierde, in die seltsamen Karten des wunderlichen Fremdlings zu blicken, treibt sie zahlreich herzu; aber nun steht nicht mehr das Mitleid kopfschüttelnd da wie in Stans, es gibt eine wahre Verblüffung über die Fertigkeiten so junger Schüler, und die Schulkommission stellt ihm ein öffentliches Zeugnis aus, dankbar, daß er gerade Burgdorf für seine Lehrversuche gewählt habe. Diese Anerkennung macht ihn zittrig vor Freude, weil er nun endlich die Weite für seine Dinge geöffnet sieht, so daß er in seinem fünfundfünfzigsten Jahre trotz dem Ehrenbürgertum der französischen Republik wie ein belobter Schüler in die Ferien kommt und seiner Frau Anna das Zeugnis in den Schoß legt. Eigentlich bist du zu alt dazu, lächelt sie wehmütig, mit dem Papier in der Hand: oder sollte die Zeit gekommen sein, wo die Großväter wieder zur Schule gehen? Aber er läßt sich sein Glück nicht erschüttern: Man hat mir schon in meinen Kinderschuhen gepredigt, es sei eine heilige Sache um das Von-unten-auf-Dienen; ich achte es für die Krone meines Lebens, daß man mich mit grauen Haaren in der Schule von unten anfangen läßt!

Er hätte nötig, daß diese Ostertage Ferien für ihn würden, aber sein Sohn Jakob will sterben, und während draußen der Frühling schäumt, zerreißen die Schmerzen den hilflosen Mann, dem er den Neuhof als Erbschaft mühsam aufgespart hat. Zerstört von Nachtwachen, kommt er wieder in Burgdorf an,

wo Krüſi allein auf ihn wartet, weil Fiſcher enttäuſcht und todkrank nach Bern zurückgegangen iſt. Als Heinrich Peſtalozzi ſpätabends den Steilweg aus dem Ort hinauftaſtet, findet er den Appenzeller, der ſeitdem einſam und landfremd in den leeren Gebäuden hauſt, ſehnſüchtig harrend am Tor. Mein Sohn ſtirbt, ſagt er, als ſich der Jüngling ihm weinend in die Arme wirft, kommſt du mir an Sohnes Statt?

Danach gibt es einen Ernteſommer für ihn, wie er noch keinen erlebte: die Bürger haben ihn dankbar zum Lehrer an der zweiten Knabenſchule gemacht, darin er an die ſechzig Knaben und Mädchen zu lehren hat; und kaum, daß er mit Krüſi überlegt, wie ihre Schulen ſich vereinigen und, in Klaſſen eingeteilt, beſſer im Lehrplan einrichten ließen — nur an Raum fehlt es im Schulhaus, während im Schloß die ſchönſten Räumlichkeiten leer ſtehen —, ſind die Herren in Burgdorf und Bern gleich ſo dienſteifrig, daß die Kinder ſchon zum Sommer auf dem Berg einrücken können. Als der Schloßhof von dem emſigen Gewirr ihrer Stimmen widerhallt, müſſen die Knaben und Mädchen von der Linde ein Schweizerlied ins waldige Emmental hinunterſingen, und diesmal ſtehen keine Luzerner da zum Lachen, weil er ſelber mit ſeiner alten Stimme fröhlich den Takt hineinkräht: Nun iſt es kein leeres Schloß mehr, denkt er, und ich brauche morgens nicht auf einem Steckenpferd den Berg hinabzureiten! Wie ein Feldherr einen Engpaß bezwungen hat, das bedrängte Land von den Feinden zu räumen, fühlt er ſich längſt über die erſten Buchſtabier- und Rechenkünſte hinaus und mächtig, in die entlegenen Gebiete der herkömm-

lichen Schulmeisterei den Gang der Natur zu tragen. Er hat zum Wort und zu der Zahl die Form der Dinge als drittes Element für seinen Unterricht gefunden und hält nun endlich das Geheimnis in der Hand: das Abc der Anschauung, daraus sich alle Fertigkeiten und Kenntnisse gewinnen lassen.

Mit dem Sommer fängt die Nachricht von der Wunderschule im Schloß zu Burgdorf an durchs Land zu gehen, und wie ehemals auf dem Neuhof, kommen Gläubige und Zweifelnde an, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was Wahres an dieser neuen Zeitung sei. Sie finden keinen Einsiedler mehr: Krüsi hat aus Basel seinen Freund Tobler geholt, der dort als Theologiestudent den Hauslehrer spielte; der wiederum bringt einen jungen Buchbinder namens Buß aus Tübingen mit, weil er sich vortrefflich aufs Zeichnen und die Musik versteht, welche Künste Heinrich Pestalozzi auch in den Anfängen versagt sind. Sie hausen zu vieren in dem Schloß und müssen manchmal selber lachen, was für einen seltsamen Verein sie bilden: ein Romanschreiber, ein Theologiestudent, ein Buchbinder und ein Dorfschulmeister. Ich bin nun wirklich ein Wundertier, scherzt Heinrich Pestalozzi oft, ich habe vier Köpfe und acht Hände. Er wird auch nicht müde, die Fremden durch die Klassen zu führen, wo im ersten Stock die Körbe mit den Buchstabentäfelchen stehen, daraus sich vor den Augen der Kinder die Silben und Wörter auswachsen; in der zweiten fangen die Schreibkünste auf den Schiefertafeln an — die meist als die größte Neuheit bestaunt und befühlt werden —, und durchsichtige Hornblättchen mit eingeritzten Buchstaben

ſind die ſtummen Schulmeiſter in den Händen der Kinder, ihre Schriftzüge zu kontrollieren; der dritte Raum iſt groß genug zu Marſchübungen, und wenn den Beſuchern ſchon aus den andern Stuben der Takt im Chorſprechen als das Erſtaunlichſte im Ohr geblieben iſt, weil er die Vielheit der Schüler mit einem Mund ſprechen läßt, ſo ſehen ſie nun denſelben Takt als Erſcheinung lebendig werden, wenn die Kinder fröhlich ſingend oder deklamierend gleichen Schritt halten. Heinrich Peſtalozzi weiß wohl, daß dies alles nur die Augenfälligkeiten ſeiner Lehrübungen ſind, und es ficht ihn nicht an, wenn ein gelehrter Herr kopfſchüttelnd über die Einfalt ſolcher Methode den Berg hinuntergeht. Sie ſuchen den Stein der Weiſen, ſpöttelt er, aber es darf kein Stein ſein, weil ſie ſonſt nur an den Bach zu gehen brauchten! Auch meinen ſie, ich plagte mich in meinen Großvaterjahren um neue Schulmeiſterkünſte, wo ich doch nur der Armut eine Treppe bauen will. Und als der ſinnende Tübinger, dem es am ſchwerſten fällt, ſich einzuleben, ihn einmal am Abend fragt, wie er das meine? ſagt er ſein Beiſpiel von dem Haus des Unrechts.

Sie ſitzen auf der Mauer unterm Lindenbaum und ſehen, wie die Sonnenröte die Alpen herrlich überſchüttet, und auch die beiden andern kommen horchend herzu, als er beginnt: Was meint ihr, daß einer im Keller unſeres Schloſſes von dieſem Abend ſähe? Die Luken im Gewölbe, zu hoch für die Augen, werden ihm nur einen bläßlichen Schein der Röte geben! Beſſer wird es in den Stuben des unteren Stockwerks ſein; obwohl es nach außen kein Fenſter

hat, sieht man den Widerschein im Hof und ahnt die Herrlichkeit! Nur oben, wo die Fenster aus den Sälen nach allen Seiten den freien Ausblick gestatten, kann der Bewohner sich gemächlich in eine Nische setzen, den Anblick zu genießen! Nun denkt euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, so daß die Herren in den Sälen die einzigen Genießer wären, die Bürger in den Stuben darunter könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig machte; das arme Volk aber in den Gewölben säße gefangen im fensterlosen Dunkel und hätte von Gottes Sonne nur die trübe Röte an der Luke!

So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut. Darum hab' ich mich gemüht mein Leben lang und bin ein Narr geworden vor ihren Augen, daß ich in dieses Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung baute.

81

Wenn die Morgenstunden seiner Schule zu Ende sind, geht Heinrich Pestalozzi bei gutem Wetter an die Emme hinunter, Steine zu suchen. Er kennt nur wenige Arten und wählt sie mehr wie ein Kind nach der schönen Farbe aus, doch schleppt er gern ein Taschentuch voll davon, wenn er zum Stadthauswirt Schläfli an den Mittagstisch kommt. Meist geht auch eins oder das andere der Appenzeller Kinder mit, und namentlich ein Knabe namens Ramsauer begleitet ihn gern. Wie er eines Tages mit dem im sonnigen Gestein sitzt — trotzdem ihm die Gehilfen tapfer

beiſtehen, ſchmerzt ihn die Bruſt vom Sprechen —, denkt er mit einer ſo traurigen Sehnſucht an ſein verlaſſenes Waiſenhaus in Stans, daß ihm die Tränen rinnen. Er weiß ſchon lange, daß ihn die Regierung nicht dahin zurück laſſen will, aber er hat es nicht angeſchlagen um ſeiner neuen Arbeit willen; nun läuft ihm die Bitterkeit der unbefriedigten Gedanken von allen Seiten zu. Es gerät ihm wie niemals vorher mit ſeiner Treppe der Menſchenbildung, er hat den Schlüſſel, alle Stockwerke zu öffnen, aber es ſind doch nur die Bürgerkinder dieſer wohlhabenden Kleinſtadt, die davon Nutzen haben: Schlimmer als jemals iſt die Not im Land, und ich habe in eitler Selbſtgefälligkeit die Fremden durch meine Methode ſpazierengeführt. Als ſie mich für einen Narren hielten, ſchrieb ich meine Schriften; jetzt, wo mir die Bürger gute Zeugniſſe geben und ein Gehalt zahlen, bin ich Großvater wirklich ihr Narr geworden!

Als er, bedrückt von ſolchen Gedanken, diesmal ohne Steine im Sacktuch, in die Stadthauswirtſchaft kommt, ſieht er Tobler ſchon wieder mit zwei Fremden daſitzen, einem rotköpfigen Pfarrer und einem Tirolerknaben, die erfreut aufſtehen, ihn zu begrüßen. Er kann ſeinen Groll zu keinem freundlichen Wort zwingen, macht augenblicklich kehrt und läßt ſein Mittagsmahl im Stich, obwohl Tobler gleich hinter ihm herruft. Unterwegs tut ihm die Torheit leid; aber wie er dann an ſeinem Sorgenplatz unter der Linde ſteht, kommen ihm die drei hartnäckig in den Schloßhof nach, und nun muß er ſelber lachen, weil der junge Pfarrer niemand anders als der Freund Toblers, Johannes Niederer aus

Sennwald iſt, mit dem er ſeit Monaten im herzlichſten Briefwechſel ſteht. Den Tirolerknaben, der auf eigene Fauſt ſein Schüler werden will, hat er zufällig unterwegs getroffen. So geht mir's, klagt er und ſchließt ſie beide in die Arme: vor Gleichgültigen mache ich meine Kapriolen, und wenn Freunde kommen, rennt der Haſe fort!

Er kehrt danach mit ihnen in das Stadtwirtshaus zurück, und es wird ein fröhlicheres Mittagsmahl, als er es ſeit Wochen hatte; denn ſeit dem Holſteiner Nicolovius iſt ihm nicht mehr ſolche Liebe widerfahren, wie in den Feuerbriefen dieſes kaum zwanzigjährigen Pfarrers aus Sennwald, der nun wie der Huſarenkapuziner aus Stans neben ihm ſitzt, ſo rotköpfig und ſo verbiſſen in ſeine Gedanken. Er iſt zwar vorläufig nur zum Beſuch gekommen, aber Heinrich Peſtalozzi reißt wieder einmal gierig die Zukunft aus der Gegenwart los: Ihr ſeid die Jugend, die zu mir aufſteht, ſagt er und hält ihnen ſein Glas hin, als ob er alle Tage ſo ſchöppelte; nun will ich den Fiſchzug meines Lebens machen! Und weiß auf einmal gar nicht, warum er ſich bis zu dieſem Tage geweigert hat, die Erbſchaft Fiſchers ganz anzutreten: ein Schullehrerſeminar, eine Muſterſchule und eine Penſionsanſtalt hat der in Burgdorf gewollt, den nun in Bern der Raſen deckt, indeſſen er noch immer eigenſinnig auf ſein Waiſenhaus in Stans wartet, als ob es dieſe oder jene Waiſen und nicht die Treppe ſeiner Lehre gelte.

Noch in den Tagen, da Niederer wie ein Spürhund durch die Klaſſen geht und jeden Fund verbellt, verhandelt er mit der Regierung in Bern. Er

fühlt, daß sich die Summe seines Lebens einsetzen will: was er als Landwirt, Armennarr und Schriftsteller auf dem Neuhof, als Waisenvater in Stans und als Winkelschulmeister in Burgdorf an Erfahrungen einbrachte, soll nun Erscheinung werden. Zwar haben die politischen Hagelwetter seinen Freund Stapfer als Minister verdrängt, aber noch in den letzten Wochen hat er ihm eine Helvetische Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens gegründet, die ihm nun mit einem Aufruf an die Bürger aller Kantone beisteht. Zum andernmal nach einem Vierteljahrhundert rasselt seine Werbetrommel durch das Land, aber nun treten ihrer viele zu dem Bürger, dessen Ruhm im Ausland geklungen hat. Schon im November sind an die fünfzig Zöglinge im Schloß, nicht Bettelkinder wie im Neuhof, die ihren Unterricht durch eigene Arbeit verdienen sollen, sondern Bürgersöhne und -töchter, deren Eltern den Aufenthalt mit gutem Gelde bezahlen. Er löst die Burgdorfer Schule ab, und nur die von den Appenzeller Kindern bei ihm bleiben wollen, behält er um Gottes willen; der Tiroler Schmid ist auch darunter.

Heinrich Pestalozzi staunt, wie rasch ihm dies alles ins Kraut geschossen ist, aber der Erfolg macht ihn fröhlich, so daß er dem Herbst und Frühwinter die Tage wie die Blätter eines Märchenbuches abliest. Darüber kommt Weihnachten, und er kann diesmal nicht in Neuhof sein, weil einige Kinder mit den Gehilfen bleiben, denen er als Vater das Fest bereiten muß. Zum Neujahr deckt ein dicker Schnee alles mit runden Kappen zu, und der Weg vom Schloß hin-

unter bis in die Häuſer iſt eine ſteile Schlittenbahn. Selbſt ſeine Burgdorfer Freunde ſchütteln mißbilligend den Kopf, als ſie ihn da mit den Kindern ſchlitteln ſehen, und der Doktor Grimm ſagt ihm, daß dies kein Geſchäft für einen Großvater ſei; er aber, der nichts Schöneres auf der Welt kennt, als wenn verſchüchterten Kindern die Augen fröhlich aufgehen, nimmt einen Schneeball und wirft ihn, ſo daß es — als die Knaben ſeinem Beiſpiel folgen — ein luſtiges Gefecht um die Fröhlichkeit gibt, bei dem der Griesgram in die Flucht geſchlagen wird. Das iſt keine ſo einträgliche Schlacht für euch Doktoren, als wenn mit Bleikugeln auf Menſchen geſchoſſen wird, ſagt er ihm einige Tage ſpäter, als er ihn bei Tauwetter wiedertrifft, aber ſie macht rote Backen! Der Doktor ſchüttelt unwillig den Kopf: er habe ihm nur die Poſt mitgebracht, weil er doch zu dem Knaben müſſe, der ſich bei dem Spaß bös erkältet habe.

Es iſt nur ein zierlicher Brief, von Frauenhand mit dünnen Buchſtaben adreſſiert; er öffnet ihn gleich und lieſt, daß ihm die Tochter Lavaters den Tod ihres Vaters meldet, der am zweiten Januar ſeiner Verwundung nach langem Siechtum erlegen ſei. Von ihm ſelber aber liegt ein Zettel dabei, den er als Abſchiedsgruß noch auf dem Sterbebett an ihn geſchrieben hat:

Einziger, oft Mißkannter, doch hochbewundert von vielen,
Schneller Verſucher des, was vor dir niemand verſuchte,
Schenke Gelingen dir Gott! und kröne dein Alter mit Ruhe!

Heinrich Peſtalozzi iſt ſo erſchüttert, daß er den erſtaunten Doktor ohne Wort auf der Straße ſtehen läßt und quer über die naſſen Schneefelder zur ſchwarzen Rinne der Emme hinunterläuft. Dies iſt genau ſo unvermutet wie in den Jünglingstagen, als Lavater ihm den „Emil" ins Rote Gatter brachte: Er war nicht mein Freund, überſchlägt ſein Gefühl, er hat mich nie recht gemocht, und nur ein paarmal hat uns das Leben nebeneinandergeſtellt; nun hat er wie Bluntſchli vor Gott geſeſſen mehr als ein Jahr, kaum, daß ich einmal an ihn dachte im Strudel meiner Dinge, und er ſchickt mir dieſes Wort!

Nur die treue Erinnerung hat er aus dem Zettel geleſen, kaum die Sätze: doch wagt er nicht, ihn noch einmal vor die Augen zu bringen, ſo ehrfürchtig iſt ihm zumute, weil er von einem Toten kommt: Wie dieſer Bach im Schnee übereilen wir unſern Weg, ſagt er und läßt ſeine Augen mit den Glattwellen laufen, bis ſie hinter den ſchwarzen Büſchen verſchwinden. Nur an unſern Ufern ſehen wir die Dinge, alles nur einmal im Gedränge, und kein Augenblick kann gegen den Wellenſchlag zurück. Wenn wir unten ſind, iſt dies unſer Leben geweſen; aber unſer Waſſer war es nicht. Das Waſſer gehört der Welt, der kein Tropfen an irgendwen verlorengeht; unſer Teil iſt, daß wir fließen. Durch ein paar Mühlräder können wir laufen unterwegs, aber nicht mehr ſehen, wieviel von Gottes Korn damit gemahlen wird.

Heinrich Peſtalozzi hat ſich in dem naſſen Schnee eine Erkältung geholt, die über Nacht fiebrig wird, ſo daß ihn der Doktor Grimm für ein paar Tage zur Vergeltung ins Zimmer ſperrt. Kröne dein Alter mit Ruhe! ſteht auf dem Zettel Lavaters, den er nun auswendig weiß; aber ſelten hat ihm ein Wort ſo viel Unruhe bereitet. Er weiß, wie dünn ihm die Kräfte geworden ſind und daß ihn täglich die Gefährlichkeit ſeiner Jahre ankommen kann; aber keine drohende Krankheit vermöchte ihn ſo zu ſchrecken wie die Sorge, läſſig zu werden: Die Ruhe des Alters kommt denen zu Recht, die Glück mit ihrem Leben hatten; ich aber, dem alles unter den Händen zerbrach und der ich noch als Großvater in die Schule mußte, ich wäre damit einem Bauer gleich, der ſeine Felder und Gärten in Dürre und Kriegsnot beſtellt hat und danach die Ernte verſäumte.

Dieſe Ernte aber wächſt weder in Burgdorf noch in einer andern Anſtalt allein, ſie iſt ihm auf den unüberſehbaren Feldern ſeines Lebens gereift, und nur wenn er eine alles umgreifende Darſtellung ſeiner Lehre der Menſchenbildung hinterläßt, hat er nicht umſonſt gelebt. Unter den Gehilfen, die er nun wieder mit den Zöglingen Schneeballen werfen ſieht — weil der Winter neuen Schnee auf den glattgefrorenen Guß des Tauwetters gelegt hat —, iſt keiner, der von der Laſt ſeiner Erfahrungen und dem Gang der Methode mehr als die Anfänge wüßte; und was ſie davon ausbrächten, wenn er ſtürbe, wäre nichts

als eine notdürftig gebeſſerte Schulmeiſterei. Schneller Verſucher des, was vor dir niemand verſuchte, ſchreibt er mit den Worten Lavaters auf das oberſte der Blätter, die er gleich am erſten Tag ſeiner Stubenhaft herauskramt, um ſein Lehrbuch der Menſchenbildung zu beginnen. In ſeinen Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts hat er verſucht, ſeine Sache auf eine Weltanſchauung zu gründen; nun will er den gleichen Gang der Natur in der Erziehung aufweiſen. Aber als er gleich in dieſen Januartagen anfängt zu ſchreiben, wird es zugleich ein Bekenntnisbuch ſeines fünfundfünfzigjährigen Lebens: alle Einſichten, die er ſich in mühſeligen und ſchmerzenden Erfahrungen für die Volksbildung erkämpft hat, fließen ihm hin in zwölf angeblichen Briefen, von denen jeder eine Schrift für ſich ſein könnte. Es iſt nun wirklich, als ob er die Früchte abnähme vom Baum ſeines Lebens, obwohl draußen erſt das Frühjahr den Winter ablöſt und ſich von einem Strauch zum andern durchblüht in den grünen Sommer. Immer wieder füllen die Zöglinge den Hof mit ihrem fröhlichen Lärm, von den Gehilfen zum Spiel geführt; Tag für Tag ſteht er ſelber unter ihnen mit Zuſpruch und Lehre; Eltern kommen, ihre Kinder zu bringen, und Freunde weither in Reiſewagen, ſeine Schule zu ſehen: was ſonſt der Sinn ſeines Tages war, iſt nun eine bunte Füllung geworden, und erſt abends, wenn Heinrich Peſtalozzi wieder an ſeinen Blättern ſitzt, blüht ihm die Seele im eigenen Herzſchlag auf. Wer ganz bei ſich iſt, iſt bei den andern! ſchreibt er einmal auf einen Zettel, als er ſich ſelber

zu eigensüchtig vorkommt inmitten der durch ihn bewegten Dinge.

Das zwölfte Stück ist fertig, als ein Brief vom Neuhof anlangt, daß sein Sohn Jakob im einunddreißigsten Jahr seines schmerzvollen Lebens gestorben ist; seine Frau schreibt ihm die Nachricht, und daß sie ihr Kind selber, von Zürich hingerufen, nur noch auf dem Totenbett gefunden habe. Es tut ihm einen Stich ins Herz, aber er vermag die Feder nicht hinzulegen, sosehr scheint ihm die Nachricht aus der Verwirrung seiner Gedanken aufzuquellen. Er ist mit seiner Arbeit in eine böse Stockung geraten: wie er die Uhrfeder der Sittlichkeit in seine Methode einsetzen will, erkennt er, daß die sinnliche Befriedigung bei jedem Kind auf den Genuß geht und dem sittlichen Zwang feind ist. Soviel er denkt und deutelt, er vermag die Sittlichkeit auf kein Bedürfnis der Kindnatur zu gründen, und so muß er seiner Lehre selber die Natürlichkeit fortnehmen, als er sie damit krönen will: „Es ist hier, wo du das erstemal der Natur nicht vertrauen, sondern alles tun mußt, die Leitung ihrer Blindheit aus der Hand zu reißen und in die Hand von Maßregeln und Kräften zu legen, die die Erfahrung von Jahrtausenden angegeben hat.“ In diese Verwirrung fällt die Todesnachricht, die dadurch nicht gemildert wird, daß er sie für den Sohn als eine Erlösung empfindet. Er hat den Blick Annas nicht vergessen, als sie ihn damals ins Kleefeld legen mußten; irgendwie stürzt ihm das Gebäude seiner Lehre ein, und er hört die Säulen krachend zerbrechen: Wenn jetzt seine Gläubigkeit nachläßt, wird ihm alles da entwertet, wo er es geheiligt sehen wollte.

Die Schriftzüge seiner Frau retten ihn; er weiß, ihr ist es als Mutter schwerer geworden, die Nachricht mit einer Feder zu schreiben, als ihm, sie zu lesen; aber kein Wort steht anders als in der Ergebung da, die ihr heiliges Erbteil ist. So beugt er sich aus seinen Wirrsalen über das tiefe Geheimnis der Mutter, darin die sinnliche Befriedigung alles Daseins im Anfang beschlossen ist. Die Sitte der Appenzeller Frauen fällt ihm ein, dem Neugeborenen einen papierenen Vogel über die Wiege zu hängen, bunt bemalt, um so die ersten Sinneseindrücke des Säuglings in den menschlichen Bannkreis zu zwingen. Die Mutter ist der Brunnen, darin Gott und Natur noch eins sind, aus ihr wächst die erste Nahrung des Kindes, wie es selber gewachsen ist; und alles, was sie ihm danach gibt, wird natürlich durch ihre Gabe: sie kann aus Gott das Brot des Lebens machen. Nachdem rastet Heinrich Pestalozzi nicht mehr, schreibt durch diese Nacht und noch tief in den Morgen, bis er die letzten Briefe seines Buches fertig hat, die nun ein Lobgesang auf die Mutter werden und auch den Titel des Buches bestimmen: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Eine gehetzte Angst hat seinen Überschwall getragen, bis er am andern Mittag vor den Blättern — leergegossen an ihrem Inhalt — auf dem Stuhl in einen bleiernen Schlaf sinkt.

Am nächsten Morgen in der Frühe holt er den Stecken und den Ranzen vor, noch einmal aufs Birrfeld zu wandern, wo seine Frau das frische Grab des Sohnes hütet. Es wird ihm leichter zu gehen, als er gedacht hat; und als er schon tief im Aargau

drin zwei Kinder bei einer Scheune trifft, die eine Leiter quer über einen Brunnentrog zu einer Schaukel gelegt haben, auf der sie abwechselnd mit glücklichen Augen in den Himmel fahren, ruht er sich rätselvoll bewegt bei ihnen aus. Gleich wird die Magd mit dem Eimer kommen, Wasser zu schöpfen, und der Knecht wird die Leiter brauchen; das Glück ihres Spiels bleibt ihnen trotzdem unangetastet: ein paar Steine auf dem Feld, eine Kuhherde auf der Weide werden ihnen vielleicht in einer Stunde noch höhere Lust bereiten, weil die nicht aus den Dingen — und also aus den Sinnen —, sondern aus ihren Seelen kommt. Es gibt keine bösen Lockungen der Sinne zum Genuß, es gibt nur eine Lust der Seele, die sich in ihrem Körper fühlt; sie ist das Leben selber und kann kein Hindernis der Bildung sein: gerade sie muß der Mutter das Leitseil werden, ihr Kind ins Gute zu führen. Die Hölle und das Paradies liegen gleich viel darin, oder fast nicht, weil Lust und Pein Feuer und Wasser sind, und nur die Lust, nicht das Leid, in ewige Seligkeit ausfließen will!

Er trifft Anna, wie sie mit Gottlieb, dem Enkel, am Brunnen steht, als ob es noch ihr Knabe wäre. Die Rührung überströmt ihn, so daß er ihr ins Ungewisse hinein die Hand hinhält, derart hindern die Tränen ihn, ihr Gesicht zu sehen: Nun ist das Band fort, das von meinem zu deinem Leben ging! Aber als ob ein Schwamm ihm dreißig Jahre von seinem Leben auslöschte, wird er vom Klang ihrer Stimme berührt: Nein, Pestalozzi, es ist nur in die Ewigkeit gelegt!

Im Oktober läßt Heinrich Peſtalozzi das Buch erſcheinen, und noch vor Weihnachten ſieht er die Saat ſeiner Worte in den deutſchen Blättern aufgehen; es können zunächſt freilich auch nur Worte ſein, aber die Namen der Schreiber ſagen der aufhorchenden Schweiz, daß aus dem Armennarr im Neuhof eine geiſtige Macht geworden iſt. Auch könnte ihm Füeßli nicht noch einmal mit ſeiner Rede von der Rührung und dem Kirſchwaſſer kommen; denn alles an dem Buch iſt Rede und Überredung, und jeder Beifall bedeutet eine Entſcheidung für ihn, die irgendwie in Taten endigen muß. Indem ſich danach die Zöglinge für ſeine Anſtalt reichlicher melden, hilft das Buch auch ſeiner äußeren Lage, ſo daß er diesmal zuverſichtlicher als ſonſt das Frühjahr abwartet.

Die geborene Fröhlich iſt zu ihm gezogen mit der kleinen Marianne, die ein überzartes Kind von ſechs Jahren iſt und ſchon am Unterricht teilnehmen kann. Zum Feſt kommt auch die Großmutter mit dem Gottlieb; bis auf Liſabeth, die den Neuhof hüten muß, ſind ſie alle in Burgdorf beiſammen. Es befriedigt ihn, endlich einmal Anna ſeine Dinge in der neuen Geſtalt zeigen zu können, wo er nicht ſelber mehr der Lehrling, ſondern der Meiſter iſt; und ſelbſt damals, wo er ſie auf dem Gut Tſchiffelis umherführte, iſt er nicht ſtolzer auf ſie geweſen als nun, wo ſie lächelnd über ſeinen Eifer mit ihm durch die Schulſtuben und Schlafſäle der Anſtalt geht. Die zweiunddreißig Jahre der Ehe haben ihm nichts von ihrer Schönheit ausgelöſcht, und während ſie den Gehilfen eine ehrfürch-

tig begrüßte Matrone vorstellt, ist ihm bräutlich zumut. Der Tod ihres einzigen Kindes geht noch mit ihr, und obwohl sie willig zu seinen Erklärungen nickt, bleibt der Schmerz in ihren Augen wie Glas, darin sich die Eindrücke dieser Dinge mit der Spiegelung schmerzhafter Erinnerungen mischen. Es wird ein stilles Fest, aber heilig für ihn; und als sich gleich nach Neujahr Tobler im Schloß trauen läßt und Niederer zum zweitenmal nach Burgdorf kommt, seinem Freund die Traurede zu halten, sitzt er wirklich — wie Niederer sagt — als Erzvater dabei.

Aber die Zeiten sind nicht testamentarisch; unversehens zieht noch einmal ein Kriegsjahr seine Unruhen und Bedrängnisse um die Anstalt. Schon im vergangenen Oktober haben die Föderalisten, wie sich die Anhänger der alten Kantonswirtschaft nennen, die helvetische Regierung in Bern gestürzt und eine andere gewählt, die dem Schwyzer Aloys Reding als Landammann untersteht. Da es der neuen Herrschaft aber wie der alten an Geld fehlt, um aus der Schuldenwirtschaft zu kommen, steigen im Frühjahr schon wieder die sogenannten Unitarier auf der Schaukel hoch. Dagegen erheben sich die Urkantone, die auch sonst überall die Mißvergnügten an der neumodischen Franzosenwirtschaft finden, und während für Europa endlich ein Friedensjahr gekommen ist, fangen die Schweizer unter sich Kriegshändel an. Obwohl sie es selber um der altmodischen Bewaffnung willen den Stecklikrieg nennen, muß die helvetische Regierung vor den Aufständigen aus Bern nach Lausanne flüchten, und gerade soll der Tanz im Waadtland losgehen, als zwischen den feindlichen

Scharen der General Rapp ſechsſpännig vorfährt, den Einſpruch Bonapartes zu bringen, dem ein nachrückendes Heer von vierzigtauſend Franzoſen ein unwiderſtehliches Gewicht gibt: die einzelnen Kantone ſollen ihm, ſtatt dieſen Bruderkrieg zu führen, Abgeordnete nach Paris ſchicken, um dort unter ſeiner Aufſicht eine neue Verfaſſung zu beraten. Es bleibt den hitzigen Schweizern nichts übrig, als ihr Waffenzeug heimzutragen und die Tagſatzung ſtatt in Schwyz in Paris vorzubereiten, weil ſie — wie ein Witzbold ſagt — ihrem vielbeſchäftigten Ehrenpräſidenten Bonaparte jetzt keine Schweizerreiſe zumuten dürften!

Heinrich Peſtalozzi hat dieſe Händel als einen Streit von Bauleuten angeſehen, die ſich über den Plan ihres neuen Hauſes nicht einigen können und dem alten nachjammern, obwohl ſie es ſelber eingeriſſen haben; er iſt zu der bitteren Einſicht gekommen, daß es bei ſolchen Parteikämpfen mehr um die Macht, zu regieren, als um das Volkswohl geht. Bevor noch das ſechsſpännige Fuhrwerk des Generals Rapp in die Schweiz eingefahren iſt, hat er in einer Flugſchrift die vier Eckpfeiler aufgeſtellt, mit denen das Haus einer helvetiſchen Verfaſſung beſſer als mit Flinten und Kanonen unter Dach zu bringen wäre: wirkliche Volksbildung, unbeſtechliches Gericht, allgemeine Militärpflicht und gerechte Finanzen. Der Grundſtein aber müſſe unter dem Pfeiler der Volksbildung eingeſetzt werden; weil an die anderen Pfeiler ohne dieſen erſten nicht zu denken wäre, ſei er dem heutigen Geſchlecht das einzig Erreichbare. Er hat die Schrift in wenigen Tagen hingeſchrieben; ſie

ſtellt ihn auf den ſchmalen Grat, wo der Haß von beiden Seiten aufbrandet, aber als die Wahlen für die Tagung in Paris vorüber ſind, ergibt ſich, daß er an zwei Stellen, von den Bauern des Emmentals wie von dem Landvolk in Zürich, als Abgeordneter gewählt iſt.

Ich werde nicht ſechsſpännig fahren, ſcherzt er, mein Wagen geht auf zwei Beinen! Obwohl er dann um der unruhigen Zeiten und der Mühſale willen — auch geht es in den Winter — die Reiſe doch im Wagen machen muß, fährt er fröhlich und mit beſonderen Hoffnungen für ſeine Sache ab. Seitdem er ſeine Anſtalt in Burgdorf hält, haben drei franzöſiſche Geſandte in Bern gewechſelt, doch jedem ſind ſeine Dinge mehr als einen flüchtigen Beſuch wert geweſen; auch weilt Stapfer in Paris, der ihm die rechten Türklopfer in der Stadt zeigen kann, darin die Zukunft Europas zurechtgehämmert wird. Und ſeine Anſtalt läßt er gut beſorgt zurück, weil Anna ſich tapfer entſchließt, während ſeiner Abweſenheit das Hausregiment zu führen. Es iſt ſeine zweite Reiſe und in der Strecke faſt der Fahrt nach Leipzig gleich, die er vor zehn Jahren machte; auch werden die Tage wieder in dieſelbe Kette von Zollhäuſern, Poſthaltereien und Gaſthöfen eingeſpannt, nur daß die Uniformen franzöſiſch ſind. Doch als er am zwölften Nachmittag die Unermeßlichkeit der Stadt um den blinkenden Lauf der Seine daliegen ſieht, iſt es ein anderes Weſen als das Landſtädtchen an der Elſter. So hat ſich auch ſonſt alles um mich geweitet, denkt er: damals kam ich um eine Familienerbſchaft, heute ſchickt mich mein Volk für ſeine Zukunft; in

Leipzig lief ich als Unbekannter die Türen kleinſtädtiſcher Behörden ab, hier werde ich als Ehrenbürger der Franzoſen vor ihren Konſul treten!

Aber er bekommt den Machthaber nur einmal zu ſehen, als Bonaparte unvermutet in ihren Saal tritt, anſcheinend zufällig, als ob er nur den Durchgang benützte, aber eindrucksvoll mit ſeinem goldflirrenden Gefolge. Das letzte Wort der unterbrochenen Rede findet noch Zeit, in das Stuckwerk der Decke zu flattern, dann iſt die ſtarre Ruhe der Augen da, die alle auf den kleinen Mann blicken, der, im Alter der jüngſte unter ihnen, Europa mit dem Ruhm ſeines Namens erfüllt hat. Er läßt ſich kurz rapportieren, wobei er mehr durch die Augen als die Ohren zu hören ſcheint, ſchneidet mit der Handbewegung eines ungeduldigen Knaben die Rede ab und wendet ſich mitten durch die Reihen, ſie gleichſam überrumpelnd, einigen Köpfen zu, die ihm ins Auge fallen. Auch Heinrich Peſtalozzi fährt unvermutet eine Frage ins Geſicht; er iſt geiſtesgegenwärtig genug, eine Antwort zu finden, die den Machthaber feſthält, ſo daß der ſich ſchon halb im Weitergehen noch einmal zu ihm wendet. Heinrich Peſtalozzi merkt ſofort, daß er mehr als ein Name für ihn iſt, er umklammert ihn gleichſam mit Worten und ſieht mit einer glücklichen Hoffnung, daß in dem kalt forſchenden Blick etwas von ihm ſelber zu leben beginnt. Kein Zweifel, daß er den Konſul der Franzoſen mehr als einer der Männer vor ihm intereſſiert; während die andern im Kreis zurückgetreten ſind, weiß er auf die Zwiſchenfragen des blaſſen und verarbeiteten Geſichts

ebenſo raſch zu antworten: Jetzt oder nie, denkt er, iſt meine Stunde da! Auch noch, wie er in haſtig abgeriſſenen Sätzen von der Volksbildung ſpricht — daß ſie das Fundament jeder wirklichen Verfaſſung und ohne ſie alles nur der Schein einer Geſetzgebung ſei —, hört der Konſul noch ſichtbar nachdenklich zu, als ob er verſuche, den Gedanken bei ſich einzuſtellen. Irgendwie ſcheint ihm das nicht zu geraten; er klopft ein paarmal unwillig mit der Fußſpitze, und während Heinrich Peſtalozzi noch von Worten der Zukunft überſtrömt, iſt er für den Mann der Gegenwart nur noch ein unangenehmer Greis, der ihm mit ſeinen haſpelnden Armen an die Bruſt will: Ich kann mich nicht in euer Abc miſchen, ſagt er ſpöttiſch und verläßt unverzüglich den Saal, als ob er verſehentlich in eine Schule geraten wäre.

Heinrich Peſtalozzi bleibt in dem Kreis der ſchadenfrohen und beſtürzten Geſichter, die wieder an ihre Plätze gerufen werden, und braucht lange, bis er ſeinen Stuhl findet; aber während die Verhandlung weiterſtolpern will, kommt ihm alles wie eine leer laufende Mühle vor. Noch immer iſt er mit dem blaſſen Mann allein in dem Saal: Wir beide, denkt er — und tritt über Scham wie Hochmut hinweg in den Bereich des Menſchengeiſtes, wo die Perſönlichkeit aufgibt, ſich ſelber zu gehören —, wir beide ſind verſchieden an dem Gefährt der Menſchheit beteiligt: er will ſein Lenker ſein, und ich möchte haltbare Räder machen; er aber kann's nicht abwarten, weil er nur ſeine Stunde hat, drum knallt mir ſeine Peitſche um die Ohren.

Herab mit dem Schild, wenn die Sache weg muß! ſagt er zu ſeiner eigenen Erſtaunung laut in die Verhandlung hinein und geht durch die Hinterpforte hinaus, wie der andere durch die Flügeltüren gegangen iſt.

84

Heinrich Peſtalozzi merkt bald, daß der Pariſer Wind der Helvetiſchen Republik ungünſtig weht. Die Franzoſen haben genug Menſchenrechte proklamiert, und Bonaparte hält wieder Hof in den Tuilerien; er braucht Glanz und Aufwand um ſich, und die Ariſtokraten von Bern paſſen beſſer in ſeine Pläne als die hartnäckigen Unitarier. Bevor die Verhandlungen beginnen, iſt die Schweiz durch ſein Dekret ſchon wieder in neunzehn Kantone eingeteilt; was den Abgeordneten noch zu tun bleibt, ſind nur die einzelnen Kantone, und es iſt vorgeſorgt, daß die Herren von Herkunft und Vermögen darin das Heft in Händen behalten. Heinrich Peſtalozzi verſucht es noch einmal mit einer ſchriftlichen Darlegung ſeiner Anſichten, aber er weiß nun ſchon, daß er Waſſer in den Bach trägt. Selbſt ſein Ehrenbürgertum ſcheint bei den Franzoſen des Konſulats ſchäbig geworden zu ſein; er braucht nur zu ſehen, wie die geputzten Herren und Damen ſeine Erſcheinung belächeln, um ſich aller Illuſionen zu ſchämen: Sie müſſen mich für ein großes Wundertier gehalten haben, wie ihren Caglioſtro, ſpottet ſein Grimm, nun bin ich bloß ein Menſch! Und wie es ihm mit ſeiner Kleidung und der Art, ihre Sprache zu ſprechen, geht,

ſo bleibt auch ſeine Methode mit all dem Umſtand ihrer tiefen Begründung den Pariſern eine belächelte Geheimniskrämerei; es brauchte nicht das unaufhörliche Geknatter ihrer Sprache in ſeinen Ohren zu ſein, und die Nötigung, ſeine Herzensdinge dahinein zu ſperren, um ihm ſeine Weſensfremdheit unter den Welſchen bald unerträglich zu machen.

So hält er es für zwecklos, das Ende der Händel abzuwarten; als Ende Januar die Hauptverhandlung iſt, fährt er durch ein mildes Froſtwetter, das die Wege trocken gemacht hat, im Sundgau ſchon auf Baſel zu, und fünf Tage ſpäter holt ihn Anna am Stadthaus in Burgdorf aus der Poſt. Da haſt du deinen Odyſſeus wieder! verſucht er zu ſcherzen, um ſeiner Tränen Herr zu werden. Sie ſchafft ihm ſeinen Ranzen nach, den er vor Rührung vergeſſen hätte, und er meint das Lächeln um ihre ſchmerzensreichen Lippen zu ſehen, als er ihre Stimme auf ſeinen Scherz eingehen hört: So bin ich mit fünfundſechzig Jahren gar deine Penelope? In Wahrheit, Peſtalozzi, es war mir ſchwer, die Freier zu füttern; nun magſt du wieder deinen Bogen ſpannen.

Er findet aber alles aufs beſte beſorgt, und daß ſie als Hausmutter in der Anſtalt waltete, hat einen Segen hineingegeben, der bisher fehlte; von den Kindern wie von den Gehilfen ehrfürchtig begrüßt, bringt ſie eine ruhige Gangart in das Tagwerk. Der Bienenſchwarm hat ſeine Königin erhalten! ſagt Krüſi in ſeiner biederen Art, als Heinrich Peſtalozzi ſich verwundert, um wie weniger lärmend es bei den Mahlzeiten zugeht, nur weil ſie ſtill an ihrem Platze ſitzt. Auch ſonſt hat ſie der Anſtalt wohlgetan: Briefe und

Bücher sind in eine schöne Ordnung gebracht, und wenn er nun aus dem Trubel in seine Stube tritt, wohnt die Häuslichkeit darin. Daß es so bleiben könnte, denkt er jeden Tag; denn seitdem sie damals aus Hallwyl nicht wiederkam, ist seine Seele leer geblieben; und ob es bitter oder fröhlich mit seinen Plänen ging, daß ihre Abwesenheit ihm alles entkrönte, war immer die leise Trauer darin. Auch diesmal ist sie nur gekommen, an seiner Stelle das Hauswesen zu leiten, und mit heimlicher Sorge wacht er über ihre Schritte, ob sie nicht wieder zur Abreise rüsten werde. Doch läßt sie Wochen gleichmütig verstreichen, und er hofft schon, daß sie dauernd bliebe, als ihr mit den ersten Frühlingsblumen das Heimweh in die Säfte steigt. Sie ist im Winter schwerkrank gewesen, nun kommt die Schwäche wieder über sie mit Todesahnungen: Ich möchte unsern See noch einmal sehen, klagt sie; aber als sie dann endlich nach Zürich zu ihren Brüdern reisen will, hat sie wohl seine erschrockenen Augen gesehen; denn andern Tags möchte sie wieder bleiben. Doch sieht er, daß die Unruhe in ihr nicht mehr rastet; ihr Ehrenplatz im Saal bleibt immer häufiger leer, da sie die Mahlzeiten allein nimmt: der Taubenschlag ist ihr zu laut, aber in ihrer Stube plagt sie die Einsamkeit.

So steht sein Barometer mit ihr schon wieder auf veränderlich, als eines Tages ein Jüngling das Quecksilber rasch auf schön Wetter steigen läßt. Heinrich Pestalozzi bringt ihn aus Bern mit, aber er hat ihn nicht dort erst gefunden: Ich mußte nach Paris reisen, um meinen Jünger Johannes zu finden, scherzt er oft, so froh ist er selber, daß ihm der Thurgauer

von Muralt dort in die Hände kam. Es fehlt ihm nicht mehr an Gehilfen, seitdem die dänische Regierung zwei junge Lehrer aus Kopenhagen sandte und die gebildete Welt Deutschlands von Burgdorf als einem Wallfahrtsort der Erziehung spricht; auch sind junge Leute von Geist darunter, aber alles Schwarmseelen und wie ihr Meister mehr auf stürmische Absichten als auf Sorgfalt gestellt, allmählich Burgdorf mit ihrer buntgewürfelten Absonderlichkeit erfüllend. Johannes von Muralt bringt nicht nur den Klang eines in der ganzen Schweiz bekannten Namens, sondern auch die Vorzüge einer guten Erziehung und gründlichen Bildung mit; als er zum erstenmal mit zu Tisch sitzt, sorgfältig gekleidet und frei von der hastigen Schüchternheit, die mit Empfindlichkeit gepaart das Erbteil einer durchgekämpften Jugend ist, schweigt Heinrich Pestalozzi, und Anna spricht. Es sind freilich diesmal nicht die gewohnten Schuldinge; Johannes von Muralt ist durch drei Semester in Halle der Lieblingsschüler des Philosophen Friedrich August Wolf gewesen und hat in Paris mit dem Dichter Schlegel und seiner Gattin Dorothea freundschaftlich verkehrt: der Geist schöner Bildung lebt in seinen Gesprächen auf, der für Anna Schultheß seit der Erscheinung Klopstocks in ihrer Jugend die heimliche Liebe geblieben ist.

So schließt sie den Jüngling mit einem Eifer ins Herz, der Heinrich Pestalozzi fast eifersüchtig macht, bis der Schalk in ihm den Vorteil erkennt. So schmerzlich er den Zwiespalt zum Vorschein kommen sieht, der seit Anfang zwischen seinen Absichten und ihren Neigungen bestand und schließlich zur Tren-

nung ihrer äußeren Lebenswege führte — obwohl sie durch alle Schicksalsschläge treu zu ihm stand —, das Leben hat ihn nicht so verwöhnt, daß er sich die Äpfel wie andere frank und frei von den Bäumen pflücken kann. Fast listig läßt er sie gewähren, da sie nun den See und ihre Abreise zu vergessen scheint: Wir Alten wollen die Kinder unseres Geistes haben, überlegt er, und da es uns beiden mit einem Sohn mißraten mußte, weil die Natur aus diesem Zwiespalt nichts machen konnte, müssen wir Ersatz für unsere ungesättigte Elternschaft suchen. Ich will ihr gern diesen Sohn gönnen, wenn sie mir damit die Mutter meines Hauses bleibt!

85

Heinrich Pestalozzi lächelt fast hinterhaltig, als er Anna nicht lange danach den Johannes Niederer anbringt, der sein Pfarramt in Sennwald aufgegeben hat, um — wie er sagt — mit bei der Wiege der Menschenbildung zu sein: Nun habe auch ich wieder einen Sohn, und es ist seltsam, daß sie beide Johannes heißen, denkt er, als er neben dem schwarzen Muralt den roten Schopf Niederers sieht. Der hat auf seinem Dorf keine Zeit gehabt, sich an der Welt zu schleifen: mit neunzehn Jahren voreilig in den Pfarrdienst gekommen, hat er seit fünf Jahren in der Feldschlacht menschenfreundlicher Bemühungen gestanden und um Gottes willen seine wohlhabende Gemeinde im Appenzell mit dem armseligen Rheindorf Sennwald vertauscht; da haben andere Dinge

als Bildungsformen gegolten, so sitzt er wie ein Glaubensstreiter aus dem Heerhaufen Zwinglis da. Heinrich Pestalozzi sieht, wie Anna fast erschrickt vor ihm, der mit seinen vierundzwanzig Jahren noch ein Jüngling wie Muralt, aber in Mannesgeschäften kantig geworden ist; Jakob und Esau, vergleicht er, in diesem fließt das stillere Blut von Anna, aber in jenem arbeitet mein Ungestüm!

Als im selben Juli auch noch Tobler — mit einer eigenen Erziehungsanstalt am hochmütigen Widerstand der Baseler gescheitert — zu ihm zurückkommt, ist Heinrich Pestalozzi mit diesen dreien, mit Krüsi, Buß und dem Zustrom von Gehilfen aus aller Welt, die nur kurz bei ihm lernen wollen, auch für die Burgdorfer kein Steckenpferdritter mehr, der morgens aus dem Schloß zu ihnen herunterreitet: Der Weg geht zu steil, sonst würde es von Wagen nicht leer werden im Schloßhof, die täglich neue Fremde nach Burgdorf bringen, das aus einem bäuerlichen Städtchen durch ihn ein Hauptort der Schweiz geworden scheint. Schon was die Zöglinge — längst über hundert — an Besuch von Eltern und Verwandten nachziehen, würde für die Gasthäuser und Fuhrleute etwas bedeuten, dazu die Pädagogen und Pfarrer aus aller Welt: das Schloß ist wirklich ein Taubenschlag geworden, und die Bürger bestaunen die fremden Vögel, die seiner Berühmtheit zufliegen.

Längst schon denkt Anna nicht mehr daran, daß sie nur für die Zeit seiner Pariser Reise nach Burgdorf gekommen ist; sie sieht endlich die Erntewagen in die Scheune fahren, die weder seine Landwirtschaft noch alle Bemühungen seines hingehetzten Lebens je-

mals zu ernten vermochte. Daß kein Gold daraus in seine Taschen fließt, weiß sie wohl; trotzdem die meisten Zöglinge zahlen — wenn auch nicht den vollen Preis —, sind es doch viele Mäuler, die täglich auf Nahrung warten, und wenn die Haushaltungskünste der geborenen Fröhlich, ihrer schaffnerischen Schwiegertochter, nicht wären, würden die Sorgen sich manchmal dichter auf ihrem Schreibtisch sammeln; aber daß der angeblich unbrauchbare und vor der Zeit entmündigte Mann nun vor sich selber und vor dem Spott der Tüchtigen im Glanz eines Ruhmes dasteht, der alles für sie Erreichbare in den Schatten enger Bürgerlichkeit stellt: das ist für sie wie eine Abendsonne, die in der letzten Stunde doch noch über einen trübseligen Regentag gesiegt hat.

So wird es ein bewegter Geburtstag für sie, als ihr die fünfundsechzig Jahre vollgezählt werden, und es ist unwirklich schön, daß er auf einen Sonntag fällt. Muralt und Niederer haben ihn als ein Sommerfest vorbereitet, das bei kühlsonnigem Augustwetter im Schloßhof gefeiert wird. Da sind Bänke und Tische aufgestellt, auch ist ein Boden aufgeschlagen, einen Tanz oder ein Spiel zu machen, und solange die Sonne in den Hof geschienen hat, mag sie nicht ein so buntes Getümmel darin gesehen haben wie an diesem Tag. Das Gemäuer rundum ist mit Laubgewinden und Schweizerfahnen aller Kantone geschmückt, und eine Musikkapelle — von den Zöglingen unter Bußens Leitung gestellt — sorgt, daß die Schweizerlieder auch Begleitung haben.

Als dann die Röte sich aus dem Licht der Sonne ablöst und um so wärmer zu leuchten scheint, je

mehr die Wärme verſiegt, treten ihrer viele an die Mauer, nach den Bergen zu ſchauen, die langſam von der Glut voll zu laufen ſcheinen. Auch Heinrich Peſtalozzi iſt mit Muralt vorgegangen, und Mutter Peſtalozzi, wie ſie an dieſem Tag mehr als hundertmal begrüßt worden iſt, wird von Niederer in einem galanten Anfall am Arm herzugeleitet. Wie ſie daſtehen, mag über Tobler, der ſeit ſeinem Mißerfolg in Baſel leicht wehmütig wird, der Schatten einer Eiferſucht fallen, daß er nun ſichtlich an die dritte Stelle geraten iſt; als ob er den Meiſter in die gemeinſame Frühzeit zurückführen müſſe, erinnert er ihn an den Abend, wo ſie zu vieren hier ſtanden und er ſein Beiſpiel vom Haus des Unrechts ſagte. Daß die andern davon nichts wiſſen, tut ihm ſichtlich wohl, und als ſie darum drängen, verſucht er es mit eigenen Worten zu ſagen, wie der Anteil an den Lebensgütern in drei Stockwerke geteilt wäre, darin die Wenigen, wenn ſie wollten, Gottes Herrlichkeit aus allen Fenſtern ſähen, die Mehreren nur den Glanz an den Hofwänden, während die Vielen im Keller nicht einmal den trüben Schein in ihren Löchern zu deuten vermöchten.

Heinrich Peſtalozzi, der die Schwermut im Grund ſeiner Heiterkeit ſchon den ganzen Tag gefühlt hat, ſpürt den Schrecken bei der erſten Frage ans Herz klopfen; während der ahnungsloſe Erzähler vor den andern ſeine Erinnerungen ausbreitet, quillt das ſchwarze Waſſer der Trübnis in ihm auf, ſo überkommt ihn der Zwieſpalt zwiſchen dem lauten Freudentag und der verſchütteten Heimlichkeit ſeiner Abſichten. Er wagt nicht, Annas Blick zu ſuchen, ſo

wehmenſchlich iſt ihm zumut, legt Muralts Hand von ſeinem Arm weg auf den Mauerrand, und ehe die andern wiſſen, was ihn ankommt, läuft er durch ihre Reihen hinaus und über den unteren Hof vors Tor. Da breitet ſich die abendliche Landſchaft in ihrer Sommerfülle aus, und die Dächer der Bürgerhäuſer ſtehen behäbig darin, ſo daß ihm der Schritt auch hier gehemmt wird: Warum hab' ich es nicht im Birrfeld vermocht? Ein Armenkinderhaus habe ich gewollt, und die Penſionsanſtalt ſollte mir nur die Mittel dazu geben: nun ſind die Mittel längſt ſelber Zweck. Ich ſitze als Glücksvogel hier auf dem Schloß und ſpreize das Rad meiner Federn; im Birrfeld, oder wo ſonſt die Not der Zeit iſt, geht alles wie vor dreißig Jahren, nur dieſem Bürgerort hab' ich neues Fett gemäſtet!

Er weiß nicht, daß er weint, aber als ſich das Geſicht Annas zu ihm beugt, die ihm allein nachgegangen iſt, vermag er ihre Augen vor Tränen nicht zu erkennen; auch quillt der Zorn noch ſo in ihm, daß er faſt nach ihr ſchlägt. Du haſt geſiegt! ſchreit er und ſchlägt den Kopf in beide Fäuſte: der Armennarr iſt tot! Ich hab' verloren. Sie ſtreichelt und tröſtet ihn nicht, wie er fürchtet, ſie ſetzt ſich ſtill gegenüber, wo ihr der andere Torſtein einen Platz anbietet, und wartet ab, bis aus der Mure ſeiner Verzweiflung die gröbſten Blöcke ins Tal gefahren ſind und endlich der zähe Schlamm ſeiner Verbitterung zum Stehen kommt. Sie hat ihn klug verſtanden, daß es zwei Welten wären: ihre Stille, den Wohlſtand herzugeben, und ſeine Unraſt, ihn zu vertun; auch hat ſie das böſe Wort nicht überhört,

warum Kampf ſein müſſe zwiſchen ihm und ihr, zwiſchen Mann und Frau durchs Leben? Aber als es dann ſtill wird, weil nichts mehr fließt und nur ein Wind vom Tal ſie beide mild beſtreicht, die in der ſinkenden Dunkelheit am Tor daſitzen, als ob ſie all das junge Leben dahinter bewachen müßten gegen die unheimlichen Geſtalten der Nacht, fängt ihre Stimme an zu ſprechen, daß nach dem Getöſe ſeines Bergſturzes nun wieder ein Bach hörbar wird: Peſtalozzi, ſagt ſie und wägt die Worte: ich dachte, daß wir vor Gott gleich wären, arm und reich! Warum willſt du das Unrecht nach unten in der Menſchenordnung mit Unrecht nach oben vergelten? Oder ſollten Kinderſeelen ſchon darum unwert ſein, weil die Eltern Geld im Beutel haben? Was nötig iſt, ſind nicht die Waiſenhäuſer im Birrfeld oder hier, ſondern daß du dein Vorbild und deine Lehre hinterläßt. Am Ende kommt es darauf an, was wir geweſen ſind, hat dir der Menalk geſagt, als wir jung waren und er ſchon ſterben mußte. Nun, wo wir vierzig Jahre älter geworden ſind und alt an dem Tor daſitzen, will ich das Wort noch einmal ſagen; doch hat es ſich verändert: Am Ende, Peſtalozzi, fragt Gott nicht, was wir geweſen ſind, er rechnet, was aus uns werden möchte!

86

Heinrich Peſtalozzi hat ſeine Unternehmung im Namen der Helvetiſchen Republik begonnen; ſeit der Tagſatzung in Paris gibt es aber nur noch einen Schweizer Bund mit neunzehn ſelbſtherrlichen Kan-

tonen: ſein Landesherr iſt nun die berniſche Regiegierung, ihr gehört das Schloß Burgdorf, und er muß zuwarten, ob ſie ihn darin wohnen läßt. Im vierſpännigen Wagen wie ein Landesfürſt kommt eines Tages der Regierungspräſident von Wattenwyl an, ſeine Anſtalt zu beſichtigen; obwohl es ſchwierig und ſteil geht, muß ihn der Kutſcher bis in den Schloßhof fahren, und als ihn Heinrich Peſtalozzi dann begrüßen darf, iſt es kaum anders, als wenn ein Schloßherr ſich von ſeinem Kaſtellan Aufwartung machen läßt. Er ſchnurrt durch alles hindurch mit einem deutlichen Mißbehagen an dem landfremden Züricher, der ſich hier eingeniſtet hat und der Regierung mit ſeiner Berühmtheit und dem intoleranten Heer der deutſchen Geiſter läſtig wird, dem ſogar franzöſiſche Gelehrte, Generale und Miniſter beiſtehen, ſo daß ſelbſt eine allmächtige Kantonsgewalt zuwarten muß. In einigen Stunden hat er nach der Art ſolcher Regierungsherren das Ergebnis einer Arbeit beſichtigt, die Heinrich Peſtalozzi ein Lebensalter mühſamer Kämpfe gekoſtet hat, und iſt im Dampf ſeiner eigenen Bedeutung wieder abgefahren.

Seine Haltung in den Verfaſſungshändeln hat ihn den Ariſtokraten, die nun wieder auf ihren alten Plätzen ſitzen, mißliebig gemacht, und den Kirchlichen iſt er immer mit ſeiner Religion ein Aufwiegler geblieben: nun, wo er ſichtbar zu Paris in Ungnade und nicht mehr durch ein helvetiſches Direktorium geſchützt iſt, fängt die Hetze an, und noch in dem Sommer muß ſich Heinrich Peſtalozzi durch eine Eingabe an den Kirchenrat wehren, als fehle es in

ſeiner Anſtalt — wie die Anklage lautet — an einem richtigen Religionsunterricht. Er überläßt die Verteidigung Niederer, dem Religionslehrer und ehemaligen Pfarrer, und zum erſtenmal erhebt dieſer Herold ſeine dröhnende Stimme für den Meiſter.

Unterdeſſen iſt aus dem Lehrerſeminar wie aus der Waiſenanſtalt nichts geworden, und die Zuwendungen der Regierung ſind ihm geſtrichen; das einzige, was er von ihr noch hat, iſt das Gebäude, und auch darin wird es unſicher: Mit der neuen Ordnung iſt ein Oberamtmann nach Burgdorf gekommen, der zu ſeinem Ärger in einem Privathaus wohnen muß, während oben im Schloß ſich das fahrende Volk der Abcſchützen breitmacht. Er fängt an, bei der Regierung in Bern um eine Änderung dieſes kränkenden Zuſtandes zu mahnen und weiſt alle anderen Vorſchläge als unpaſſend zurück; als es gegen Weihnachten geht, kann Heinrich Peſtalozzi nicht mehr zweifeln, daß ihm zum Frühjahr die Räumlichkeiten gekündigt werden: „Es war das Haus der Herren und ſoll wieder das Haus der Herren werden," ſchreibt er an einen Freund, „ich hoffe, mein Ei ſei bald ausgebrütet, und dann achtet es auch der ſchlechteſte Vogel nicht mehr, wenn ihm die Buben ſein Neſt vom Baum herabwerfen."

Doch kann die berniſche Regierung angeſichts der Schwärmerei, mit welcher die gelehrte Armee Deutſchlands die Vorteile dieſer Anſtalt ausposaunt — wie der Herr von Wattenwyl in einem Gutachten ſchreibt —, die Gefahr nicht herausfordern, mit dieſem intoleranten Heer öffentlich in eine Fehde zu geraten: ſo bietet man ihm das leere Kloſter Mün-

chenbuchsee an, und im Januar fährt Heinrich Pestalozzi mit einer Abordnung hin, es zu besichtigen. Er findet ein niedriges Gebäude, das eine Zeitlang als Spital krätzischer und venerischer Soldaten gedient hat, seitdem verwahrlost in einer melancholischen Ebene dasteht und weder die grünen Hügel Burgdorfs noch sonst etwas von seinem malerischen Reichtum um sich sieht. Am liebsten möchte er, all dieser Dinge müde, seinen Stecken nehmen und in den Aargau zurückwandern; aber es ist unmöglich, jetzt aus dem Kreis der Zöglinge und Gehilfen fortzugehen; in den Möbeln, Betten und Lehrgegenständen stecken ihm schon wieder zwanzigtausend Schweizerfranken, die er nicht lassen kann, auch brennt der Abend an dem Tor immer noch in seiner Seele. Um Anna zu halten, nimmt er das Obdach an, das ihm schäbigerweise zunächst bloß für ein Jahr instand gesetzt werden soll. Nur nicht wieder als ein Unbrauchbarer vor ihr dastehen, denkt er, als er die vorläufige Abmachung unterzeichnet, und ahnt nicht, daß diese Kränkung schon auf ihn wartet.

So zieht dieses Frühjahr hin — es ist das fünfte seiner Burgdorfer Zeit —, wie wenn das Jahr mit ihm erschrocken seinen Lauf einstellen wolle; denn ob das Emmental den Blumenteppich seiner Wiesengründe ausbreitet, und ob die Wälder täglich grüner werden: im Schloß fängt heimlich das Aufräumen an, die Möbel warten, daß sie von kräftigen Händen hinausgetragen werden — sie sind sich selber ihre Särge, sagt Heinrich Pestalozzi —, und wie auch ein Änderungsgedanke auftaucht, gleich tritt ihm das Bedenken in den Weg, daß mit den Ferien der Aus-

zug beginnen soll. Als der Tag da ist, werden die meisten Zöglinge in Trupps mit je einem Lehrer auf die Reise geschickt, meist ins sonnige Waadtland hinüber, und nur Freiwillige bleiben, den Umzug mitzumachen. Auch Anna geht nun auf ihre Reise an den Züricher See: Ich bin das erste Möbel, das ihr fortschafft, scherzt sie, als er mit ihr in der Morgenfrühe zur Post hinuntergeht; denn sie selber hat tapfer dableiben und helfen wollen. Er hört ihre Worte gar nicht, weil seine Gedanken in Sorge sind, daß sie nicht wiederkommen möchte: Ich war ein halbes Jahr lang im Traum, sagt er und stellt ihre Reisetasche hin, dem Gottlieb einen Klatschmohn abzunehmen, den der für die Großmutter anbringt: Jetzt habt ihr mich wach gemacht, und du gehst fort! Er will ihr die Blume geben, aber der fallen die roten Blätter ab, daß nur die grüne Fruchtkapsel mit dem Deckel bleibt. Das kann die Großmutter nicht mehr brauchen! klagt er zu dem Kleinen und will das Ding wegwerfen; sie aber nimmt ihm die Kapsel rasch aus der Hand und lächelt ihn fast listig an mit einem Schulmädchengesicht: Bis ich nach Münchenbuchsee komme, ist der Same reif, dann streuen der Gottlieb und ich ihn aus, damit wir doch ein Andenken vom Schloßberg haben!

87

Am selben Tag, da Heinrich Pestalozzi von diesem Abschied fröhlich wird und den ernsthaften Niederer durch die Mitteilung in Verwirrung bringt, daß er in Münchenbuchsee wieder Landwirtschaft treiben

und lauter Felder mit Klatschmohn anbauen wolle, erscheinen mittags zwei ländliche Männer im Schloß, die gar nicht aussehen wie die sonstigen Wallfahrer. Sie kommen aus Peterlingen im Waadtland und bringen einen Antrag der Stadt, mit seiner Anstalt dorthin zu kommen; sie wollen ihm ihr Schloß mit allen Gärten lebenslänglich zur Verfügung halten, ihm das Ehrenbürgerrecht mit einer Pension geben und jährlich ein bestimmtes Maß von Korn, Weizen, Wein und Holz. So bin ich immer noch im Traum, sagt er und reicht den Männern gern die Hand; auch müssen sie zum Mittag bleiben, und es wird fast ein Fest, das er mit Niederer und Krüsi — den einzigen Gehilfen, die noch bei ihm sind, weil der Auszug schon begonnen hat — und den Bürgern von Peterlingen feiert. Wir werden einen Orden der neuen Menschlichkeit gründen und all die verlassenen Schlösser der Gewaltherren in der Schweiz mit neuem Leben bevölkern, schwärmt Niederer, der gern bei einem Glas ins Weite schweift. Aber Heinrich Pestalozzi, der die enttäuschten Gesichter der Männer sieht, lenkt schalkhaft ein: Zuerst müssen wir einmal nach Münchenbuchsee auswandern und sehen, ob es von da einen Fahrweg für unsere Möbelwagen nach Peterlingen gibt!

Der Abschied hat danach seinen Stachel verloren; als andern Tags noch ein Herr von Türck aus Mecklenburg anreist, ein Päckchen neuer Liebe zu bringen, machen sie mit dem und den Burgdorfer Freunden, die wehmütig dabei sind, einen schwärmerischen Gang nach Kirchberg hinüber, bevor sie die letzte Nacht in Burgdorf schlafen — nun schon nicht mehr im leer-

geräumten Schloß, sondern beim Stadthauswirt — und andern Morgens mit der ersten Sonne nach Münchenbuchsee wandern, wo die Zöglinge mit Tobler sehnsüchtig ihren Vater erwarten.

Es sind drei Stunden Wegs, und sie müssen an Hofwyl vorbei, wo Fellenberg, der Sohn des Ratsherrn, seit fünf Jahren eine landwirtschaftliche Musterwirtschaft als Grundlage seiner Erziehungsanstalt für alle Stände eingerichtet hat. Wir suchen die Goldkörner der Methode im Land, und er prägt die Goldstücke daraus, sagt Niederer sarkastisch, als sie in einiger Entfernung an der sauberen Erscheinung seiner Gebäude vorüberwandern und überall in den Feldern und Gärten die Zeichen der wohlhabenden Ordnung sehen. Aber Heinrich Pestalozzi verweist ihm den Spott; er weiß zwar, daß Fellenberg gleich mit einer Viertelmillion Franken das Gelände ankaufen und aus dem Vollen wirtschaften konnte — wo er sich notdürftig durchhalf und gerade noch in diesem Augenblick erstaunt ist, daß er mit Ehren aus den Burgdorfer Schulden kam —, aber er weiß auch, daß der Sohn seines alten Freundes, des Ratsherrn, in Verehrung zu ihm groß geworden ist, und daß diese Anstalten nur eine Frucht aus „Lienhard und Gertrud" sind: Er deckt wenigstens das Elend nicht mit dem Mist der Gnade zu, wie es die andern machen!

Als sie dann aber gegen Münchenbuchsee kommen und die wenigen Zöglinge, die nicht in Ferien sind, unter Toblers Leitung mit einem Schweizerlied anmarschieren, hält seitwärts ein Reiter, als ob die kleine Truppe ein Vorposten seines Regiments wäre;

es ist Fellenberg, der nach der jubelnden Begrüßung respektvoll herzureitet: auch er habe den Nachbarn nicht unbegrüßt einziehen lassen wollen! Er bleibt nicht auf seinem stolzen Gaul sitzen, als er das sagt; aber gerade, wie er vom Pferd springt und seine hohe Gestalt beugt, ihn zu umarmen, wird der Unterschied zwischen dem gepflegten Aristokraten und dem ärmlichen Greis so deutlich, daß Niederer für seinen Meister gekränkt beiseitegeht. Auch Heinrich Pestalozzi ist durch die Umstände dieser Begrüßung verstimmt: Wir sind zu nahe an den Schloßherrn von Hofwyl geraten, sagt er nachher zu Tobler, nun reitet er schon auf seinem Vorwerk herum!

Er bemerkt nicht, daß Tobler betreten schweigt, so sehr bewegt ihn die Sorgfalt, mit der die geborene Fröhlich schon Ordnung in die neue Wirtschaft gebracht hat: Du bist die Schwalbenmutter, scherzt er zu ihr, wir sperren die hungrigen Schnäbel auf, und du hast immer etwas hineinzutun. Tobler schweigt zum zweitenmal; er weiß, daß ihre Haushaltungskünste allein es nicht vermocht hätten, der Anstalt einen so guten Abgang aus Burghof zu sichern, und daß die Sorge vor den Gläubigern manche Woche auf Pestalozzi gelegen hat, bevor sich alles unerwartet löste; er weiß auch, wie diese Lösung zustande kam, und er ist mit Muralt, seinem Mitverschworenen, fest entschlossen, den Meister endlich aus allen wirtschaftlichen Sorgen zu befreien. Noch muß er die Rückkehr des andern abwarten, aber als die kurzen Ferien vorüber sind und von allen Seiten die Vögel wieder zufliegen, der melancholischen Gegend zum Trotz in Münchenbuchsee ihr Geschwärm wieder zu

beginnen, gehen die beiden entſchloſſen ans Werk: Wenn die Anſtalt in Burgdorf zuletzt nur noch mit Mühe zu halten war, ſteht ſie hier, wo ſie ſich ohne Zuſchüſſe der Regierung ganz aus ſich ſelber erhalten muß, nur an der Schwelle neuer Schwierigkeiten. Sie haben die Ordnung in Hofwyl geſehen, und da ſie die Verehrung Fellenbergs für den Verfaſſer von „Lienhard und Gertrud" kennen, iſt es ihr Plan, die wirtſchaftliche Leitung der Anſtalt in die feſten Hände dieſes Mannes zu legen, um Heinrich Peſtalozzi für ſeine wertvolleren Dinge unabhängig zu machen. Nichts als treue Liebe führt ſie auf dieſen Weg, an dem die Sorge, ihn nicht zu verletzen, die Meilenſteine ſetzt.

Mit vorſichtigen Andeutungen und Beſuchen in Hofwyl, mit Beſorgniſſen über die ungewiſſe Zukunft, mit Mahnungen an ſein Alter und was er der Methode noch ſchuldig ſei, bringen ſie ihn endlich zu einer Zuſammenkunft mit Fellenberg. Sie findet, damit der Boden neutral ſei, unter einer Linde ſtatt, die ziemlich in der Mitte zwiſchen Hofwyl und Buchſee mit einer alten Steinbank ſteht. Fellenberg kommt diesmal nicht geritten, doch trägt er die Reitgerte in der Hand, und zwei Hunde kläffen ihm voraus. Heinrich Peſtalozzi hat um ſo weniger eigenſinnig ſcheinen wollen, als Muralt und Tobler die Vertrauten Annas unter den Gehilfen ſind; er ſieht dem Mann mit der Reitgerte und den Hunden nicht einmal mißmutig entgegen, da er ſich ſeiner Sache ſicherer fühlt, als ſeine Harmloſigkeit merken läßt. Aber wie ſie dann anfangen zu ſprechen, ſind es drei gegen ihn, und jedes Wort wird ſo ſorgſam auf die

Goldwage seiner Empfindlichkeit gelegt, daß er unmöglich hart und abweisend gegen soviel treue Vorsorglichkeit werden kann: Es ist ein Dachsfang, wo ich alter Kerl in die Sonne gelockt werden soll, denkt er und läßt sie sprechen, bis dem blassen Tobler die Schweißperlen auf der Stirn stehen und Muralt verzweifelt die Hände reibt. Nur der selbstsichere Fellenberg verliert die Zuversicht nicht und entfaltet ein Papier aus der Brusttasche: ob er ihm einmal den Entwurf einer Übereinkunft vorlesen dürfe? Heinrich Pestalozzi hat nie recht zuhören können, wenn einer etwas aus einer Schrift vorlas; er läßt die Worte fließen und fühlt fast, wie sie an seinem Rock heruntertropfen. Zum Schluß nimmt er die Handschrift, in keiner andern Absicht, als den dreien die Enttäuschung nicht zu fühlbar zu machen. Wie dann aber seine Augen, fast so taub wie vorher seine Ohren, über die Buchstaben laufen, tut es ihm unvermutet einen Stich zwischen die Rippen: Haben wir nicht heute den fünfzehnten Juli? fragt er und bringt den Zeigefinger nicht von dem Datum fort, das am Schluß steht. Beschlossen auf den ersten Juli 1804. Sie wollen ihm erklären, daß dies nur um des Semesters willen so zurückgeschrieben sei; aber seine Gedanken sind schon Milch auf dem Feuer: er reißt den Schriftsatz in zwei Fahnen und wirft sie den Hunden hin, die ihn sofort anbellen und ihm, als er die bestürzten Mienen und beruhigenden Worte abwehrend davonläuft, in die Hacken fahren, so daß ihr Herr sie mit der Pfeife zurückholen muß.

Sie haben mich verhandelt wie eine Kuh! schreit ihm sein Grimm in die Ohren, während er seitwärts

in das Wäldchen läuft, ſich da einen Schlupfwinkel zu ſuchen; aber erſt, als er ſich gegen das Gewäſſer verlaufen hat, das ſeine Binſenfelder vor ihm auftut und — wo ſeine Fläche durchblinkt — den langen Tierrücken des Jura ſpiegelt, merkt er, daß ihm der Stich ein Gift beibrachte: warum Muralt und Tobler und nicht die andern? Weil Anna dahinterſteht? Er ſieht ſie wieder abfahren mit der Mohnkapſel, davon ihm die roten Blätter abgefallen ſind, er hört ihr Wort und ſieht ihr Lächeln: Ich dachte, klagt er laut in den Sommertag, ich wäre endlich etwas vor ihr geweſen! Nun war ich doch im Traum und bin erwacht in meine Unbrauchbarkeit!

Weit in der Ferne tut es einen Schuß von einem verlorenen Donnerſchlag, und über dem Jura bläht ſich ein Wölkchen grellweiß in den blauen Himmel. Daß es ein Gewitter würde und mich kalt machte, damit es endlich einmal ein Ende hätte mit dieſem Strom von Irrtum und Unrecht, darin mein Leben gefloſſen iſt! Es bleibt aber ſchön, und er geht ſtundenlang auf dem weichen Moosboden hin, bis die Fröſche aus dem Röhricht quaken. Sie werden's auch ſchon wiſſen! zürnt er noch einmal, dann überläßt er ſich willig der dämmrigen Traurigkeit, bis die leiſe Nacht kommt und ihn doch noch den Heimweg finden läßt: Biſt du es, will er flüſtern, als ihm ihre Geſtalt zur Seite ſchreitet; ſie nickt nur und ſieht ihn kaum an; da merkt er, daß es die Jungfrau Anna Schultheß iſt, die mit einem Strauß Frühlingsblumen an das Grab Menalks will. Sie haben mir das Tor zugemacht, weil ich zu ſpät gekommen bin! klagt er und ſtaunt, wie weit ſich der Weg über den Kirchhof

zieht. Auch weiß er nicht, warum ein Licht auf dem Grab brennt — bis Niederer ihm aus dem Schein entgegentritt und der Spuk verschwindet, weil er den Klostergiebel in Münchenbuchsee erkennt.

88

Nach diesem Abend fühlt Heinrich Pestalozzi sein Dasein in Münchenbuchsee nur noch wie einen Krug, der an einem Sprung leer läuft; er widerstrebt den Freunden nicht mehr und unterzeichnet den Dienstvertrag, wie Niederer das Schriftstück nennt. Wenn Fellenberg angeritten kommt und mit Sporen durch den Hof klirrt, schließt er sich in sein Zimmer ein, das er auch sonst wenig verläßt. Er hat Wandergedanken, aber er findet kein Ziel, bis eine Mahnung aus Ifferten kommt. Dort hat ihm der Stadtrat schon vor den Männern von Peterlingen das Schloß des Herzogs von Zähringen angeboten; er ist auch einmal im Frühjahr dort gewesen und hat das viertürmige Gebäude angesehen, aber er fürchtet sich vor dem welschen Land. Nun, wo die Stadt ihm schreibt, daß sie das Schloß von der Regierung angekauft habe und seine Wünsche vernehmen möchte, wie es einzurichten sei, kommt die Aufforderung seiner Sehnsucht recht, ganz aus dem Bereich seiner Enttäuschung fortzugehen. Abschied vermag er keinen zu nehmen; die Seinen dinken, es gelte nur eine Fahrt, als sein Wagen in der Frühe gegen Aarberg davonrollt. Er wäre lieber gewandert, aber die Kräfte haben ihn verlassen, als ob nun das Alter mit einem Male käme.

Die Stadtherren in dem verschlafenen Ifferten haben schon vernommen, daß der berühmte Volksfreund nur ein unscheinbarer Greis ist; sie finden seine Wünsche bescheiden und laden ihn zu einem Mahl ein, die Bekanntschaft festlich zu besiegeln. So kommt Heinrich Pestalozzi am dritten Abend, den er aus Münchenbuchsee fort ist, an eine Tafel mit ehrenfesten Bürgern, die beglückt sind, einen solchen Fang zu tun. Der schöne Wein mundet ihm, der sonst nur selten mehr als ein Kirschwasser nimmt, und die lebhaften Gespräche dieser weinfröhlichen Waadtländer helfen, ihm die Zunge zu lösen; gerade, daß sie französisch sprechen, läßt ihn auf ihre Worte hören, und daß er selber welschen muß, macht ihn unversehens lustig, so daß die Stadthäupter zu ihrem Erstaunen den Greis mit dem Sorgengesicht lebhaften Geistes und schlagfertig finden. Ihn selber freilich stimmt der Abend, als er andern Tags erwacht, noch trauriger als zuvor; seit ihm die Verwirrung seiner Sinne an dem abendlichen Gewässer die Erscheinung Annas vorgetäuscht hat, fürchtet er, kindisch zu werden, und so nimmt er auch seine Fröhlichkeit nachträglich als einen Beweis dafür. Er bleibt aber fürs erste in Ifferten, weil ihm die Landschaft um das kleine Städtchen gefällt; namentlich in die Wiesen gegen den See geht er gern, wo in den hohen Bäumen auch bei der Hitze noch der Jurawind rieselt: Sie stehen wie müßige Greise da, und ich bin der müßigste unter ihnen!

Unterdessen erreichen ihn Briefe Niederers, der als ein angeschossener Wolf in Münchenbuchsee geblieben ist; sie schildern ihm den Zustand der Anstalt

nach seinem Weggang so wenig günstig, daß er in einigen Wochen noch einmal zurückgeht, seinen Abschied nachzuholen. Er bringt keine Ermutigung daraus mit; Fellenberg ist gereizt, daß er sich beiseitetun will, und droht, von der Übereinkunft zurückzutreten; als sie sich noch einmal an dem Wäldchen treffen — diesmal ist Niederer dabei —, sieht sich Heinrich Pestalozzi von einer Flut böser Vorwürfe überschüttet, die er nur mit großen Augen anhören kann. Es kommt danach zwar noch eine Versöhnung zustande, die ihn seiner persönlichen Verpflichtungen entläßt, aber die Trennung ist nun sicher. Mit Buß und Krüsi und mit neun Zöglingen geht er zum andernmal nach Ifferten; er selber aber vermag es nun auch dort nicht mehr auszuhalten. Auf einer Fahrt nach Lausanne, um bei der waadtländischen Regierung den Gesetzen der Niederlassung zu genügen, verläßt ihn in Cossonay der Mut zur Rückkehr. Er hat dort nur übernachten wollen, aber am andern Morgen läßt er die Post fahren und bleibt in dem kleinen Ort, der zwischen Weinbergen auf einem Hügel liegt und ihn mit seinem Ausblick über die Talweite wehmütig an seinen verlorenen Schloßberg in Burgdorf erinnert. Da hockt er einsam und in den Gedanken seiner Schwermut verhangen, bis der biedere Krüsi ihn findet und wie ein Sohn um ihn sorgt. Nach Ifferten aber, wo Buß unterdessen die neue Anstalt einrichtet, folgt er ihm vorläufig nicht.

Das Weinland der Waadt, in dem er lebt, ist die Heimat von Laharpe, dem ehemaligen Direktor der Helvetischen Republik, der seiner Sache mit hoher Achtung zugetan ist. Als Erzieher des Kaisers Alex-

ander von Rußland vermag er noch viel in Petersburg, und so kommt eines Tages in das kleine Cossonay eine kaiserlich russische Berufung an Heinrich Pestalozzi, das livländische Schulwesen von Dorpat aus nach seinen Vorschlägen einzurichten. So verdonnert ihn Krüsi ansieht, und so abenteuerlich der Plan ist, in seinem Alter noch nach Rußland auszuwandern, seine Stimmung hängt sich mit Leidenschaft daran. Er hat schon seine Bedingungen mitgeteilt und macht allen Abratungen zum Trotz Vorbereitungen für die Auswanderung, von der er nicht mehr zurückzukommen hofft, als ihm ein zufälliges Erlebnis ein Loch in seine Schwermut reißt.

Als er eines Tages nach Ifferten gefahren ist und am Abend mit Krüsi neben dem Wagen her gegen Cossonay hinaufgeht, begegnen ihnen in der frühwinterlichen Dunkelheit einige leere Weinfuhren, die sie im Geräusch des eigenen Wagens nicht hören, bis Heinrich Pestalozzi dicht vor sich zwei Pferde spürt. Er glaubt, es seien Tiere von der Weide, und will zwischen ihnen durch; da wird er von der Deichsel getroffen, die ihn unter die Hufe der Pferde wirft: So jäh es ihn gefaßt hat, so schnell arbeitet sein Instinkt, daß er noch vor den Rädern gleich einer Katze unter den Pferden her auf allen vieren seitwärts in den Graben springt und die beiden Wagen an sich vorüberrasseln läßt. Als Krüsi ihn findet, der seitlich gegangen war, ist er schon dabei, sich aufzurichten; die Kleider sind ihm bis auf den bloßen Leib zerrissen, aber ihm selber ist nichts geschehen, so daß er — durch Gefahr und Rettung in einem Augenblick des Wunders hindurchgegangen — gegen den Berg

ſchreitend wie vorher das Gaſthaus erreichen kann. Er hat in dieſem Herbſt, wo er ſich kindiſch glaubte, oftmals zu ſterben gewünſcht, bevor er ganz dem Siechtum des Alters verfiele; nun iſt er durch den Tod in einer Jünglingskraft hindurchgeſprungen, die er ſich längſt verloren glaubte. Was er ſchon als Knabe erfuhr, als er bei Wollishofen aus dem Weidling in den See fiel, daß die heimliche Luſt des Lebens durch nichts ſoſehr als durch das Grauen des Todes angeregt würde, das bewirkt nun eine Wiedergeburt in ihm, die ihn faſt übermütig macht: Er glaubte ſchon ſterben zu müſſen wie Moſes, ehe er einen Fußbreit von ſeinem Kanaan ſah; nun fühlt er ſich im ungeminderten Beſitz von Kräften, die alle Nervenſchwäche und die Müdigkeit ſeines vermeintlichen Siechtums als trübe Einbildungen von ſich abfallen laſſen. Die Kränkung durch Muralt und Tobler, der Streit mit Fellenberg und die Böswilligkeit der berniſchen Regierung, die — wie er längſt weiß — ſeine Anſtalt in Münchenbuchſee als eine ſtaats- und kirchengefährliche Unternehmung überwachen läßt: alles, was ihm den ängſtlichen Geiſt in dieſen Monaten ans Kreuz geſchlagen hat, ſcheint ihm vor dem Gefühl, zu leben und ſeiner Kräfte noch mächtig zu ſein, ſo nebenſächlich, daß er ſeine Schwermut wie eine Torheit belächelt: Wo ich Kränkungen ohnemaßen ſah, ſehe ich nun die treue Liebe, ſagt er glücklich, und niemals iſt ihm das Bild ſeiner Lebensgefährtin klarer dageſtanden als in dieſen Tagen.

Als bald danach der König von Dänemark ihm hundert Louisdor überſenden läßt als Anerkennung für die gaſtliche Aufnahme der däniſchen Lehrer, iſt

er übermütig vor Glück: Schau, zweitausend Schweizerfranken, sagt er zu Krüsi, mit nichts als einer Idee und etwas Güte verdient! So bleibt es monatelang, während er noch einmal an die Lehrbücher seiner Methode geht; und so voll fühlt er den Segen strömen, daß ihm das Wort Lavaters nun sein liebster Spruch wird: Ich war mürrisch, als ich die Ruhe des Alters für Müdigkeit hielt; sie ist die Sammlung auf der Lebensstraße, wo das Glück auf der Straße lag, indessen ich den Seifenblasen meiner Wünsche nachlief. Nun der Höchste mir mein Alter mit Ruhe gekrönt hat, sehe ich, daß es der Jungbrunnen ist, von dem die Väter sagten.

89

Indessen Heinrich Pestalozzi sich so die Trennung zum Besten dienen läßt, sind die Nachrichten aus Münchenbuchsee immer mehr mit Enttäuschung beschwert. Muralt und Tobler haben nicht bedacht, daß sich Fellenberg mehr als Pädagoge denn als Landwirt fühlt, und als solcher — wie Niederer sagt — die Drei- und Vierfelderwirtschaft auch auf die Zöglinge anwenden will; die Buchführung ist besser geworden, und die Ordnung wird streng gewahrt, aber die Luft steht stiller und kälter in den Räumen, die sonst auch an Nebeltagen immer noch von einem Sonnenstrahl väterlicher Liebe und menschlicher Laune belebt und erwärmt war. Daraus wächst Mißmut und — weil es Fellenberg auch nicht leicht hat mit Zöglingen und Gehilfen, die einen andern Meister schwärmerisch verehren — endlich der böse Streit.

Niederer ist der erste, den es nach Ifferten zieht; er hat im Herbst ein schweres Nervenfieber durchgemacht und ist noch hohlwangig davon. Seit dem Sommer hat er gemeinsam mit Fellenberg und den andern Lehrern über dem Wortlaut einer Einladung an die Eltern Europas gesessen, ihre Kinder als Zöglinge nach Münchenbuchsee zu geben; Satz für Satz ist darin durchberaten worden, auch Heinrich Pestalozzi hat mitgeholfen, bis eine umfängliche Flugschrift seiner Methode fertig war. Als aber der Druck Weihnachten ankommt, hat Fellenberg ihn nachträglich mit eigenen Ankündigungen, zum Teil großsprecherischer Art, für seine besonderen Zwecke zurechtgemacht, was nun auch Muralt und Tobler gegen den eigenmächtigen Mann aufreizt. Das Frühjahr geht in einem unaufhörlichen Wechsel von Streit und Versöhnung hin, der seine Wellenschläge nach Ifferten hinübertut. Heinrich Pestalozzi sucht aus dem Knäuel der Verstimmungen die Fäden der Liebe und der gemeinsamen Ideale herauszuziehen; am liebsten aber möchte er den Knäuel in den Bach werfen: er läßt sich nun nicht mehr beirren, daß die Anstalt im Umkreis seiner Absichten nur einen Versuch bedeutet, und ist weder für Münchenbuchsee noch für Ifferten aus dem Dachsbau seiner Schriftstellerarbeit herauszubringen, die der Welt andere Resultate als die zufälligen einer solchen Anstalt sichern soll.

Doch wird er hier wie dort die Geister, die er rief, nicht los: er hat das Klostergebäude in Münchenbuchsee von der bernischen Regierung nur für ein Jahr erhalten und müßte zum Juli einen neuen An-

trag um gnädige Überlaſſung für ein weiteres Jahr ſtellen; weil aber Fellenberg in einer Zuſchrift an die Regierung die Leitung niedergelegt hat, ſind die Hunde der Verdächtigung auf ſeine Sache losgelaſſen. Um nicht abzuwarten, daß er böswillig ausgeräumt wird, reicht er ſelber die Kündigung ein. Damit hat er nach einem halben Jahr der Trennung alles wieder, was ihm nun nicht mehr wie beim Abſchied Glück und Unglück ſeines Lebens bedeutet; aber daß die Herde ihm ſehnſüchtig nachfolgt und ihn durch dieſe Nachfolge anerkennt, tut ihm doch wohl, und um dieſes Wohlgefühls willen tritt er tätiger in die Leitung ein, als er es nach ſeiner Rettung bei Coſſonay für möglich gehalten hätte; auch reißen ihn die glücklich veränderten Umſtände hin, und eine heimliche Hoffnung überredet den Widerſtand.

In Ifferten iſt er nicht mehr wie in Burgdorf der zugewanderte Greis, der froh ſein muß, eine Schulſtube für ſeine Verſuche zu finden; der Ruhm ſeiner Sache iſt europäiſch geworden, und die Bürgerſchaft ſetzt viel daran, davon zu profitieren. Sie hat ihm — um die Lockung nach Peterlingen zu ſchlagen — die weiten Räume des Zähringer Schloſſes und die Gärten dazu unkündbar überlaſſen und richtet alles nach ſeinen Wünſchen ein. Auch ſteht die Regierung im Kanton Waadt, aus dem dreihundertjährigen Zwang der berniſchen Landvögte befreit, anders zu ihm als die Ariſtokratenherrſchaft in Bern; ihr iſt er keiner ſtaats- und kirchenfeindlichen Geſinnung verdächtig. Die Zöglinge, die von Anfang an aus dem liberalen Waadtland am reichlichſten kamen,

mehren sich rasch; als auch die geborene Fröhlich — die aus Münchenbuchsee bald fortgegangen war, einen wohlbegüterten Landwirt namens Kuster zu heiraten — den Haushalt von neuem in ihre unverdrossenen Hände nimmt, ist unvermutet der ganze Bienenstaat wieder um ihn versammelt, eifriger als je, den Honig einer neuen Menschenbildung einzutragen; nur noch die verscheuchte Königin fehlt, weil Heinrich Pestalozzi noch immer abergläubische Furcht hat, sie schon zu rufen.

Als aber der Winter den Reichtum nicht vermindert und das Frühjahr den Ruhm der Anstalt in einen Erntesommer trägt, der ihm — wie er einem Freund, bestürzt durch diese Wendung, schreibt — das Geld zum Dach hereinregnet, bittet er sie frohen Mutes, wieder wie in Burgdorf seine Hausmutter zu sein! Sie kommt ihm mit einem Schiff über den See gefahren, und er wartet manche Stunde unruhig unter den alten Bäumen, die immer noch den Jurawind durch ihre Blätter rieseln lassen, bis gegen Abend das Boot anschwimmt.

Schon von weitem sieht er ihre Gestalt still darin sitzen und meint fast, ihre Augen auf sich zu spüren, wie er unruhig am Ufer hin und her läuft. Sie ist alt geworden, und ihr kranker Fuß, an dem sie lange in Zürich gelegen hat, hindert sie noch immer beim Gehen, so daß der Schiffsmann ihr über den Steg ans Land helfen muß: Das sind meine vier dicken Türme, sagt er mit glücklichen Augen und zeigt auf das Schloß, das zwischen dem Grün weißlich durchschimmert. Sie gibt keine Antwort und ist auch schweigsam, während sie das kurze Stück über die

weichen Wiesen gehen, nur bringt sie die Lippen nicht so fest wie sonst aufeinander, weil die strengen Falten einem hinterhältigen Lächeln nicht Meister werden. Erst als sie sich durch die stürmische und ehrfürchtige Begrüßung der Zöglinge und Lehrer — die haben sich im bekränzten Schloßhof aufgestellt und singen ihr ein Lied — hindurchgelächelt hat und endlich in ihrer Turmstube im Lehnstuhl sitzt, fragt sie: Hast du auch einen Garten? Er hört diese Frage gar nicht, weil er nun erst mit seinem vergessenen Blumenstrauß ankommt, den er ihr ans Ufer bringen wollte; sie aber fängt in ihrer perlenbestickten Reisetasche an zu kramen und holt ein Schächtelchen heraus, darin die Mohnkapsel winzig zusammengeschrumpft zwischen den schwarzen Samenkügelchen liegt. Das legt sie ihm behutsam mitten auf seine Blumen und lächelt sich die Tränen der Rührung fort: Wenn die Samen nur nicht überjährig geworden sind!

90

Heinrich Pestalozzi ist über sechzig, und Anna Schultheß fast siebzig Jahre alt, als sie ihr gemeinsames Leben im Zähringer Schloß zu Iffertен beginnen; in Burgdorf war der Unterschied ihrer Jahre ausgelöscht, nun aber fängt sie an, ihr Leben abzurüsten, während er noch neue Segel einsetzt. Wenn sie miteinander in dem weitläufigen Gebäude, im Garten oder weiter hinaus gegen Clindy gehen, ist er im Eifer, ihr alles günstig zu zeigen, immer voraus, während sie oft stillsteht und, am Stock nachkommend, mehr ihm zuliebe als für sich ihre Augen

auf seine Dinge richtet. Habe ich dir's nicht gleich gesagt, Pestalozzi, ich sei zu alt für dich! scherzt sie einmal, als er wie ein ungeduldiger Knabe am Bach nach ihr ruft, weil eine Ringelnatter fortschwimmt, bevor sie zur Stelle ist. Aber es gefällt ihr alles sichtbar wohl, und wenn sie mit ihrem Enkel Gottlieb durch die Straßen der ländlichen Kleinstadt geht, gern gegrüßt von den Leuten, sehen sie eine wirkliche Schloßherrin. Sie hat noch einmal geerbt von ihrem Bruder Jakob in Zürich und braucht in ihrer bescheidenen Wohlhabenheit nicht gleich zu sorgen, wenn es irgendwo eine Spalte in dem großen Hauswesen gibt.

So treibt das unruhige Wasser seines Lebens mit dem letzten Stauwehr doch noch eine reiche Mühle, und er ist sicher, daß im Land kein besseres Korn gemahlen wird. Aber er denkt noch immer nicht daran, hier lange den Müller zu spielen; sein Brot soll für die Armen gebacken werden. Nun es ihm mit dem andern herrlich geraten ist, nun er die Methode eines auf die Natur des Kindes gegründeten Unterrichts in Händen hat, nun ihm Hilfskräfte jeder Art verfügbar sind und er des Beistandes vieler für eine solche Unternehmung sicher sein kann: fängt die Armenkinderanstalt wieder an, das Ziel zu werden, mit dem er sein Leben krönen will. Der Schauplatz seiner letzten Tat aber soll nicht das welsche Waadtland, sondern der Kanton Aargau sein: wo er den Kampf um die allgemeine Menschenbildung begonnen hat, will er ihn auch enden. Das Schloß Brunegg hat unterdessen einen andern Besitzer gefunden, aber Wildenstein bei Schinznach steht noch leer, und

mitten aus dem fröhlichen Gesumm seines wohlbestellten Hauses reicht er den Antrag um den Wildenstein bei der Regierung in Aarau ein. Die kommt ihm willig entgegen, und so steht er vor dem geöffneten Tor seiner letzten Ausfahrt, als die Zustände in Ifferten ihn nötigen, den Wagen vorläufig wieder abzuspannen.

Als ob sie die Ansteckung aus Münchenbuchsee mitgebracht hätten, ist der Lehrerstreit da und reißt ihm einen Spalt mitten durch die Anstalt, den weder Anna mit ihrer Erbschaft noch er aus dem Faß seiner Liebe verstopfen kann. Den ersten Riß bringt eine Erholungsreise Niederers mit, die ihn nach einem Rückfall seines Nervenfiebers fast zwei Monate lang von Ifferten fernhält und gleichzeitig eine Studienreise sein soll für die Lebensgeschichte des Meisters, die er schreiben will. Von Anfang an hat er sich als Herold der Methode gefühlt, und Heinrich Pestalozzi, der wohl weiß, wie eigenwillig ihm selber in der Rede und Schreibe die Gedanken zulaufen, kann erstaunt zuhören, um wieviel gelehrter und selbstbewußter sie in dem Mund Niederers klingen. Selbst, wo ihm Zweifel überkommen, ob nicht im Strom dieser Worte Fremdes mitfließt, steht er willig dafür ein, weil er der Einsicht und selbstlosen Begeisterung des Eiferers sicher ist. Er hat ihn immer als seine rechte Hand gehalten und ihm die Führung in Ifferten zugedacht, wenn er selber als Armenhausvater fortgehen wird: nun aber sieht er während seiner Abwesenheit gründlicher in die Mädchenanstalt hinein, die unter Niederers Leitung in einem besonderen Gebäude neben dem Schloß eingemietet ist,

und nimmt eine Läſſigkeit wahr, die ſich mit keiner Liebe mehr zudecken läßt.

Als Niederer danach heimkommt, geladen mit Eindrücken und ſchwärmeriſch beglückt über ſein geſammeltes Material zu der geplanten Lebensgeſchichte, vermag Heinrich Peſtalozzi keine Freude mehr an dieſen Dingen zu gewinnen. Ihm iſt in der Abweſenheit der rechten Hand die linke wichtiger geworden, und mit Eiferſucht ſieht der Ideenmenſch Niederer an der andern Seite des Meiſters den Realmenſchen Schmid ſtehen, der in allem ſeinen Gegenſpieler vorſtellt. Es iſt der Tirolerknabe, mit dem er damals nach Burgdorf kam, und der ſich im Lauf der wenigen Jahre aus einem unwiſſenden, aber begabten Schüler zum glänzenden Lehrer der Anſtalt durchgearbeitet hat: Wie er in ſeinem Fach der Zahl- und Raumlehre die Methode als Schulmeiſterkunſt ausübt, das wird von den andern Gehilfen immer williger anerkannt und von den Beſuchern beſtaunt; vor den glänzenden Leiſtungen ſeiner Klaſſe vollzieht ſich meiſt die Bekehrung der Ungläubigen. Er iſt zu einſeitig gebildet, um die Niedererſchen Gedankenflüge mitzumachen, auch liegt die Schwärmerei ſeiner Natur nicht: ſonnengebräunt und feſt wie das Geſicht iſt ſein Weſen und in Tüchtigkeit verbiſſen, die auf alle Unordnung und Faulheit in der Anſtalt wie ein Raubvogel Jagd macht; für das geplante Armenkinderhaus iſt er begeiſtert, er mag die wohlhabenden Zöglinge nicht und verachtet die Eltern, die ihre Kinder — wie er ſagt — nur aus Bequemlichkeit in Erziehungsanſtalten ſchicken.

Ehe Heinrich Peſtalozzi Augen für ihre Eiferſucht

hat, ist sie schon zur Feindschaft geschwollen, und er steht mitten darin: Ich bin wie eine Jungfer zwischen zwei Liebhabern, scherzt er zu Krüsi und glaubt noch lange, er könne den bösen Zustand mit launigen Zurechtweisungen lösen; aber weil beide ihren besonderen Anhang haben, sieht er zu seinem Schrecken die Anstalt in zwei feindliche Lager geteilt und wird mit seiner hilflos suchenden Liebe ein Fangball, den sie einander zuwerfen: der alte Vorwurf der Unbrauchbarkeit ist über Nacht aus dem Boden gewachsen, grausamer als sonst, weil er ihn diesmal aus allen Himmeln reißt. Um kein Trümmerfeld in Ifferten zu hinterlassen und Anna für immer zu verscheuchen, die sich jetzt schon verstimmt durch die Händel in ihrem Zimmer hält, muß er den Plan der Armenkinderanstalt in Wildenstein vertagen. So gießt ihm der Herbst des mit Siegesgedanken begonnenen Jahres Galle in seinen Jungbrunnen, und obwohl schließlich durch den vermittelnden Muralt eine Aussöhnung zustande kommt, so daß sie Weihnachten in Frieden feiern, bleibt eine bittere Stimmung in ihm, die seiner gewohnten Neujahrsrede nicht günstig ist.

Am letzten Nachmittag des Jahres kommt er zufällig mit einer Besorgung in die Werkstatt des Schreiners, der seit der Einrichtung die Arbeiten im Schloß hat. Sie nennen ihn in Ifferten den Heiden, und Heinrich Pestalozzi kennt unter andern Seltsamkeiten des alten Sonderlings auch diese, daß er sich für jedes Neujahr einen Sarg herrichtet, die erste Nacht des Jahres darin zu schlafen. Wie er nun bei ihm eintritt, stehen die fünf Bretter schon fertigge-

nagelt da, und er ist gerade dabei, dem Deckel eine Hohlkante anzuhobeln. Den brauch ich vorläufig nicht, spöttelt er und bietet ihm eine Prise an, es ist nur wegen der Vollständigkeit! Und als Heinrich Pestalozzi, den der selbstgefällig lächelnde Greis neben dem Sarg verwirrt, ihn fragt, warum er sich jedes Jahr solch ein neues Bett macht, streicht der mit der Hand die Hobelkante ab und paßt den Deckel ein, wie einer, der das Schicksal pfiffig überlistet: Weil es mir noch keinmal geraten ist, ihn zu verwahren; schon im Frühjahr ist meist ein anderer Liebhaber da!

Heinrich Pestalozzi vermag keinen Geschmack an dieser Lebensversicherung zu finden, aber der gehobelte Sarg hat ihm das Herz bewegt, und als er draußen den Schmid trifft, wie er mit einigen Zöglingen einen Handwagen voll Tannenreisig aus dem Wald anbringt, die Schloßkapelle zu schmücken, übermannt es ihn so, daß er ihn gerührt in die Arme schließt. Ein hämischer Zufall will, daß Niederer seitlich dazu kommt, todblaß, weil er die Herzlichkeit gesehen hat. Sie gehen zu dreien miteinander vor dem Handwagen der Zöglinge her in einem verlegenen Gespräch, und Heinrich Pestalozzi in der Mitte will sich schon der Begegnung freuen, als die Worte zerbrechen und die Scherben im Streit umherfliegen. Er rafft die Zöglinge an den Händen fort, daß sie nicht Zeugen der Häßlichkeit würden; aber noch, als er drinnen auf dem oberen Treppenumgang steht, hört er die bellenden Stimmen durch die Mauern dringen.

Er sieht an dem Abend niemand mehr und erlebt die Mitternacht allein und verdüstert in seiner Kam-

mer: Ich Narr der Eitelkeit, jammert er, was ſoll die Welt mit meiner Lebensgeſchichte, die ein Buch voller Grabreden iſt! Als er in den Kleidern auf dem Bett liegend endlich einſchläft, bleibt ſeine letzte Empfindung die mutloſe Müdigkeit, daß es der Sarg des Schreiners ſein möchte! Und noch, als die erſten Glocken den Morgen anſagen, quält er ſich im Halbſchlummer mit den engen Brettern. So trifft Heinrich Peſtalozzi die Stunde, wo er als Hausvater vor den Seinen mit dem Bekenntnis des alten und dem Gelöbnis des neuen Jahres ſtehen ſoll.

Er läßt durch zwei Zöglinge den Sarg des Schreiners holen und vor den Altar ſtellen; und ob er Anna bei dem Anblick die Kapelle verlaſſen ſieht und aus all den fragenden Augen der andern das Entſetzen vor ſeinem Frevel ſpürt: nichts vermag ihn aus der Nötigung zu reißen, den Sarg als den ſeinen zu betrachten und ſtatt einer Neujahrsanſprache ſich ſelber eine Grabrede zu halten. Niemand vermöchte ſeine Unbrauchbarkeit grauſamer anzuſchlagen, als er es nun ſelber tut, und faſt iſt es mit Gott gehadert, wie er ihm die Unfähigkeit ſeiner Natur vorhält und alle Schuld an dem Zerwürfnis auf ſich ſelber legt. Aber ſo erſchütternd ſeine Anklagen durch die Kapelle irren und in manchem Herzen den Schrecken um ſeinen Verſtand aufjagen: ihm ſelber iſt es, als ob ſein Körper damit ausfließe wie ein verunreinigtes Gefäß; bis er, von aller Verbitterung leer, die Brunnen der Demut in ſich aufquellen fühlt. Da weiß er, daß ſeine Anklagen nur die Torheit eines Kindes ſieht, das ſich durchtrotzen möchte und hundert Wohltaten vergißt, weil ihm eine verwehrt wird:

Wie undankbar und eigenſinnig iſt es, gegen mein Schickſal zu hadern, das mich vor allen Menſchen mit meinem Werk geſegnet hat! So daß Heinrich Peſtalozzi die Kapelle mit einem Gefühl der Begnadung verläßt, darin ſelbſt die Beſchämung über ſein zorniges Tun ins Ferne verfliegt.

91

Nach dem Gewitter dieſer Neujahrsrede fängt die Sonne wieder an zu ſcheinen, und Heinrich Peſtalozzi, der die ſchlimmen Dinge leichter als die guten vergißt, fühlt ihre Wärme über Ifferten, als ob erſt Mittag wäre. Auch Anna, die lange gekränkelt hat, lebt wieder auf und braucht nicht mehr am Stock zu gehen: Ich mußte die alternde Frau in mir loswerden, ſagt ſie einmal zu ihm, als ſie dem bunten Getriebe der Zöglinge auf der Eisbahn zuſehen: jetzt ſind die Reſte fort, und ich bin ganz eine Greiſin; ich konnte nicht alt werden, nun ich es bin, iſt alles wieder frei; ich möchte faſt ein Paar Eisſchuhe antun, ſo leicht iſt mir!

So bin ich doch der ältere von uns beiden, antwortet er und nimmt zärtlich ihre Hand; denn auch das habe ich dir vorgelebt: nur das Geſicht und die Hände waren jung und werden alt, die Seele lebt als eine ſchwingende Schnur, die in der Mitte heftig ſchwirrt und am Ende — wie am Anfang — nur noch zittert, bis der andere Knoten kommt, wo ſie an den Bogen ihres Erdendaſeins geſpannt iſt!

Er ſpricht auch ſonſt wieder viel mit ihr, faſt wie damals auf ihren erſten Spaziergängen, und lächelt

hinterhaltig, wenn er sich bei den Listen seiner Liebe ertappt. Als ob er noch einmal seine Mutter hätte, geht er behutsam mit ihren Wünschen um und verschweigt ihr die Unrast um sein Werk, die noch immer weit vom Knoten schwingt: Es ist nur mein Sterbeteil, denkt er oft, der bei ihr die heimlichen Schlupfwinkel seines Lebens hat; der Menschengeist in mir, dem die schwingende Seele die zitternde Spindel war, ist nicht an ihre Schnur gebunden; der trägt den Takt ihrer Bewegung fort ins Breite, wenn die Schnur längst stillsteht! Und deutlich fühlt Heinrich Pestalozzi die Unheimlichkeit dieser Trennung, wie die Seele sich zur Ruhe rüstet, indessen sein Menschengeist immer ferner auf Abenteuer reitet.

Das Wort verläßt ihn nicht; der Zwiespalt seines Lebens wird ihm sinnbildlich darin, daß seine Seele für die Abenteuer des Menschengeistes einstehen mußte, der nicht den Seinigen, sondern dem Volk gehörte und von dem Gewissen der Menschheit in Pflicht genommen war. So hat die Seele daheim im Streit gelegen bis auf diese Stunden, wo er zur Seite Annas gemächlich am See spaziert — unter den überhohen Bäumen, die ihre Blätter nur deshalb im Jurawind rieseln lassen können, weil ihre Wurzeln ihnen unablässig den Saft aus dem schwarzen Grund zubringen —, indessen sein unruhiger Geist mehr als je in das Abenteuer der Menschenbildung verwickelt ist: nur daß er, anstatt auf eigene Faust zu kämpfen, längst ein Häuptling wurde mit einem Kriegslager, dahinein von fernher die Krieger reiten, sich Weisung zu holen.

Denn Heinrich Pestalozzi — der Greis, wie ihn die

Burgdorfer schon nannten — ist unversehens in Europa eine Macht geworden; nicht, weil er überall in den Regierungen Anhänger hat, die ihm Lehrlinge der Methode nach Ifferten schicken, das dadurch eine Hochschule der Erziehung wird, sondern weil nun die Weltgeschichte auch sonst seinen mißachteten Ideen nachkommt: Seitdem ihm der Konsul Bonaparte spöttisch den Rücken zukehrte, so daß er mit dem verschmähten Sauerteig der allgemeinen Volksbildung von Paris heimkehren mußte, hat sich der korsische Advokatensohn zum Gewalthaber Europas gemacht, der Fürstentitel und Königskronen wie Kinderspielzeug verschenkt, den Papst nach Paris kommen läßt, ihn als Kaiser zu krönen, und der sich die habsburgische Kaisertochter als seine Frau einfordert. Nichts in der Welt scheint seiner Selbstherrlichkeit zu widerstehen; so ist ihm auch der Preußenstaat des großen Friedrich nur ein Hindernis auf seiner neuen Landkarte, das er mit einer kriegerischen Handbewegung bei Jena beseitigt, wobei er noch Zeit findet, dem Dichter der Deutschen das Kreuz der Ehrenlegion an die Weltbürgerbrust zu heften. Aber diese Handbewegung macht dem Totengräber seiner Schwertmacht, dem Menschengeist in Preußen, die Hände frei.

Wie immer kehrt auch hier der eiserne Besen der Not die unfähigen Gewalthaber auf den Mist, und Männer treten in ihre Stellen ein, nach den Menschenrechten die Menschenpflichten zu proklamieren, in denen allein die Blutsaat der Revolution zu einer Volks- und Menschengemeinschaft aufgehen kann. Einer der ersten ist sein Freund aus den Tagen in

Richterswil, Johann Gottlieb Fichte, der Schwiegersohn des Wagenmeisters Rahn in Zürich; in seinen „Reden an die deutsche Nation", in denen er die sittlichen Mächte im deutschen Geist aufruft, setzt er Heinrich Pestalozzi und seine Idee der Menschenbildung in eine Beleuchtung, die keine Gegnerschaft mehr auslöschen kann. Als auch der Holsteiner Nicolovius in die Leitung des preußischen Schulwesens berufen wird, will der Traum in einem Land Europas Wirklichkeit werden; die besten Geister haben die Regierung des preußischen Staates in der Hand, und ihr Ziel ist das seine: Befreiung und Erneuerung des Volkes als einer sittlichen Gemeinschaft, und als Grundlage dieser Gemeinschaft die Erziehung aller mit den Mitteln, wie er sie in dem Naturgang seiner Methode gefunden hat. So ist Heinrich Pestalozzi aus einem einsamen Abenteurer des Menschengeistes doch ein anderer Heerführer geworden als sein Vetter Hotze mit dem Soldatenblut, von dem nur noch der verblaßte Ruhm übriggeblieben ist.

So gut geht alles, daß auch die feindlichen Lager in Ifferten Gottesfrieden halten. Muralt hat vermocht, daß eine genaue Teilung der Pflichten Niederer und Schmid auseinander hält, und namentlich, seitdem Rosette Kasthofer aus Grandson das Tochterhaus in ihren jüngferlich festen Händen hält, während Niederer — der auch nicht mehr im Schloß wohnt — nur noch seine Pflichtstunden gibt und die schriftstellerischen Tagesbedürfnisse der Anstalt besorgt, ist die tägliche Verärgerung beseitigt. So kommt der letzte September des Jahres 1809, an dem es vierzig Jahre her ist, daß Heinrich Pestalozzi

ſich mit Anna Schultheß aus dem Pflug in der Dorfkirche zu Gebistorf trauen ließ, recht in die Zeit für ein Freudenfeſt: Nun haben wir es doch einmal beide nach unſerem Herzen, ſagt er neckend zu ihr, die faſt bräutlich geſchmückt im Lehnſtuhl auf ihn wartet, wird aber gleich wieder ernſt vor ihrem würdigen Geſicht: Unſer Haus iſt wohlbeſtellt unter einem großen Dach, wie ich dir den Neuhof bauen wollte, und mir iſt ſein Glanz keine Unruhe mehr, weil ich der Lebensſtröme ſicher bin, die daraus fließen!

Als ſie dann miteinander in den geſchmückten Saal treten und in das fröhliche Bienengeſumm die Stille ihrer Gegenwart bringen, als Niederer ſeine Feſtrede aus der Brunnentiefe ſeiner gewaltigen Begeiſterung holt und ihnen Kränze von innigen Worten auf die weißen Häupter legt, indeſſen ſie Hand in Hand wie zwei Kinder im Augenblick hundertfacher Liebe daſitzen: ſind alle Wechſel, die der Lehrling Tſchiffelis an die Kaufmannstochter im Pflug ſandte, ſo über alle damalige Geltung eingelöſt wie im Märchen, wo auch die gehäuften Nöte auf einmal von dem vorbeſtimmten Glück abfallen. Nur ganz den feierlichen Ernſt der Stunde zu ertragen vermag Heinrich Peſtalozzi noch immer nicht; es iſt auch hier ein wenig bei den hohen Worten, als ob er wieder nach dem Examen vor den andern Schülern das Vaterunſer ſprechen ſolle: ſo lächert es ihn durch ſeine Glückstränen. Kaum ſind die Ströme der Feier über ihn hingefloſſen, und die Frühlingsblumen dieſer Herbſtfröhlichkeit wollen in einem Tanz der Kinder aufblühen, da muß er ihnen zeigen, wie es damals zuging, als er noch der ſchwarze Peſtaluz aus dem Roten Gatter

und Anna Schultheß die ſcheu verehrte Muſe der jungen Patrioten aus der Gerwe war: und übermütig, wie er es damals nicht vermocht hätte, ſchreitet Heinrich Peſtalozzi, der Armennarr auf Neuhof, die Peſtilenz des Birrfeldes, der Waiſenvater in Stans und der Prophet der Menſchenbildung in Burgdorf und Ifferten, mit ſeiner ſchlohweißen Gattin zu einer alten Weiſe den erſten Tanz.

92

Wenn die Deutſchen nach Ifferten kommen, meiſt über Baſel und Bern oder auch über Zürich, geſchieht es ihnen leicht, daß ſie mit ihrer Begeiſterung für Heinrich Peſtalozzi an dieſen Orten als närriſche Wallfahrer aufgenommen werden, weil man da eine andere Anſicht von dem unruhigen Projektenmacher hat, ſo daß ſie kleinlauter in das viertürmige Schloß eintreten und dann nicht ſelten durch die unordentliche Erſcheinung ihres Propheten abgeſchreckt werden, als ob die achſelzuckende Mißachtung des Mannes in ſeiner Heimat am Ende doch das Klügere ſei. Sie haben erwartet — weil ſie als Deutſche blindlings ans Gute glauben —, daß ſein Vaterland wie eine ſtolze Familie zu ihm ſtände, und finden ihn eher als verlorenen Sohn darin, zu dem ſich nur die Tapferen ohne Vorbehalt bekennen. Je höher der Lichtſchein ſeines Ruhmes draußen ſteigt, um ſo ängſtlicher wird die Vorſicht, als Schweizer für ſeinesgleichen gehalten zu werden, als ob etwa die geſicherte Kultur Helvetiens noch ſeiner ſeltſamen Bildungsverſuche bedürfe.

In Basel und Zürich sind es die Humanisten, die seine Abckünste bespötteln, und in Bern die Aristokraten, die seine Anstalt als staats- und kirchengefährlich hassen, besonders seitdem er in dem abtrünnigen Waadtland haust. Und gerade während der Zeit, da in Preußen Humboldt, Stein und Fichte seine Grundmittel der Menschenbildung mit heiliger Überzeugung ergreifen, muß Heinrich Pestalozzi sich in der Heimat gegen böswillige Angriffe wehren. Um ihrer mit einemmal Herr zu werden, stellt er der schweizerischen Tagsatzung in Freiburg das Ansinnen, seine Anstalt von Landes wegen zu prüfen, ob die Methode nicht auch in der Schweiz, wie in Preußen, zum Vorteil des Vaterlandes allgemein eingeführt werden könne! Auch hat der Eifer Niederers vermocht, daß eine schweizerische Gesellschaft der Erziehung gegründet wird, die wie vormals die Helvetische Gesellschaft in Schinznach so jährlich zum Sommer in Lenzburg tagen soll; und bevor noch die Dreimänner der Tagsatzung zur Prüfung der Methode nach Ifferten kommen, hält Heinrich Pestalozzi als Präsident der Gesellschaft eine Rede über seine Idee der Menschenbildung, mit der er noch einmal als ein Demosthenes seines Landes auf den Markt tritt: aber die ihn anhören, sind einige vierzig, für seine Sache schon vorher bemühte Leute, nicht die neunzehn Kantonsregierungen des Schweizervolks, das in seinen Blättern manchen Spott lesen kann, ob eine solche Sache wohl berechtigt sei, ernsthafte und gelehrte Leute zu bemühen? Und als die nächste Tagsatzung den Bericht der Dreimänner bekannt gibt, ist es eine hämische Aufzeichnung der Mängel, die sie in der Anstalt ge-

funden haben, ſo daß nun Niederer wieder mit einer Flugſchrift auf dem Wall erſcheint und den Gegnern der Anſtalt mit Heroldsworten den Fehdehandſchuh hinwirft.

Bevor darauf die Angreifer aus allen Kantonen mit den entrollten Bannern der überkommenen Weltordnung anrücken, das Neſt des Aufruhrs in Iffertten auszuheben, bricht es innen auseinander. Einem Dämon der Zwietracht gelingt es, die verhaltene Feindſchaft Schmids und Niederers in das innerſte Glas ihrer Männlichkeit zu gießen, wo ſie ziſchend auseinanderfahren muß. Seit einiger Zeit iſt eine Lehrerin namens Luiſe Segeſſer in der Anſtalt, ein ſchönes und herzlich verankertes Mädchen aus Luzern, um das ſich beide mit der Leidenſchaft ihrer fanatiſchen Seelen bemühen. Schmid, der gegen den rotköpfigen und ſchwächlichen Niederer ein ſtarkes Mannsbild von unverkennbarem Tirolertum iſt, glaubt ſich ſchon als Katholik im Vorteil gegen den pfarrerlichen Proteſtanten, da die Segeſſer ſelber aus einem katholiſchen Hauſe kommt. Sie würde es bei ihrer Familie mit ihm ebenſo leicht haben wie mit Niederer ſchwer, aber nach dem Inſtinkt ſolcher Frauen wählt ſie das Schwere. Schmid iſt immer noch erſt ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, ihm werden durch ihre Wahl ſtolze Bäume aus der Wurzel geriſſen; er war bis auf dieſe Zeit der Liebling des Meiſters und die ſichtbare Stütze der Anſtalt, ſelbſt der hämiſche Bericht der Dreimänner hat ſeine Leiſtungen ausnehmen müſſen: jetzt iſt ihm alles unwert, weil ein Mädchen ſich gegen ihn entſchieden hat. Es fängt an, in ſeiner Galle zu wühlen,

und nun ist es nicht mehr seine Feindschaft mit Niederer allein, nun hat ihn der Geist der Anstalt verraten, wo jeder — so scheint es ihm — vom kleinsten Zögling bis zum ältesten Lehrer das tut, was seiner Neigung bequem ist, und wo Heinrich Pestalozzi nur als Strohpuppe gehalten wird, mit der sie abwechselnd ihr Ränkespiel treiben. Er vermag nicht mehr in der Gemeinschaft zu bleiben, deren fester Stundenschlag er mehr als jeder andere gewesen ist; eines Tages steht er tief vergrollt vor dem Meister und sagt ihm, daß er für immer fortgehen müsse!

Es ist ein Frühlingsabend, und Heinrich Pestalozzi, dem das Alter den Rücken müde gemacht hat, liegt nach seiner Gewohnheit in den Kleidern auf dem Bett und diktiert, als er zu ihm tritt. Er kennt den Herzenslauf des Jünglings seit langem, und die Schadenfreude hat ihm zugetragen, an welches Ende es nun damit gekommen ist: Du nimmst meinem Dach den Firstbalken weg, sagt er zu ihm, als sie allein sind: und es ist kein anderer da, der ihn mir wieder aufrichtet; aber wenn dir alles im Blut verleidet ist, will ich dich nicht mit dem Wasser meiner Worte halten! Er greift ihm nach den Händen, und einen Augenblick ist es, als ob der andere ihm seinen Kopf an die Brust werfen und in Tränen aufgehen möchte; aber der Trotz hält ihn verschlossen gegen solche Weichheit, daß er die Hände zurücknimmt und bald mit hohen Schultern das Gemach verläßt.

Der Wind hat die Tür hinter ihm wieder aufgedrückt, daß sie leidmütig in den Angeln knarrt. Hein-

rich Peſtalozzi ruft nach Anna; ſie ſcheint nach ihrer Gewohnheit hinuntergegangen zu ſein in den Garten, wo die Vögel das junge Laub anſchreien, daß ihm ein einziges Geſchrill davon durchs offene Fenſter kommt. Um nicht allein zu ſein mit der Entſcheidung, die unſichtbar in der Kammer auf ihn wartet, tappt er hinunter, ſie zu ſuchen. Es iſt die Stunde, da die Knaben unten am See unter den Bäumen ſpielen, und darum eine Stille auf den Gängen und Treppen, die ihn faſt ängſtlich macht. Bin ich auf einmal allein in der Welt? denkt er; als er aufatmend unten Schritte hört und, raſch über die Galerie gebeugt, Muralt mit einem Brief in der Hand quer durch den Hof zur Treppe gehen ſieht. Den ſchickt mir der Himmel, hofft er und wartet ſtill, während der andere auf ſeine ſchlanke Art heraufkommt; aber als er ihm ſeine Sache klagen und ihm ſagen will, daß er der einzige ſei, Schmid umzuſtimmen, wehrt Muralt gleich ſchmerzlich ab und reicht ihm ſeinen Brief. Es iſt ſeine Berufung nach Petersburg, die ſchon ſeit Monaten ſchwebt: So wollt ihr mich alle verlaſſen wie die Ratten das ſinkende Schiff, ſchreit er im Zorn und will ihm das Papier an die Bruſt werfen. Aber es fliegt übers Geländer und tanzt im Zickzack in den Hof nieder, wo es wie eine Anklage ſeiner Heftigkeit liegenbleibt, bis Muralt nach einer Pauſe hinuntergeht und es aufhebt. Er kommt nicht zurück, ſchreitet mit geſenktem Geſicht aus dem Hof hinaus, ſo daß Heinrich Peſtalozzi wieder allein in dem leeren Gemäuer bleibt: ein Bettler im eigenen Haus, wie er bitter vor ſich hindenkt, bevor er zurück in ſeine Kammer geht, wo die

Vögel noch immer das junge Laub anſchreien. Aber die Sonne iſt fort, und aus den Ecken wachſen die grauen Geſpinſte, den letzten Tag zu verzehren.

93

Meine Anſtalt iſt ein Uhrwerk, klagt Heinrich Peſtalozzi, als Schmid und Muralt nicht mehr in Ifferten ſind, davon mir irgendwer den Stundenzeiger und das Schlagwerk fortgenommen hat: nun ſchnurren die Räder weiter, und der Minutenzeiger läuft unaufhörlich im Kreis herum, aber niemand weiß die Stunde! Um ſo eifriger iſt Niederer; er hat nun endlich freie Hand, die Gewichte nach ſeiner Neigung aufzuziehen, und macht aus der Stunde ſiebzig Minuten, die Anſtalt und die Methode vor den Angreifern zu retten.

Bisher haben die Gegner ihren Zorn nur in den Kantonsblättern auslaſſen können; der Ariſtokratenprofeſſor von Haller in Bern macht ihnen endlich im Ausland auf eine Weiſe Luft, die auch die Anſpruchsvolleren befriedigt. Unter dem ſchützenden Mantel der Gelehrſamkeit — darin ſeit je die Bosheit ihren geliebten Schlupf hat — tritt er in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" auf, um dem harmloſen Deutſchland die Augen über die gefährliche Revolutionsſchule in Ifferten zu öffnen. Da kann der Haß gegen den Unruheſtifter einmal dick ausfließen, und fleißige Schaufelräder bemühen ſich allerorten, ihn ins Land zu leiten. Niederer, für den nun endlich die Methode aus dem Staub der Schulklaſſen in das Feuer der geiſtigen Prüfung kommt, ſchlägt mit dem

Schwert ſeines Eifergeiſtes in den Brei, bis er ſelber in einem Berg von Schaum daſteht. Aber ſchon meldet ſich von Zürich der Humanismus, der ſeit Agis' Zeiten noch eine Abrechnung mit dem vorlauten Patrioten aus der Gerwe hat: in der vielgeleſenen Züricher Freitagszeitung ſtellt der Chorherr Bremi drei Dutzend Zeitungsfragen, die ſich mit gewandter Bosheit gegen den raſſelnden Niederer richten, aber Heinrich Peſtalozzi dem gebildeten Geſchmack preisgeben. Er will nun ſelber antworten, aber weder die Zeitung in Zürich noch die in Bern nimmt ſeine Einſendungen auf, ſo daß doch wieder Niederer das Wort nimmt, diesmal in einem zweibändigen Werk, das den Streit in den Untiefen der Dialektik entſcheidet.

Die Aufregungen dieſer papierenen Kämpfe machen aus dem Zähringer Schloß in Ifferten mehr eine belagerte Feſtung als eine Schule. Manchmal genug muß Heinrich Peſtalozzi an ſeine Kattunfabrik und die Zurzacher Meſſe denken, wenn er zuſieht, wie ſich bei Niederer die Pläne jagen, wie im Handumdrehen ein Verlagsgeſchäft, eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung im Schloß eingerichtet werden, um beſſer für dieſe Händel gerüſtet zu ſein; doch liegt er nun faſt immer an ſeinem Rückgrat in Schmerzen auf dem Bett und läßt es geſchehen, daß ihm der Zielpunkt ſeines Lebens täglich mehr auf die Seite geſchoben wird, als ob er um ſolcher Klopffechterkünſte willen gelebt hätte.

Darüber kommt er durch einen törichten Unfall auch noch faſt ans Sterben: als er eines Tages mit einer Stricknadel im Ohr bohrt, aber nicht recht aus

dem Gehänge ſeiner Gedanken aufwacht, läuft er unverſehens damit gegen den Kachelofen, ſo unglücklich, daß ihn die Nadel durch das innere Ohr in den Kopf hineinſticht. Trotzdem es ihm weh tut, ſcherzt er ſelber noch über ſein täppiſches Ungeſchick, bis die Schmerzen nach einigen Tagen heftiger werden, Fieber dazukommt und ihm wie den andern die Gefährlichkeit ankündigt. Krüſi begleitet ihn nach Lauſanne, aber da laſſen ihn die Ärzte nicht mehr fort, weil nun ſchon das Fieber mit den Schmerzen um ſein Bewußtſein kämpft und der Tod an ſeine Bettſtelle treten will. Vier Monate ſeines Lebens koſtet ihn die falſche Anwendung dieſer Stricknadel, und manche Woche irrt ſein Geiſt in Delirien hin, darin die Kämpfe der letzten Zeit in den Spuk früher Kinderträume tauchen, wo die Feinde mit greulichen Geſichtern und langen Meſſern heranſchleichen. Namentlich ein plumpes Tier peinigt ihn lange, das dicht über ſeinen Augen ſchwebt und ihn erdrücken wird, wenn es ſich niederläßt. Als ſeine Sinne heller werden, weil die Sonne durchs Fenſter ſcheint und mütterliche Hände um ſeine Wiege ſind, iſt es der bunte Papiervogel, von dem er geſchrieben hat, daß ihn die Appenzeller Mütter ihren Kindern übers Bett hängten, damit der ſuchende Blick daran den erſten Anhalt aus dem Unbewußten in die Menſchenwelt fände. Endlich an einem Nachmittag erwacht er wieder in ſeine Greiſenwelt, Anna Schultheß lächelt ihn an mit ihrem Faltengeſicht, und der Vogel iſt fort: aber die Erinnerung an ſeine Farben bleibt in ihm, wie wenn er aus dem Paradies geweſen wäre. Und noch einmal wird Heinrich Peſtalozzi überwältigt

von dem tiefen Sinn dieſes Volksgebrauches: Mir löſcht das Bewußtſein meiner alten Tage den Traum bald wieder aus, denkt er und liegt noch immer wie ein Kind in der Wiege lächelnd mit gefalteten Händen da; aber das Kind, das ſich die Welt mit ſeinen Sinnen erſt aufbauen ſoll, ſieht am Eingang den paradieſiſchen Vogel, und es wird immer dieſen Kern von Wohllaut in dem Weltgebäude ſeiner Anſchauung fühlen.

Mitten in dieſe Gedanken hinein muß er ſo herzhaft lachen, daß ſich Anna erſchrocken — das Fieber möchte wiederkommen — zu ihm hinunterbeugt. Es dauert lange, bis er mit den ſchwerfälligen Worten dem blitzſchnellen Lauf ſeiner Gedanken nachkommen kann: Er hat von dem Papiervogel aus an das Bergwerk gedacht, darin die Seele im Verlauf einer Jugend von den Erfahrungen der Sinne begraben wird, und an die unendliche Geduld ſeiner Methode, ſie mit der Ordnung einer wirklichen Weltanſchauung wieder ans Licht zu bringen; auf einmal iſt aber noch Niederer dageweſen mit dem Papierberg ſeiner Wiſſenſchaft: Weißt du noch, kichert er und malt ihr mit dem Finger einen Vogel auf die Hand, wie mich der Henning aus Preußen neulich nach der Stelle in meiner Lenzburger Rede fragte, aus der Niederer ein gedrucktes Buch gemacht hat? Es wäre mir auch zu tiefſinnig, was ich da gedacht hätte, ſagte ich: er müſſe Niederer fragen!

Als aber Anna ſchon wieder in Ifferten iſt und er noch immer geſchwächt von ſeiner Krankheit daliegt, bleibt der mühſame Weg von dem Appenzeller Vogel bis zur Wortpoſaune der Lenzburger Rede der

Strich, an dem er den Gang seiner Absichten auf der Bettdecke abtasten kann: Es geht schon arg über den Rand damit, sagt er kopfschüttelnd, und macht sich fast ein Spiel daraus, wie alles andere danach, der Professor Haller in den „Gelehrten Anzeigen" und der Chorherr Bremi mit den drei Dutzend Zeitungsfragen samt den Niedererschen Antwortschriften auf den Boden purzelt, wo sie das Turnier in ihrer eigenen Welt, nicht in der seinen, abmachen.

Endlich nach fast vier Monaten kann ihn Anna im Wagen wiederholen; er möchte — wie er wehmütig scherzt — den Umweg über Ifferten gar nicht mehr machen, da es über Burgdorf näher nach dem Birrfeld wäre. Und bei Cossonay muß ihn der Kutscher ein Stück gegen den Berg hinauffahren, damit er ihr die Stelle seiner Rettung unter den Pferden zeigen kann. Es ist seit Januar Anfang Mai geworden, und die sonnige Luft hat ihn heiter gemacht; aber wie sie nachher durch das Sumpftal der Orbe hinunterfahren, fängt er bitterlich an zu weinen. Er hat an das Glück der Ruhe damals gedacht, und wie anders dies jetzt ist, in das er hineinfährt: Wo ist mein Jungbrunnen geblieben? klagt er unaufhörlich, so daß Anna, die nicht an den Boden seiner Trauer gelangen kann, schon bitter zweifelt, ob die Nadel seinem Kopf nicht doch geschadet habe.

94

In denselben Maitagen, da Heinrich Pestalozzi so weichen Herzens von der überstandenen Krankheit nach Ifferten zurückfährt, reist Bonaparte seinem

Heer nach, den Feldzug gegen Rußland zu wagen. Noch einmal verſammelt er in Dresden die deutſchen Könige und Fürſten als ſeine Vaſallen um ſich, bevor er dem Winter in den ruſſiſchen Steppen entgegenzieht. Das Gepränge ſeines Ausmarſches, den auch Tauſende von Schweizerſöhnen mitmarſchieren, iſt kaum in der Einöde verklungen, und eben legt der erſte Winterſchnee dem Jurarücken ſeine Schutzdecke auf, als der Brand von Moskau ſein blutiges Nordlicht leuchten läßt. Noch ſind es wenige, die den Schein zu deuten wagen; aber bald fliegen die Gerüchte an den Landſtraßen hin, daß der Weltherrſcher in einem Schlitten allein durch Deutſchland zurückgeflohen ſei, indeſſen die Leichenſaat der großen Armee in Rußland geblieben wäre. Während ſich eine dumpfe Erwartung über die Menſchen legt, fängt bei den preußiſchen Lehrern, die noch in Iſſerten ſind, die Unruhe an zu brennen; kaum fallen die erſten Eiszapfen von den Dachrändern, als ſie dem Befreiungskrieg ihres Vaterlandes zufliegen.

Wenn der Krieg auch fürs erſte der Schweiz fernbleibt, bekommt ihn die Anſtalt doch zu ſpüren; ſchon mit den preußiſchen Lehrern ſind Zöglinge heimgereiſt, und auch ſonſt holen beſorgte Eltern ihre Kinder. Mit dem Frühjahr ſchmelzen die Einnahmen bedenklich hin, während die Ausgaben, von den Niedererſchen Ideen gedüngt, üppig ins Kraut ſchießen. Es geht ſchon wieder wie mit der Fabrik im Neuhof, Heinrich Peſtalozzi in ſeiner Bedrängnis ſtopft die kleinen Löcher aus einem großen Loch, und noch einmal muß Anna Schultheß aus ihrem Ererbten ſechstauſend Franken hergeben, den Bankrott abzu-

wehren. Sie ist fünfundsiebzigjährig, als sie den Pakt unterzeichnet, und ihr Enkel steht schon als Jüngling dabei; ihm den Rest des Vermögens zu sichern, wird ein Vertrag gemacht, der sie nun selber auch auf den Altenteil setzt, so daß sie beide nichts mehr besitzen, als daß sie — wie die Lehrer auch — ihre Unterkunft in der Anstalt haben. Jetzt kann ich nicht mehr das Senkblei deiner Stürme sein, sagt sie zu ihm, jetzt bin ich leicht wie du!

Während er so das Schneckenhaus seiner Gründung mühsam weiterschleppt, ist die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, und wie Bonaparte früher die Völkerscharen Europas gegen seine Feinde geführt hat, so drängen sie nun gegen ihn. Ehe die Schweiz sich dessen versieht, steht die Hauptarmee der Verbündeten in Basel, bereit, nach Frankreich einzudringen; die Tagsatzung beschließt eine vorsichtige Neutralität, aber nun gibt es zwischen Für und Wider keine Möglichkeit mehr, und hundertdreißigtausend Österreicher rücken ungefragt ins Schweizerland, den Heerweg zwischen Jura und den Alpen nach Genf zu nehmen. Ifferten liegt mitten in der Bahn, und als schon Tausende durchgerückt sind, reitet eines Tages ein Offizier mit dem Befehl in die Stadt, das Schloß für ein Lazarett zu räumen! Kommt mir alles wieder? denkt Heinrich Pestalozzi; aber nun ist er nicht mehr der hilflose Waisenvater in Stans, und als die Stadt zwei Abgeordnete nach Basel ins Hauptquartier schickt, das Übel noch abzuwenden, schließt er sich trotz seiner neunundsechzig Jahre den beiden an.

Die modischen Stadtherren sind nicht erfreut, als

ihnen der ungekämmte Sonderling auch noch in den Wagen gepackt wird, und wo sie Rast machen unterwegs, verleugnen sie ihn vorsichtig, um nicht für seinesgleichen zu gelten. Aber als sie nach Basel kommen, wo es von Federbüschen und goldbestickten Uniformen wimmelt und auf den Straßen die Karossen der Fürstlichkeiten drängen, sind die Türen der Heeresämter nicht so offen wie unterwegs die Gasthöfe; der Weltkrieg hat keine Zeit für die Wünsche kleiner Landstädte, und selbst die Abgeordneten der Tagsatzung zucken mit den Achseln: die Stadtherren von Ifferten müßten ungehört abfahren, wenn ihnen nicht der mißachtete Greis Türen und Ohren aufmachte. Wie sie sich wieder nach ihm umsehen, ist er eine vielbegehrte Berühmtheit, und schon am dritten Tag dürfen sie ihm zur Audienz beim russischen Kaiser folgen.

Der empfängt den runzligen Alten inmitten seiner Würdenträger wie einen Zauberer, und schon sein erstes Wort entledigt die Stadtherren von Ifferten aller Sorgen. Nur wurmt es sie, daß Heinrich Pestalozzi sich nicht sogleich — wie es schicklich wäre — mit ehrfürchtigem Dank zurückzieht, sondern den Herrscher aller Russen wie ihresgleichen ins Gespräch nimmt; obwohl sie nicht hören, was er ihm alles sagt, weil der Kaiser schrittweise vor seiner Lebhaftigkeit zurückweicht, zittern sie um seiner Zudringlichkeit willen, und als er ihn nach einer Viertelstunde bis an die gegenseitige Tür gedrängt hat und immer noch nicht nachgibt, sogar die Hand hebt, um den Kaiser nach seiner Gewohnheit am Knopf zu fassen, möchten sie ihn an den Beinen hinausziehen. Doch

ſcheint der Kaiſer anderer Anſicht zu ſein; ſie wollen es nicht glauben, aber ſie ſehen es mit ihren Augen, wie er den alten Mann, dem im Eifer ſein Strumpf gerutſcht iſt, gerührt in die Arme ſchließt, bevor er ſich wieder zu den Staatsgeſchäften ſeines Gefolges wendet.

Bei der Rückfahrt möchten die beiden ſeinem Alter dienſteifrig zu Hilfe ſein; aber nun ſcheint dem Greis die letzte Vernunft zu entfahren: er fragt ſie ſelber aus ſeinem Traum, ob alles in Ordnung ſei; Heinrich Peſtalozzi ſind in dieſen Baſler Tagen andere Dinge wichtiger geworden als Ifferten und ſeine Anſtalt. Wohl hat er dem Kaiſer der Ruſſen vieles geſagt, wie der Menſch durch einen naturgemäßen Bildungsgang in die Menſchheit eingeführt werden müſſe; aber er fühlt, es müßten Monate, nicht Stunden der Predigt ſein, um ſeiner Botſchaft wirklich ſolch ein Herz zu wecken: Es ſind nicht die Menſchendinge, die den Mächtigen ans Herz gehen, ſagt er zu den Stadtherren, die gar nicht merken, daß er mit ſich ſelber ſpricht, es gilt nicht die Menſchheit und nicht einmal ihr Volk, es iſt nur ihre Macht. Aber dieſe Macht allein kann nichts als Heere unterhalten und Länder mit Krieg überziehen; wenn danach der Friede kommt, iſt ſie wie eine Schelle ohne Klöppel. Ich wüßte einem, der mir folgte, eine Macht in Europa zu gründen, die mächtiger als Bonaparte wäre; und ich ſage euch, wer es am erſten mit mir hält, dem wird die Herrſchaft in Europa zufallen!

Er hat die beiden Stadtherren aus Ifferten nun wirklich an den Rockknöpfen gepackt, und obwohl ſein Menſchengeiſt kühner als jemals auf Abenteuer

in die Zukunft reitet, murmelt er nur Worte, die sie nicht verstehen. Darum sind sie froh, als er endlich schweigt und sie losläßt; denn ob sie noch immer über die Geltung dieses unscheinbaren Greises betroffen sind, ihn in die Arme zu schließen vermöchten sie nicht, trotzdem es ihnen ein Kaiser vormachte.

95

So zufällig der Anlaß dieser Reise nach Basel für Heinrich Pestalozzi gewesen ist, so bedeutend wird ihre Folge. Er fährt den Stadtherren zuliebe über Bern zurück, wo sie einen Tag lang bleiben wollen, noch ohne Ahnung, daß dies gefährlich sein könnte. Schon zwei Tage vor Weihnachten haben die Berner die napoleonische Verfassung abgeschafft und sich wieder nach der ehrwürdigen Ordnung der Väter eingerichtet, die ihnen von neuem die Zwingherrschaft über den Aargau und das Waadtland geben soll. Sie wissen, daß sie beim Fürsten Metternich für solche Gelüste Rückhalt finden und haben schon den österreichischen Obersten Bubna beauftragt, im Durchrücken die verhaßte liberale Regierung in Lausanne einzustecken. So ist jeder Waadtländer in Bern wieder ein Empörer wie zu Davels Zeiten, und als Heinrich Pestalozzi sich in der Frühe nach seinen Ratsherren umsieht, sind sie noch am Abend eilig wieder abgefahren.

Es wird zwar noch nicht mit Musketen geschossen, und er kommt ungefährdet aus den finsteren Trutzgassen der alten Bärenstadt wieder hinaus; aber seine Schweizer Gedanken haben eine böse Erschütterung

erfahren. Nun erſt ſieht er, was dieſer Siegesmarſch der Verbündeten bedeutet: er ſoll der europäiſchen Welt die letzten zwanzig Jahre wie ein Geſchwür ausſchneiden, und dies begreift er ſofort, daß ſeine Menſchenbildung mit zu dem Geſchwür gehört. Zwar wird er auf den Schutz des ruſſiſchen Kaiſers und der preußiſchen Regierung rechnen können, aber ſein Werk wird in einer ſo kurierten Welt keine Lebensluſt mehr haben. Er iſt nun ſelber die Schelle ohne Klöppel, und ſo luſtig er über die vorſichtigen Ratsherren geſpottet hat: nun kommt er wie ſie mit einem Gefühl der Gefahr in Ifferten an. Die erſten Zöglinge, denen er vor dem Ort begegnet — es ſind die goldäugigen Zwillinge eines Pfarrers aus dem Traverſer Tal —, holt er zu ſich in den Wagen und hält ſie feſt, als ob ſchon die Landreiter kämen.

Er findet Anna und die geborene Fröhlich in einer Aufregung, die der ſeinen gewachſen iſt: Niederer, den jedermann noch im Verhältnis mit der Segeſſer glaubte, hat ſich mit Roſette Kaſthofer verlobt, der Heinrich Peſtalozzi im vergangenen November das Tochterhaus als Eigentum abgetreten hat, was den Frauen ſchon damals nicht recht geweſen iſt. Auch ihm kommt die Nachricht unerwartet, aber länger als eine Minute vermag er nichts Ärgerliches daran zu finden: Wir müſſen nun alle zuſammenhalten, ſagt er aus ſeiner andern Welt, und erſt als Anna, die ſchon Wunderdinge aus Baſel gehört hat, ihn verdutzt fragt, ob es vielleicht doch anders geweſen ſei, als das Freudengeſpräch durch Ifferten gehe: berichtet er von ſeiner Audienz, darüber ſie für dieſen Abend doch noch fröhlich miteinander ſind.

Am andern Morgen aber ist der Spuk wieder da, und böser, als er ihn von Bern mitbrachte. So muß Noah zumute gewesen sein, denkt er, als er die Arche baute: und meine vier dicken Türme können nicht schwimmen, auch ist es gar die Zwingburg des Zähringers selber, darin ich sitze! Ich muß mein Testament schreiben, sagt er zu Anna, aber sie merkt bald, daß es nicht ihrem Enkel Gottlieb gilt: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" steht oben darüber, und wenn er jemals Worte für seine innere Beredsamkeit fand, so gelingt es ihm diesmal. Er hat in Bern und schon in Basel sagen hören, daß es die alte Kultur herzustellen gelte: aber nun leuchtet er die gerühmte Zeit der Väter mit dem Lichtschein der Menschlichkeit ab und zeigt, daß ihre hitzigen Preiser nur den äußeren Glanz des gesellschaftlichen Lebens meinen. Kultur aber ist nur da — dies setzt er scharf ins Licht —, wo das Gewissen des einzelnen sich zur sittlichen Persönlichkeit durchfindet und wo die Gesellschaft zur Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten wird. Darum kann Kultur nicht durch eine Veränderung der äußeren Zustände herbeigeführt werden, ihr Boden ist allein der Mensch: Laßt uns Menschen werden, damit wir Bürger, damit wir Staaten werden können!

Es schwinden ihm Wochen und Monate über dieser Schrift, und die Täglichkeit, so peinlich und verworren sie ihn bedrängt, wird eine ferne Unwirklichkeit. Mancherlei Freunde wollen der bankrotten Anstalt mit Neuerungen in der Verwaltung aufhelfen, und Anna kommt von einer Reise nach Zürich

nicht zurück, weil sie der Besserung nicht im Wege stehen will; Niederer heiratet die Kasthofer und geht für Monate mit ihr auf die Hochzeitsreise; es wird abgerüstet, das ist das einzige, was er davon wahrnimmt, und das treibt ihn wieder in die Gedanken seiner Schrift zurück. Es geht an den Grund seiner ganzen Lebensarbeit, es geht an die Wurzeln der europäischen Menschheit, da ist das zufällige Schicksal seiner Anstalt nichts mehr als die verspritzte Welle eines rauschenden Stromes. Als die siegreichen Mächte auf dem Wiener Kongreß das Schicksal Europas bestimmen wollen, ist der Freiherr vom Stein der erste, dem er die Schrift übersendet; ganz ahnungslos, daß der als Triebfeder der deutschen Befreiung schon wieder ausgeschaltet ist, weil es nur noch die gierige Verteilung der Länderbeute gilt.

Es ist zum letztenmal, daß der Menschengeist in Heinrich Pestalozzi auf ein europäisches Abenteuer reitet: seine Seele sitzt unterdessen in den Nöten seiner Anstalt zu Ifferten und wartet, wer ihr daraus zum Frieden helfe. Die Reise nach Basel hat nicht das benachbarte Grandson von den Lazaretten frei halten können; von dort aus verbreitet sich das Nervenfieber der österreichischen Soldaten doch nach Ifferten, und als der Herbstwind die gelben Blätter auf den Weg zu treiben beginnt, trifft es die geborene Fröhlich. Im siebenundvierzigsten Jahr ihres schaffnerischen Lebens legt ihr der Tod die Hände ineinander, die seit dreizehn Jahren das Hauswesen der Anstalt gehalten haben. Als sie den Sarg hinausbringen, trägt Heinrich Pestalozzi keine Hoffnung mehr hinterher: Anna ist von Zürich auf den Neuhof

gegangen; er möchte vom Kirchhof zu ihr laufen, ſtatt in das verwahrloſte Schloß zurückzugehen, wo fremde Hände ſein Geld und ſeine Worte ausgeben.

In dieſer Zeit nimmt Niederer ſein Herz in die Hand, er hat ſchon auf der Hochzeitsreiſe ſeinen Gegner Schmid in Bregenz beſucht, den alten Groll auszulöſchen; nun ſetzt er viele Briefe daran, dem Trotzigen die Rückkehr abzubitten, weil er allein mit dem Ruf ſeiner Lehr- und Regierfähigkeit die Anſtalt retten könne. Und während die eiferſüchtig ſtreitenden Mächte auf dem Wiener Kongreß wie eine geſtörte Spatzenſchar auffliegen, weil Bonaparte noch einmal das Glück der Weltgeſchichte verſucht, kommen kurz nacheinander zwei Wagen nach Ifferten gefahren, die Heinrich Peſtalozzi ſeine ſiebenundſiebzigjährige Frau Anna mit der hart und grau gewordenen Liſabeth und den Tiroler Schmid wiederbringen. Beide werden auch von den andern jubelnd begrüßt, und Pfingſten iſt noch nicht im Land, da zeigen Stundenzeiger und Glockenſchlag wieder den feſten Gang des Uhrwerks an. Das Geld regnet nicht noch einmal zum Dach herein, aber es fliegt auch nicht mehr hinaus, weil eiſerne Sorgfalt es behütet.

Heinrich Peſtalozzi hat ſchon nicht mehr gedacht, noch einmal ſorgenlos unter den hohen Seebäumen ſpazieren zu können: aber ſoſehr er die Erlöſung aus den täglichen Nöten fühlt, die Landſchaft iſt taub für ihn geworden, und es kann ihm begegnen, wenn er Anna zuliebe vor dem Gelärm der Zöglinge beiſeitegeht, daß er ſich ſelber erleichtert fühlt, das Gewühl ihrer Stimmen nicht mehr zu hören: er hat Sehnſucht nach der harten Stille des Birrfeldes,

die Anſtalt iſt ihm verleidet, er möchte ſein Waiſenhaus haben. Mit all ſeinem Ruhm — ſogar den Wladimirorden hat ihm der ruſſiſche Kaiſer geſandt —, mit dem fremden Zulauf in ſeine Anſtalt kommt er ſich vor wie ein Wagen, der mit den Achſen nach oben auf der Wieſe ſteht und ſeine ſchnurrenden Räder nur noch als Spielzeug der Kinder hat: Solange ich nicht mit einem Armenkinderhaus gezeigt habe, wie der Armut aus ſich ſelber geholfen werden kann, hat die Methode nur der Schule, nicht dem Leben gedient, und mein Werk iſt nur halb getan! ſagt er zu Schmid. Aber der ſchüttelt eiſern den Kopf: Ehe er nicht ohne Verſchuldung auf den Neuhof zurück könne, ließe er ihn nicht fort! Er brauche vielleicht nicht länger als ein Jahr, aber das müſſe er aushalten!

Wenn Heinrich Peſtalozzi über ſolche Worte bei Anna klagt, obwohl er ſich der Liebe darin freut, legt ſie wohl ſeufzend ihr Buch aus der Hand und ſieht ihn über die Brille wie ein Meerwunder an, daß er noch mit grauen Haaren ſolch ein Kind ſeiner Unraſt ſei. Sie lieſt nun ziemlich den ganzen Tag und ſpricht von den Dingen und Geſtalten ihrer Bücher, als ob ſie die Wirklichkeit wären. Von ihrer letzten Anweſenheit im Neuhof hat ſie das Nibelungenlied mitgebracht, wie es der Stadttrompetersſohn und Patriot Müller aus der Gerwe zum erſtenmal in Druck gab; daraus iſt es gekommen, daß ſie Schmid den ingrimmigen, aber treuen Hagen von Tronje nennt.

Er mag das grauſam heidniſche Buch nicht, wie er es nennt, und er ſchmollt oft in einem Greiſenzank, wenn ſie ſchon wieder über Kriemhildens Klage

weint; aber es tut ihm wohl wie alter Wein, daß ſie ſo geruhſam am Fenſter ſitzt und zum wenigſten ſein Werk in Ifferten nun als geſichert anſieht. Wenn ihn ſelber die Unruhe quält, ſchlüpft er gern für einige Minuten in das Behagen ihres beruhigten Alters ein: er weiß, daß ſie einen gepreßten Klatſchmohn im Buch liegen hat, den ſie im Sommer aus dem Schloßgarten anbrachte, und das verblaßte Rot davon braucht nur aus den Blättern zu leuchten, ſo möchte er ſchnurren wie ein Kater in der Ofenwärme.

So glüht ihnen das Jahr ſtill zu Ende, das unerwartet das letzte ihres Lebens iſt. Anfangs Dezember wird ſie von heftigen Bruſtſchmerzen überfallen, die ſich nach einer fiebrigen Nacht in Schlafſucht löſen. Am dritten Nachmittag wacht ſie auf und ſtreicht ihr dünnes Haar zurecht wie ein Mädchen, das ſich verſchlafen hat: Siegfried hat wie Chriſtus keinen Sohn gehabt, ſagt ſie aus ihrem Traum und muß noch lächelnd weinen, weil ſie an ihren Jakob denkt. Als ſie dann kopfſchüttelnd über ihre Verwirrung aufgeſtanden iſt und auf dem Sofa ſitzt, hebt ſie die beiden Hände vor die Bruſt und ſieht ihn aus einer tiefen Verwunderung an: Wie ſeltſam iſt dies, Peſtalozzi, in Schlaf zu fallen und wieder zu erwachen! Er hört nicht recht darauf, weil er ihr die Schuhe holen will; auch fällt ihm ein, daß nun bald wieder Weihnachten und Neujahr iſt, wo er in der Kapelle ſein Haus anſprechen muß, und wie er diesmal eher ein Brot, aus Gottes Korn gebacken, mitbringen könne als einen Sarg! Weil ſolche Einfälle in ihm ihr eigenwilliges Leben haben, iſt er gleich eifrig dabei, Gedanken daranzuſchnüren, indeſſen ſie

— nicht anders glaubt er — die Hände ſinken läßt, noch einmal in ihren Schlaf zu fallen. Aber wie es darüber dunkel in der Stube wird und er die Meſſinglampe holt, die auch den Weg vom Neuhof hierhergefunden hat, ſieht er, daß ſie zu dreien im Zimmer geweſen ſind, von denen zwei ihm unbemerkt weggingen.

96

Als Anna Schultheß begraben wird, die für Heinrich Peſtalozzi durch achtundvierzig Jahre das Senkblei ſeiner Stürme geweſen iſt, gibt es eine Trauerfeier für Ifferten, als ob wirklich die Schloßherrin geſtorben wäre. Eilfertige Liebe hat bei der Regierung in Lauſanne bewirkt, daß ihr Sarg im Schloßgarten beigeſetzt werden darf, unter zwei alten Nußbäumen, die ſie gern hatte; und für Heinrich Peſtalozzi iſt ſchon der Platz daneben bereit. Irgendwer heftet ihm den Wladimirorden an den Rock, und auch ſonſt iſt ſo viel Sorgfalt um die feierliche Stimmung des Tages bemüht, daß er ſich als die willenloſe Hauptfigur dieſer Handlung umhergeſchoben fühlt und erlöſt iſt, endlich aus dem Schwall von Glockengeläut und feierlichen Mienen in ſeine Stube zu können. Er hat noch immer für das Frühjahr heimliche Pläne mit dem Neuhof gehabt, und es ſollte eine gemeinſame Heimkehr aus der welſchen Fremde ſein. Nun hat er keine Heimat mehr; denn Anna liegt hier in der fremden Erde und wartet auf ihn. Ob ſeine ruheloſen Gedanken auf den Wegen der Vergangenheit mit Vorwürfen und Klagen ſei-

ner Unbeſtändigkeit nach ihr ſuchen, dieſe Qual ſteht unbeweglich in ihm: Nun bin ich ſchiffbrüchig, klagt er, und niemand kann mir wieder ans Land zurückhelfen!

So erlebt er ſeinen ſiebzigſten Geburtstag einſam und düſter, und auch die Zuſtände in der Anſtalt ſind nicht mehr ſo, daß ſie ihn aufheitern könnten. Als ob er nur den Tod der Hausmutter abgewartet hätte, iſt der Lehrerſtreit heftiger als je ausgebrochen; die Kränze liegen noch auf ihrem Grabhügel, da ſind die Hände, die ſie banden, ſchon wieder in Feindſchaft geballt. Sie haben den Tiroler gerufen, daß er Ordnung in die Verwahrloſung brächte; nun er Unmenſchliches leiſtet, die Anſtalt zu retten, nehmen ſie Anſtoß an ſeinen Mitteln: Obwohl nur noch achtundſiebzig Zöglinge da waren, als er kam, lebten einundzwanzig Lehrer von den Einnahmen; er kündigte den entbehrlichen und kürzte das Gehalt der andern, er ſorgte für einen Stundenplan, der die Lehrkräfte ausnützte, und ſah unbeugſam darauf, daß er eingehalten wurde; er richtete eine Buchführung ein, darin kein Rappen ſeitwärts ging, und räumte mit den Niedererſchen Verlagsgeſchäften, der Buchhandlung und Druckerei auf. Auch kann ihm niemand nachſagen, daß er den eigenen Vorteil ſuche, weil er am erſten Tag ſeine mühſamen Erſparniſſe ohne Schein und Zins in das Loch der Verſchuldung hineingeworfen hat. So iſt er in Wahrheit der unabänderliche Stundenſchlag, der alles bedrängt, was faul und ſorglos iſt.

Der, den es am ärgſten trifft, iſt Niederer; er war die rechte Hand und ſoll nun gehorchen, wo die linke

kommandiert. Mehr als je hält er ſich für den Herold der Methode und verachtet den unwiſſenden Rechenmeiſter: ſo wird er die Brandſtelle für die Verſtimmung der andern. Verbittert durch den Undank und daß ſie ihm mit ihrem Streit dieſe Zeit entweihen, ſtellt ſich Heinrich Peſtalozzi ſelber vor ihren Groll, Schmid zu ſchützen, um zu erfahren, daß ſich ſeit den Tagen Steinbrüchels nichts für ihn geändert hat: kein Lehrer damals hat ihm ſeine Mängel grauſamer vorgehalten, als es nun die eigenen Gehilfen tun, und namentlich Niederer führt eine Sprache, als ob er nur das verunreinigte Gefäß von Ideen wäre, die in ſeinem Feuer viel reiner und mächtiger brennten. Ach, daß ich einmal gerade und einfach meine Straße gehen könnte, klagt Heinrich Peſtalozzi, ſtatt immer auf die Folter meiner Unfähigkeit geſpannt zu ſein!

Darüber wird es Pfingſten, und die Konfirmanden der Anſtalt ſollen durch Niederer in die Chriſtengemeinſchaft aufgenommen werden; um der beſonderen Feierlichkeit willen ſind auch viele Einwohner in der Schloßkapelle, als er die Kanzel beſteigt. Vorher haben die Zöglinge eine Kantate aufgeführt, und wie draußen im jungen Grün, iſt in den Herzen drinnen die Stimmung des Feſtes, das ſo ſeltſam dem Geiſt in der Menſchheit gewidmet iſt, dem Heiligen Geiſt, der nach dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis ſogar, gleich dem Vater und Sohn, als göttlich verehrt wird. Das merkwürdige Mädchenwort ſeiner ſterbenden Frau von Siegfried und Chriſtus iſt Heinrich Peſtalozzi noch nicht ſo aufgeblüht wie an dieſem Pfingſtmorgen, wo es ihm wunderlich an die

Schläfen klopft, um wieviel heller und ſiegfriedhafter die Geſtalt Chriſti in dieſer Erſcheinung geworden ſei als in ſeinem ganzen Leben von Bethlehem bis Golgatha. Der Geiſt macht lebendig, ſagt er glückſelig vor ſich hin, indeſſen der Bruſtton Niederers mit wahren Wortſchauern über die Verſammlung regnet. Und merkt erſt, daß etwas geſchieht, als die Worte, die eben noch ſo rauſchend floſſen, gehackt und heiſer in die Stille fallen, die ſich ihnen erſchrocken entgegenſtellt. Und auch dann muß er ſeine verſtörte Seele lange an der Schulter rütteln, daß es Wirklichkeit ſei, wie Niederer ſich auf der Kanzel mit hadernden Worten von ihm losſagt und ihm am Pfingſtfeſt vor der Gemeinde ſein Amt hinwirft.

Der Zorn faßt ihn augenblicklich, und er hört ſeine Löwenſtimme durch den Raum ſchallen, ihm den Frevel zu verweiſen, bevor er die Worte bedenken kann. Der rote Niederer bringt danach ſeine Rede zu Ende und ſpricht auch das Gebet zum Schluß wie ſonſt; es iſt Heinrich Peſtalozzi, als müſſe ein Waſſer einbrechen und ſie alle hinausſchwemmen, die ſtatt einer Pfingſterbauung nur die Häßlichkeit dieſer Zänkerei in der Seele haben. Er ſpricht mit keinem, als ſie hinausgehen, ſenkt ſeine Augen vor den Zöglingen und flüchtet in ſein Zimmer wie ein Gerichteter: Es iſt mein Haus, in dem das geſchah, und es iſt mein Werk, das zu dieſem Ende zielte!

Andern Tags erhält er von Niederer einen Brief; er zittert, daß eine Abbitte des Frevels darin ſein möchte; als er ihn öffnet, iſt es eine Aufrechnung ſeines Stundengeldes. Unter allen Mißlichkeiten ſeiner Lebenserfahrung iſt ihm keine ſo verhaßt wie

die, immer wieder an den Punkt zu kommen, wo die menſchlichen Verhältniſſe mit Franken und Rappen bezahlt werden. Er fürchtet, daß der Streit hierin noch häßlicher auslaufen möchte, ſchickt ihm am ſelben Tag das Geld und zugleich für die geborene Kaſthofer eine Generalquittung, daß er auf alle Anſprüche aus dem Mädchenheim verzichte, ſich aber bereit erkläre, was ſie noch etwa zu fordern habe, als gültig anzunehmen und zu bezahlen. Nur endlich fort in eine reinliche Welt, fleht er, als er die Quittung fortſchickt; und die Gewißheit, zum wenigſten in Geldſachen durch das Ordnungswerk Schmids nicht mehr unfähig zu ſein, gibt dem Abſchied eine grimmige Tröſtung bei.

Unterdeſſen hat der Austritt Niederers deſſen Freundſchaft mitgeriſſen; in den nächſten Tagen kündigen ihm andere Lehrer den Dienſt, ſo daß er zum guten Teil mit Schmid allein in der Anſtalt bleibt, die dadurch in der Wurzel abgeſchnitten wird. Und als er ſich durch dieſe Kündigung doch wieder in das Elend des Streites zurückgeworfen ſieht, den er mit der Quittung aus dem Haus ſenden wollte, kommt ihm das Papier ſelber höhniſch zurück. Niederer und ſeine Gattin erkennen die Quittung nicht an; ſie glauben, ſelber viel höhere Forderungen an ihn zu haben, deren er ſich dadurch mit einer böswilligen Unterſtellung entledigen wolle, und melden den Streit beim Friedensrichter an.

Es iſt ſchon dämmerig, als er dieſe Nachricht erhält in Worten, die ihn als einen Satan von Bosheit und hinterliſtiger Berechnung hinſtellen. Und nun erſt erlebt er, wie die äußere Ruhe dieſer Tage

eine Selbſttäuſchung geweſen iſt, wie das Erlebnis in der Kirche noch gar nicht auf den Grund ſeiner Seele gekommen war: jetzt ſchlägt es den Bodenſatz ſeiner Verbitterung auf, daß er meint, in Verzweiflung und Galle ausfließen zu müſſen. Warum lebe ich noch! jammert er und irrt hinaus in den Abend, um aus der Welt ſeiner Unfähigkeit fortzulaufen. Die Sonne des Frühſommertages hat nicht alle Helligkeit mitnehmen können hinter die Juraberge; nur unter den hohen Bäumen hat der Abend ſeine Schatten eingeſetzt, über dem See und auf den Wieſen an ſeinem Ufer liegt das vergeſſene Licht bis hinauf in den unwirklich hellen Himmel: Es iſt der Dämmerungsſpuk meines übriggebliebenen Daſeins, fühlt er, indem er ſchwer gegen das aufrauſchende Waſſer vor ſeinen Füßen angeht, es will nicht Nacht werden und iſt doch kein Tag mehr!

Als es Mitternacht ſchlägt, findet er ſich in naſſen Kleidern unter den Nußbäumen im Schloßgarten wieder. Sie haben ihr einen gemeißelten Stein aufs Grab geſetzt und auch da ſchon Raum gelaſſen für ſeinen Namen. Ach, daß ich darunterläge, weint ſeine verzweifelte Seele; gleich aber jagt ſein Zorn auf, daß es der Boden ſeiner Feinde ſei, darin er liegen ſoll. Sie haben mir ſchon lebendig den Grabſtein aufgeſetzt, ſchreit etwas in ihm, und als ob alle Feindſchaft dieſer Tage gegen ihn ſtände in dieſem Stein, ſpringt er ihn an und rüttelt an ſeiner Unbeweglichkeit und raſt mit Wahnſinnskräften, bis er ihn wanken fühlt. Und obgleich Orgelſtimmen in ihm aufquellen, ihn zu warnen: er vermag die Raſerei nicht aus den Händen zu bringen, bis der Stein-

klotz sich hintenüberneigt und dumpf ins Erdreich schlägt. Da erst sieht er, daß seine Füße auf dem Grab und den zerstampften Blumen stehen; der Bann weicht von ihm, und mit einem wehen Aufschrei wirft er sich hin.

97

Noch lange danach, wenn Heinrich Pestalozzi an diese Nacht denkt, fürchtet er den Verstand von neuem zu verlieren, so fürchterlich ist seiner Seele der Einbruch sinnloser Wut noch in der Erinnerung. Schmid hat ihn andern Tages nach Bulet auf den Jura gebracht, wo ihn der Bergwind und die Stille in eine starke Kur nehmen. Soviel er kann, kommt Schmid abends die drei Wegstunden zu ihm herauf; er aber mag nichts mehr von Ifferten hören, fast abergläubisch ist seine Furcht, noch einmal in die Hölle der Feindschaft hinunter zu müssen. Ich bin wieder auf dem Gurnigelstein, sagt er bitter, diesmal endgültig, weil mich die Welt nicht brauchen kann!

Aber Schmid hat ein Heilmittel bereit, das ihn aus der Wüste wieder zu den fließenden Brunnen seines Lebens bringt. Schon vor dem schlimmen Pfingstfest ist er nach Stuttgart zu dem Verleger Cotta gefahren, um einer Gesamtausgabe der Schriften willen; er hat auch einen Vertrag zustande gebracht, aber wie günstig dessen Bedingungen sind, zeigt sich nun erst, als die Vorausbestellungen anfangen, einzulaufen. Der Kaiser von Rußland steht mit fünftausend Rubel an der Spitze, und gegen den Herbst kann Hein-

rich Peſtalozzi aus ſeinem Anteil mit einer Einnahme von fünfzigtauſend Franken rechnen. Das iſt ein Erfolg, den er auch in hoffnungsvollen Stunden nicht erträumte; nun kommt der Segen in die Entmutigung. Alſo bin ich den Leuten doch nur ein Buchſchreiber geblieben, ſagt er zuerſt noch grollend und will auch nichts mehr von ſeinen Schriften wiſſen. Als er ſie endlich zur Hand nimmt, in ſeiner Bergſtille zu prüfen, was die bittere Erfahrung dieſer Jahre daran geändert habe, packt ihn allmählich doch der Eifer, das Veraltete darin neu zu ſagen. Damit wird er, ſich ſelber unbemerkt, auf die Heerſtraße ſeines Lebens zurückgeführt; er ſieht wieder, in wieviel Abenteuer er für die Befreiung der Menſchheit gezogen iſt, und wird Blatt auf Blatt aufs neue begeiſtert für den Sinn ſeiner Sendung: die Treppe der Bildung in das Haus des Unrechts zu bauen.

Selbſt, was die Geißel ſeines Lebens geweſen iſt, die eigene Unbrauchbarkeit, die er — in ſeiner Krankheit nichtswürdig vollendet — aus dem Seeboden heraufbrachte in die Juraluft, hört auf, ihn zu lähmen: Ich ſollte nicht anders ſein, als ich da bin; Gott hat meine Seele gemacht, nicht ich; er wird wiſſen, warum ſie ſolch ein unreines, undichtes und verbeultes Gefäß ſein mußte! Vielleicht, oder gewiß, daß ich anders dem Menſchengeiſt untauglich geweſen wäre, weil es doch ſoviel ſaubere und glatte Kannen gibt, darinnen nur Selbſtgefälligkeit iſt. Und darf ich wohl klagen, daß es mir übel ging, wo es meine Begnadung war, um der Menſchheit willen aus Schuld und Irrtum zu lernen?

Wenn er in ſolchen Gedanken von der ſonnigen

Bergweide hinunterſieht über den See, der von hier oben betrachtet mit ſeinem Becken tief in die Berge gezwängt iſt, wie das Tal unterm Gurnigel, kann es ihm geſchehen, daß ihn ſchon wieder ein Lächeln anfliegt, weil er das großmächtige Dach des Zähringer Schloſſes klein wie ein Spielzeug ſieht: Es waren nicht ſeine vier dicken Türme, die mich ängſtigten — ſie ſind gar nicht dick, ein Finger vor meinen Augen hält ſie alle vier zu —, es war der babyloniſche Turm meiner Erziehungsanſtalten. Was mir nun ein Mittel ſein ſollte, meine Methode klarzumachen und mir das Geld für mein Armenkinderhaus zu bringen, das iſt mir in Wahrheit über den Kopf gewachſen, ſo hoch, daß ich vom Himmel nur noch das Viereck über meinem Gemäuer ſah. Hätte ich Waiſenvater in Stans bleiben können, wäre meine Welt klar und einfach und überſichtlich für meinen Verſtand geblieben. Ich hätte es ſchwerer gehabt, gleichviel, ich wäre glücklicher geweſen! Und Heinrich Peſtalozzi freut ſich wie ein Knabe, als er auf der Kuhweide in Bulet ein Wort findet, das ihm alle Qual der letzten Monate in einen bitterſüßen Scherz umkehrt: Weil ich es leicht hatte, weil ich es mir zu leicht machte, nur darum bin ich unglücklich geworden! Und jedesmal — wie ein Sennbub wettend die Hand hinhält — ſteht hinter dem Wort und dem Gedanken ſein Mut ſchon wieder auf beiden Beinen da: Topp, was gilt's? Mein Leben hat noch Raum, glücklich zu werden!

Als er im Herbſt von ſeinem Berg herunterkommt, nußbraun von der Sonne, daß ſeine Augen wie zwei Porzellanſchilder darinſtehen — hat ihm Schmid in

die Hand verſprochen, daß er den Traum ſeiner Seele, ſein Armenkinderhaus, ſogleich verſuchen darf.

Er findet ein Gebäude dafür in dem benachbarten Clindy; denn nun hat er keine Fluchtgedanken mehr: Meine Welt iſt überall! ſagt er, der ſich mit den Einnahmen aus ſeinen Schriften fürſtlich genug vorkommt, die Heimat ſeines Werkes ſelbſt zu wählen. Auch Gottlieb, der Enkel, der von den Frauen einem Gerber in die Lehre gegeben war — damit er einmal feſter als ſein Großvater im Leben ſtände — und der ihm zu Neujahr fröhlich wiederkommt, will gern hierbleiben, wo ſeine Mutter und die Großmutter begraben liegen. Ich habe meinen Jungbrunnen wieder! ſagt Heinrich Peſtalozzi, und als er in ſein dreiundſiebzigſtes Jahr tritt, lieſt er den Seinen zum Geburtstag eine Rede vor, die ihnen und der Welt ein Teſtament ſeiner befreiten Stimmung ſein ſoll; ſie ſchreitet Schritt für Schritt noch einmal die Abſichten ſeines Lebens ab, um mit dem letzten in Clindy am Ziel zu ſein. Gleich für den Neuhof hat er die Betteltrommel rühren müſſen, und bis ins Alter ſind ihm die Geldſorgen auf den Ferſen geblieben: jetzt endlich einmal ſteht er ſelber als Stifter da, und keine Stunde in ſeinem Daſein iſt er ſo ſtolz im Glück geweſen wie nun, da er die fünfzigtauſend Franken als ewiges Kapital für ſeine Anſtalt in Clindy ſtiftet.

Es iſt die Höhe ſeines Lebens, die er nun in der dünnen Luft ſeines Alters doch noch erreicht. Als ich auszog, war ich einer; jetzt ſind es Tauſende in der Welt, die meinem Gedanken dieſe Hilfe bringen! Aus dem Einſiedler in Neuhof iſt eine Gemeinde in

Europa geworden; mein letztes Werk in Clindy soll dem Menschengeist in Europa eine andere Stunde der Befreiung einläuten als das Jakobinertum der Revolution! In Stans, wo ich meine Schulmeisterschaft begann, ist auch die Heimat von Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach dem Vaterland mit seiner Brust eine Gasse durch die Lanzen machte: mir hat es die Brust zerstochen gleich ihm, aber nun ich sterben gehe, schallt Sieg um mich, weil ich die Gasse der Menschenbildung gebrochen habe!

98

Es sind die Sturmtage mit jagenden Regen- und Hagelschauern, die das schönste Abendrot auftun und die Berge mit den Wolken in eine Herrlichkeit verklären. Aber leicht ist dann noch hinter den Bergen ein Hinterhalt der kalten Winde, die den Nachthimmel doch wieder mit schwarzem Sturmgewölk bedecken, als ob der Aufruhr nun in die hohen Lüfte gekommen wäre, indessen die Nacht sich ruhig in die Täler der Erde legt. So brennt die Abendröte Heinrich Pestalozzis in die letzte Täuschung hinein: er hat die fünfzigtausend Franken aus den Händen gegeben, ehe sie darin waren; erst nach drei Jahren kommt eine Rate von zehntausend Franken an; so kann er die Anstalt auftun, aber nicht halten. Niederer hat den Streit um mein und dein zu einem Prozeß gemacht. Demütigung und Trotz, Zorn und Verzweiflung, Liebe und Verrat: alles jagen die kalten Winde aus dem Hinterhalt der Berge in den Sturmwind der sinkenden Nacht.

Noch ſechs lange Jahre bleibt Heinrich Peſtalozzi in Ifferten, und immer mehr entſinken die Zügel ſeiner zitternden Hand: wohl hält Schmid die Peitſche, die Pferde doch noch in den Stall zu bringen, aber längſt ſchon iſt es kein fröhlicher Trab mehr, den ſie laufen; ſie ſind vom Weg gekommen, und ihre Beine ſtapfen im Moor, das die Räder verſinken läßt, bis keine Hoffnung bleibt, den Wagen zu retten: ſie müſſen abſpannen vor der Nacht und mit den Pferden den Heimweg nach dem einſamen Licht ſuchen, das aus der Ferne leuchtet. Es kommt vom Birrfeld, wohin ſein Enkel Gottlieb mit der Schweſter Schmids, als ſeiner jungen Frau, ihnen vorausgegangen iſt, den dritten Hausſtand im Neuhof zu verſuchen. Am letzten Februar ſeines achtzigſten Jahres nimmt Heinrich Peſtalozzi Abſchied von dem Grabſtein unter den Nußbäumen; ſeine Hände ſind nicht mehr ſtark genug, daran zu rütteln, und in ſeiner Seele raſt kein Zorn mehr: Ich muß heim, Anna, klagt er, du bleibſt unter deinem gemeißelten Stein; ich armer Müdling gehe bei den Enkelkindern im Birrfeld eine Zuflucht ſuchen. Aus Reichtum und Armut kamen unſere Wege zuſammen, nun ſcheidet ſich der meine in die Armut zurück; dich laſſe ich im Schloß, als deſſen Herrin ſie dich begruben!

99

Der Schnee vergeht im Tauwind, und die Waſſerrinnen ziehen ſchwarze Striche hindurch, als Heinrich Peſtalozzi nach ſiebenundfünfzig Jahren zum zweitenmal auf das Birrfeld kommt: Es gibt keinen

Punkt auf dieſem meilengroßen Kirchhof, ſagt er zu Schmid, darauf ich nicht eine Erinnerung als Grabſtein ſtellen könnte! Aber wie ſie gegen den Neuhof fahren, ſteht Liſabeth da, die faſt ein halbes Jahrhundert lang ſeine Schaffnerin geweſen iſt, und hängt Kinderwäſche in den Wind. So bin ich auch noch Urgroßvater geworden! will er ſagen, aber der Boden ſeines Lebens bricht durch, daß Anna und Jakob, ſein Enkel Gottlieb mit ſeiner Frau nichts mehr als die Erinnerung eines fremden Romans in ſeiner Seele ſind. Ich habe mich verſpätet, Babeli, ruft er und will aus dem Wagen zu ihr hinſpringen; doch ſind ihm die Beine ſteif von der langen Fahrt, und ehe er an die Gartentür kommt, ſteht Liſabeth ſtatt ihrer vor ihm und nimmt ihn an der Hand: Wir haben erſt für morgen auf Euch gerechnet, Herr Peſtalozzi, aber die Suppe wird bald gerichtet ſein! Er ſieht ihr hartes, treues Geſicht und findet das Babeli nicht; als ob er ſich verirrt hätte, tritt er in das Haus. Auch als ſie ihm den Urenkel darbringen, betrachtet er das eigene Geſchlecht kopfſchüttelnd wie ein fremdes und beugt ſein braunes Runzelgeſicht über das Kiſſen, als ob er ſich vor ihm entſchuldigen müſſe: Ich will hier nur den andern Wagen abwarten, ſagt er und merkt nicht, daß ſeine Tränen dem Säugling ins Geſicht tropfen, bis der ein Geſchrei anhebt und in ſeine Kammer zurückgebracht wird.

Als danach die letzten Leintücher des Winters aus dem Birrfeld verſchwinden und die Quellen wieder klar fließen, geht er viel um den Neuhof herum, die Obſtbäume zu ſuchen, die noch aus ſeiner Zeit

ſtehengeblieben ſind — es iſt mancher ein Krüppel geworden, den er noch als ſchwankes Stämmchen kannte —, da drängen ſich die Grabſteine ſeiner Erinnerung am dichteſten, und je nachdem ſie luſtig oder ärgerlich ſind, kann er zornig brummen oder lachen. Wenn ihn die Birrer ſo ſehen, wie er mit dem Halstuchzipfel im Mund ſeine ewige Unterhaltung hat, ſagen ſie, er ſei kindiſch geworden; aber die Alten, die ihn noch kennen, wehren ab: ſo ſei er immer geweſen, im Streit mit den eigenen Gedanken. Daß ſie ihn die ſchwarze Peſtilenz nannten, will keiner ſo recht mehr wiſſen; alle aber wundern ſich, wie er mit ſeinen achtzig Jahren noch rüſtig zu Fuß iſt und weder einen Gang nach Brugg oder hinauf nach Brunegg anſchlägt, wo die Frau Hünerwadl — ehemals ſeine Schülerin zu Iffertен — ihm noch immer wie eine Tochter anhängt. Wenn ihm der Berg zuviel geworden iſt in der Maiſonne, fordert er ſich von ihr ein Ruhebett, ein Stündchen friedlich zu ſchlafen. So lebt er den erſten Frühling, als ob er nur auf den Tod warte und von der Raſtloſigkeit ſeines langen Lebens allein noch ſeine ſchrulligen Gewohnheiten hätte.

Wie dann aber die Maienbluſt auch im Birrfeld ihre weißen Fahnen weht mit Wolken und Blühebäumen und in Schinznach wieder die Helvetiſche Geſellſchaft tagt, in der er vor einundfünfzig Jahren den Vortrag des Landvogts Tſcharrner hörte, läßt er ſich hinüberfahren und erſcheint unter den Jungleuten, die da im Geiſt ihrer Väter und Großväter raten. Es lebt keiner mehr aus jenen Tagen, und ſo ſteht er erſchüttert am ſelben Ort und in derſelben

Stube unter den fremden Geſichtern einer neuen Zeit; aber es ſind wenige da, die ihn nicht kennen, und auch dieſe wenigen ſchätzen es als ein Glück, den Greis zu ſehen, der wie eine ehrwürdige Geſtalt der Vorzeit in ihre Gegenwart eintritt. Und ſo erlebt Heinrich Peſtalozzi noch einmal, daß es außer den Züricher Humaniſten und den Berner Ariſtokraten doch andere Schweizer gibt, die ihm innig anhängen; und daß es die Beſten ſeines Volkes ſind, die ſich hier treffen, weiß er aus ſeinen Tagen. Es wird ein Jubel ohnegleichen, als ſie ihn zu ihrem Präſidenten wählen; und wenn er ſich wie ein dürres Eichblatt vorkam, als er eintrat, vom Wind in ihr junges Grün geweht, ſo geht er andern Tags fort in dem Gewühl eines Baumes, der ſeine Blätter rauſchen hört.

Seit dieſem Maitag drängen die Säfte noch einmal hoch, die ihm ſelber in der Vereinſamung und Enttäuſchung der letzten Jahre eingetrocknet ſchienen. Seine Wurzeln haben die Heimat wiedergefunden; aber es iſt nicht das Birrfeld, es iſt das ganze Schweizerland, darin er ſich gewachſen fühlt, indeſſen zu Ifferten nur das Gezänk von Lehrern und Zöglingen war. Nun braucht ihn niemand mehr an die noch ausſtehenden Bände ſeiner Geſammelten Werke zu mahnen; eher müſſen die Seinen aufpaſſen, daß er ſich nicht zuviel zumute. Sie haben ihm einen Mann gefunden, der ſein Diener und Schreiber in einem iſt, einen ordentlichen Glarner namens Steinmann; der hat nun manchmal bis tief in die Nacht zu ſchreiben, während Heinrich Peſtalozzi nach der Gewohnheit ſeines müden Rückens in den Klei-

dern auf dem Bett liegt und unermüdlich das Band seiner Gedanken abwickelt. Ehe er es selber gedacht hat, ist er mitten darin, noch einmal die Lehre seiner Menschenbildung darzustellen. Er nennt es seinen Schwanengesang, und der treue Steinmann muß oft genug anhören, wieviel Wehmut und Schelmerei sich in dem Titel mischen; denn als er noch einmal mit dem Eifer seines Alters das Ziel und die Mittel seiner Lehre durchgegangen ist, als ob er behend eine Leiter hinaufliefe, die er sich Sprosse für Sprosse selber mit dem Schnitzmesser machen mußte: kommt er wieder an das Fragezeichen, das ihm seine Lebenserfahrung als Fähnchen oben hingesteckt hat: Warum, wenn dies alles so klar und notwendig ist, warum bin ich selber mit meinen Versuchen immer wieder gescheitert und als ein Unbrauchbarer auf den Neuhof zurückgekehrt?

Noch einmal zieht er die Lehre aus seinem Leben, die ihm die harte Juraluft in Bulet gab, daß er ein unreines und verbeultes Gefäß für seine Lehre gewesen sei; und derselbe Bekennerdrang, der ihm den Sarg in die Kapelle stellte, läßt ihn nun nach den Mängeln seiner Natur und ihrer Erziehung suchen. Sich selber unerwartet, schreibt er mit achtzig Jahren seine Lebensgeschichte; aber es ist weder Altersgeschwätzigkeit noch Eitelkeit oder Jugendwehmut darin, es wird die Schicksalsgeschichte seiner Fehler und Schwächen. Und er ist tapfer genug, vor Iffer-ten nicht haltzumachen; obwohl ihm doch wieder Bitterkeit und Zorn einfließen, daß er oft genug an den Bodensatz seiner Verzweiflung kommt, läßt er nicht nach, bis er auch da seine Lehre und ihre Gül-

tigkeit von ſeiner eigenen Unbrauchbarkeit gereinigt hat.

Der Sommer weht ihm darüber hin wie kaum einer in ſeinem Leben; es wird Herbſt und Winter, ehe er es weiß, und erſt, als wieder Frühjahr um ihn iſt — es ſind nur einundachtzig Lenze, denkt er, man könnte ſie in einer Minute zählen, wenn ſie neben- ſtatt hintereinander ſtänden; und nur, weil man immer eins durchs andere ſieht, ſcheint es wie eine Unendlichkeit —, kann er die Druckbogen abſenden. Es iſt unterdeſſen noch einmal bunt um ihn geworden; ſeitdem er ſich ſo unvermutet in Schinznach zeigte, wiſſen viele, daß er wieder im Land iſt; und mancher erinnert ſich ſeiner als eines Ideals der eigenen Jugend, das er über den toten Jahren zu Ifferten faſt vergeſſen hat, als ob Heinrich Peſtalozzi längſt geſtorben wäre: nun iſt er für den Aargau von den Toten auferſtanden, und es vergeht ſelten ein Tag, der ihm nicht einen Dank zubrächte, ein Stück ſeines Menſchengeiſtes, das irgendwo zum eigenen Leben kam und ſich ſeines Schöpfers erinnert. Er hat ſich noch einmal durch den Groll ſchreiben müſſen: es waren die Reſte des alten Mannes in mir, denkt er nun oft mit den Worten Annas; ſeitdem ich den los bin, iſt mir frei und leicht.

So geht er zum andernmal in die Helvetiſche Geſellſchaft, diesmal nach Langental als ihr Präſident; und was im vergangenen Jahr eine Überraſchung geweſen iſt, fällt nun als Springbrunnen des Segens auf ihn zurück. Er fühlt es und ſagt es auch: Dies iſt der Dank meines Landes! Und alle bitteren

Jahrzehnte wiegen nun die eine Stunde nicht auf, da er ſich im Kreis dieſer Männer und Jungmänner als eine Lebensquelle fühlt, die immer noch über den Rand zu fließen vermag. Er kommt beſchüttet vom Glück und mit der ſeligen Wehmut heim, daß es ſein letzter Tag in ihrem Kreis geweſen ſei, weil er ein Noch-einmal nicht ertrüge.

Im Spätſommer iſt er immer noch rüſtig genug, mit Schmid — der ſeit Ifferten ein Unſteter geworden iſt und nun nach Paris will, um dort eine franzöſiſche Ausgabe der Geſammelten Werke einzurichten — bis Baſel zu reiſen; in die Stadt, die ihn, das weiß er, bis auf den Tag verachtet in dem Hochmut ihrer geſicherten Kultur, und die ihm doch zweimal durch einen ihrer Bürger zur Rettung geworden iſt. Ich hätte nicht herkommen ſollen, klagt er; es ſtimmt ihn wehmütig, die Gaſſen und Häuſer wiederzuſehen, die einmal lebendig um ſein Leben ſtanden und jetzt für ihn geſtorben ſind. Doch läßt er ſich durch Schmid verleiten, im Wagen nach Beuggen hinauszufahren, wo Zeller ein Waiſenhaus in ſeinem Sinn führt. Da hat ſich die Anſtalt ſeit Tagen gerüſtet, den Vater der Waiſen zu empfangen, und die Kinder treten ihm mit Geſang entgegen. Er weiß beim erſten Ton: das hätte ich mir nicht antun dürfen, meinem verſagten Herzenswunſch das Bild eines fremden Gelingens zu zeigen. Sie wollen ihm einen Kranz überreichen, aber er wehrt ihn ab und wankt vor ihnen in den Saal, wo ein Ehrenpult ſteht, daß er zu den Kindern ſpräche. Vorher ſingen ſie noch einmal:

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!

Hat ihm schon draußen der Gesang an sein tiefstes Leid gerührt, so reißt er ihn nun zu Tränen hin, daß er meint zu ersticken. Die Goetheschen Verse, die ihm schon in „Lienhard und Gertrud" klangen, wie wenn irgendwo in der Welt eine Quelle der Liebe unerschöpflich quölle, ergreifen ihn nun in ihrer überirdischen Schönheit; er vermag vor den Augen dieser Waisen, die alle mit fragender Neugier an seinem Schmerz hängen, nichts als aus der Tiefe seines Herzens zu schluchzen, wie vielleicht in seiner ersten Jugend, aber nie mehr in seinem bitter gesegneten Leben.

Der Tag hat ihm in seine Heiterkeit einen Schnitt gemacht, der nicht wieder heilt. Obwohl sein Verstand kopfschüttelnd dabeisteht, er vermag seiner Seele nicht Halt zu gebieten, die nun ihre Sehnsucht immer nach der gleichen Seite fließen läßt, bis sein Enkel Gottlieb ihm nachgibt und neben dem Neuhof noch den Bau eines Armenkinderhauses beginnt. Er weiß es genau und sagt es sich immer wieder, daß er nicht mehr hineinkommt, daß es aus seinem Leben in die Nachwelt gebaut wird; aber er kann seine Hände nicht davon lassen, und wieder wie da-

mals am Neuhof steht er unter den Bauleuten, ihnen übereifrig Handreichung zu tun, obwohl es nasser Schnee ist, darin seine Füße kalt werden.

Unterdessen ist sein „Schwanengesang" erschienen; aus seiner Lebensgeschichte hat ihm der Verleger die Jahre in Ifferten herausgenommen, er hat sich aber nicht abhalten lassen, daraus eine besondere Schrift zu machen, die er „Meine Lebensschicksale" nannte. Lobendes und Tadelndes kommt ihm darüber zu, es ist ihm nicht mehr wichtig, seitdem er in Beuggen war: Ich bin auf dem Altenteil der Seele, sagt er dem Steinmann, der Menschengeist muß sehen, wie er allein in der Welt zurechtkommt! Aber im Spätwinter fällt ihm die Antwort aus Ifferten wie ein Stein auf den Tisch. Niederer hat ihn geworfen, jedoch nicht die Tapferkeit gehabt, dafür einzustehen, so daß nun ein junger Lehrer an der Mädchenschule mit dem Namen Biber die Schrift decken muß. Als Heinrich Pestalozzi die Anklage liest, die ein ziemliches Buch ist, hat er ein Gefühl, als ob er noch immer lebe, aber die Welt um ihn hätte ihren Lauf eingestellt. Vor einem halben Jahr würde er es verwunden haben, sich aus dem eigenen Haus als Lügenvater und als Wahnsinniger beschimpft zu sehen; jetzt, nach dem Tag in Beuggen, trifft ihn der Dolchstich, daß er hinstürzt.

Mitten aus seiner hartnäckigen Gesundheit haben sie nun im Neuhof einen Kranken zu pflegen, dem das Fieber aus der Seele in den Körper zu rasen scheint. Schon liegt er von Schmerzen zerrissen auf dem Bett, da will er noch die Antwort schreiben, und er fleht den Arzt an, ihm ein paar ärmliche

Wochen zu ſchenken, da er vorher doch ſo ſinnlos lange gelebt habe! Nicht mehr wie ſonſt vermag er zu diktieren, er muß die Feder ſelber führen, und es iſt grauſig für den getreuen Steinmann, daß er ihn vielmals ohne Tinte ſchreiben ſieht: Tupfen, Herr Peſtalozzi, tupfen! ſagt er ihm immer wieder; aber die gequälte Seele ſieht nicht mehr, was ſie tut.

Die Schmerzen werden bald ſo ſtark — es ſind Harnbeſchwerden —, daß der Arzt ihn nach Brugg haben möchte, um beſſer nach ihm zu ſehen. Noch liegt dicker Schnee, als ſie ihn mit Kiſſen und Decken in einen Schlitten packen. Das iſt mein Wagen, diesmal der letzte, ſagt er zu ſeinem Urenkel, den ſie ihm aus der Wiege anbringen müſſen, daß er den fiebrigen Kopf über ihn neige; auch den andern gibt er mit tapferen Worten die Hand, nur als ſie an den halbfertigen Mauern des Armenhauſes vorbeifahren, hält er ſich die weinenden Augen zu.

Im Gaſthaus zum Roten Haus in Brugg wartet die Sorgfalt auf ihn, und Steinmann iſt da, ihn zu pflegen. Noch eine Woche lang ſtrömt ihm die beſorgte Liebe ſeiner Freunde aus dem Aargau zu, und er iſt wach genug, ſie zu empfinden; nur der Glarner, der ihn nun beſſer kennt als irgendeiner, ſieht durch Tränen, wie er die Hände nicht mehr zu halten vermag, die Hände und die Lippen, als ob er unabläſſig aus einem niederſtürzenden Schutt die Worte ausſcharren müſſe.

Als es ſtiller damit wird, weiß der treue Diener zuerſt, wer die Ruhe bringt; und während die andern an ſeiner Heiterkeit wieder auf Geneſung zu hoffen wagen und mit ihm ſprechen, als ob dies nur

ein unpäßlicher Aufenthalt auf einer Poſtſtation ſei, geht Steinmann in blinder Trauer um ſeinen erwürgten Herrn beiſeite. Bis mit dem Abend die Heiterkeit aus den Augen Heinrich Peſtalozzis auch in die Sprache kommt, daß ſie hell und frei wird wie bei einem Knaben, und endlich ſich ein überirdiſches Lächeln um die Greiſenlippen legt, dem nur die Augen nicht ſtandhalten, weil ſie im Anblick der jenſeitigen Welt erſtarren und für dieſe leblos aufgeriſſen ſind: da ſchließt ſeine Dienerhand die beiden Fenſterläden, die zwiſchen dieſes und jenes Leben von Anbeginn der Menſchheit gelegt ſind.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 12 02 03 011 0